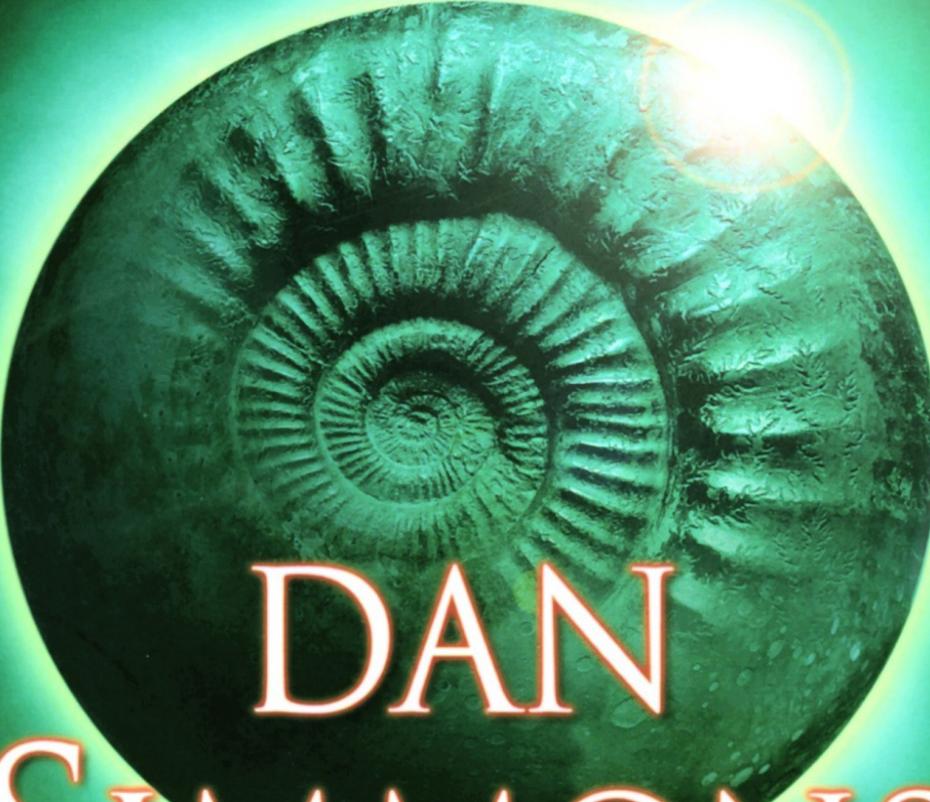


HEYNE



DAN
SIMMONS
HELIX

HEYNE <



DAS GROSSE ZUKUNFTSEPOS VOM AUTOR DER BESTSELLER »TERROR« UND »DIE HYPERION-GESÄNGE«

Dies ist die Geschichte von Ereignissen, die die Welt für immer verändern werden. Dies ist die Geschichte unserer Zukunft.

»Dan Simmons schreibt wie ein Gott!
Ich kann kaum sagen, wie sehr ich ihn beneide.«
STEPHEN KING

»Simmons ist mehr als brillant – er nimmt den Leser mit an Orte, die man sich in seiner wildesten Phantasie nicht vorstellen kann.«
DEAN KOONTZ

»Ein grandioser Autor! Dan Simmons erschafft die phantastischen Mythen unserer Zeit.«
ENTERTAINMENT WEEKLY

ISBN: 978-3-453-52444-6 € 8,95 [D]



9 783453 524446

Das Buch

Mit seinen internationalen Bestsellern »Terror« und »Die Hyperion-Gesänge« hat Dan Simmons eindrucksvoll unter Beweis gestellt, dass es ihm wie kaum einem anderen Schriftsteller gelingt, historische und phantastische Stoffe zu gewaltigen Epen zu formen. Auch in den in diesem Band gesammelten Erzählungen wird diese Kunst deutlich: Die Geschichte eines Mannes, der wortwörtlich in die bizarre Phantasiewelt eines jungen Mädchens gerät; die Geschichte einer Raumschiffbesatzung, die in den Tiefen des Alls auf Schmetterlinge stößt; die Geschichte der Menschen des Jahres 3001, die auf ihre letzte Reise warten; die Geschichte dreier irdischer und eines außerirdischen Bergsteigers, die gemeinsam den K2 erklimmen; die Geschichte des Astronauten, der die Wahrheit über das russische Raumfahrtprogramm erfährt ...

Fünf preisgekrönte Erzählungen von einem der bedeutendsten Autoren der Gegenwart – in denen Dan Simmons unter anderem in das Universum von »Die Hyperion-Gesänge« zurückkehrt und die Grundlage für seine Zukunftssaga »Ilium« legt.

Der Autor

Dan Simmons wurde 1948 in Illinois geboren. Er schrieb bereits als Kind Erzählungen, die er seinen Mitschülern vorlas. Nach einigen Jahren als Englischlehrer machte er sich 1987 als freier Schriftsteller selbstständig. Sein zuletzt erschienener Roman »Terror« über die legendäre Polarexpedition John Franklins stand monatelang auf den Bestsellerlisten. Simmons lebt mit seiner Familie in Colorado, am Rande der Rocky Mountains.

Im Wilhelm Heyne Verlag sind von Dan Simmons außerdem erschienen: *Sommer der Nacht, Im Auge des Winters, Die Hyperion-Gesänge, Ilium, Olympos, Kinder der Nacht, Terror.*

DAN SIMMONS

HELIX

Erzählungen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
WORLDS ENOUGH & TIME
Deutsche Übersetzung von Jürgen Langowski

Überarbeitete Neuausgabe 6/08

Copyright © 2002 by Dan Simmons

Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München in der Verlagsgruppe Random House GmbH

www.heyne.de

Printed in Germany 2008

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52444-6

INHALT

Einleitung

Auf der Suche nach Kelly Dahl

Die verlorenen Kinder der Helix

Der neunte Av

Mit Kanakaredes auf dem K2

Das Ende der Schwerkraft

EINLEITUNG

»Ganzheit; alles andere ist Öde und Trostlosigkeit.«

Mit diesem Satz beginnt und endet »Daniel Martin« von John Fowles. Es ist einer meiner Lieblingsromane, den ich freilich vier- oder fünfmal lesen musste, ehe ich die volle Bedeutung dieses Satzes erfassen konnte – nicht nur in Bezug auf den Roman selbst, sondern auch als *cri de cœur*, der als Mahnung an alle Schriftsteller und Künstler aus dem Herzen der Kunst selbst zu kommen schien. In der vorletzten Szene von »Daniel Martin« wird der Titelheld mit diesem Befehl konfrontiert, als er den Blick des alten Rembrandt sieht. Kompromisslos brennt auf einem der letzten Selbstporträts des Meisters die Kraft in den beragten Augen. Auch mich hat der Anblick eines Selbstbildnisses von Rembrandt wie ein Hammerschlag getroffen, und auch ich bin der Ansicht, dass hier sowohl die letzte Frage als auch die letzte Antwort zur schöpferischen Suche des Künstlers festgehalten sind.

Eigentlich schätze ich es nicht, wenn man mich durch Einführungen darauf vorbereiten will, ein besseres Verständnis für ein fiktives Werk zu bekommen. Ich lese Einleitungen zwar ganz gern, bin aber gleichzeitig auf der Hut. Für viel zu viele gilt das, was John Keats über schlechte Dichtung sagte: »Man spürt die Absicht uns gegenüber – und wenn wir dem Verfasser nicht beipflichten, schiebt er die Hände in die Hosentaschen.« Als Autor bin ich der Ansicht, dass eine Erzählung – wie die Kunst ganz allgemein – für sich stehen und nur für sich selbst genommen beurteilt werden sollte. Man sollte sie nicht mit hohlem Wortgeklingel retuschieren oder rechtfertigen müssen.

Und doch ...

Da ich Leser und Autor zugleich bin, gefällt es mir, wenn die Geschichten meiner Lieblingsautoren durch Einleitungen in einen Kontext gestellt werden. Mein Freund Harlan Ellison sagte einmal: »Alle raten mir, eine Autobiografie zu schreiben. Ich antworte ihnen: ›Ich habe sie in jeder Geschichte, die ich veröffentliche, in Stückchen und Bröckchen in den Einleitungen, längst geschrieben.‹« Ich verspüre zwar nicht den Drang, eine Autobiografie zu schreiben, aber ich muss gestehen, dass ich Harlans mitreißende, aufschlussreiche Einführungen liebe, ja dass ich mich an einige dieser Texte sogar noch erinnern konnte, als ich die Einzelheiten der Geschichten, zu denen sie gehörten, längst vergessen hatte.

Im Gegensatz zu Performance-Künstlern, die ihr Publikum überall finden – etwa in den Benutzern eines Aufzugs oder den Gästen eines Restaurants –, trete ich in der Öffentlichkeit nicht in Erscheinung und habe auch nicht die Absicht, daran etwas zu ändern. In einer Zeit, in der die Privatsphäre missachtet wird und alle an rückhaltlosen Enthüllungen interessiert sind, wirke ich mit meinem Beharren auf Zurückgezogenheit altmodisch. Nein, ich *bin* damit altmodisch. »Sagen Sie nichts, ich werde auch nicht fragen« – das könnte meine Haltung zu einem großen Teil der Welt beschreiben, die vieles viel zu schnell offenbart.

Doch als Romanautor, der ab und an auch Kurzgeschichten veröffentlicht, habe ich die Mauern meiner Privatsphäre längst bewusst niedergerissen. »Schriftsteller treiben ihre Dämonen selbst aus«, sagte Mario Vargas Llosa einmal, und das Gegenstück zu dieser Maxime ist Henry James' Bemerkung, die Gegenwart des Autors sei wahrnehmbar »auf allen Seiten all seiner Bücher, aus denen er sich so eifrig zu tilgen suchte«.

So ist vielleicht das Herstellen eines Kontextes die einzige Rechtfertigung für Einführungen, wie sie in dieser Sammlung erscheinen. Womöglich sind Einleitungen aber auch einfach nur ein Ausdruck guter Manieren, so wie man »Hallo« zu anderen Wanderern sagt, denen man hier in den Rocky Mountains, wo ich lebe, begegnet. Wenn man es richtig macht, beeinträchtigt der Gruß nicht die Landschaft und die Einsamkeit, welche die wahren Gründe sind, um hier zu wandern – und wenn man es richtig macht, stört eine Einführung den Leser auch nicht beim Lesen der Geschichte.

Die fünf Erzählungen in diesem Band sind in einer Zeit entstanden, in der der Autor deutliche, aber nicht unbedingt äußerlich sichtbare Veränderungen durchgemacht hat. Man möchte an Dante denken, der in der »Göttlichen Komödie« den Abschnitt über die Hölle folgendermaßen beginnen lässt:

*Auf halbem Weg des Menschenlebens fand
Ich mich in einen finstern Wald verschlagen,
Weil ich vom rechten Weg mich abgewandt.
Wie schwer ist's doch, von diesem Wald zu sagen,
Wie wild, rau, dicht er war, voll Angst und Not;
Schon der Gedank erneuert noch mein Zagen.
Nur wenig bitterer ist selbst der Tod;
Doch um vom Heil, das ich drin fand, zu künden,
Sag ich, was sonst sich dort den Blicken bot.*

Man könnte das für melodramatisch halten und die Ansicht vertreten, dass nicht sehr vielen Menschen eine Führung in und durch den neunten Kreis der Hölle angeboten wird – aber genau dort lan-

den natürlich die meisten früher oder später. Viele – wenn auch nicht alle – haben das Glück, an Satans behaarten Schienbeinen hinunterklettern zu können (oder hinauf, weil er im eisigen neunten Kreis kopfüber begraben liegt), um wieder herauszukommen, und wenn sie auf dem Weg nach oben schon nicht durchs Fegefeuer ins Paradies gelangen, so doch wenigstens ins Licht eines gewöhnlichen Arbeitstages.

Ich hätte da einen Vorschlag. Falls Sie sich einmal in dichtem Gehölz wiederfinden, an einem Ort, an dem die einfachsten Dinge schiefgehen (was heißt, Ihr ganzes Leben gerät aus den Fugen), dann empfehle ich Ihnen, genügend Geld für ein paar Monate Therapie zusammenzukratzen. Wenn Sie das Geld dann haben, pfeifen Sie auf die Therapie und fliegen stattdessen zur Insel Maui. Fahren Sie zur fast unbewohnten Nordostküste und mieten Sie in der Nähe des Dorfes Hana (800 Einwohner) ein kleines *hale*. Wenn Sie dort sind, essen Sie hauptsächlich Reis und Gemüse, schlafen mit dem Rauschen der Brandung ein und erwachen vor der Morgendämmerung davon, dass der »weiße Regen von Hana« aufs Blechdach trommelt. Sie wandern viel, zeichnen ein bisschen, schreiben ein wenig (falls Ihnen das liegt) und hören Musik, soweit es Ihre Stimmung erlaubt. Der Waianapanapa State Park in der Nähe von Hana ist ein großartiger Ausgangspunkt für Wanderungen an der Küste – entweder nach Süden in Richtung Hana Town oder, noch interessanter, einige Meilen nach Norden bis zum kleinen Flugplatz von Hana. Wenn Sie sich vom Dorf entfernen, sollten Sie aber vorsichtig sein, denn der alte hawaiische »befestigte Wanderweg«, der am kahlen, vulkanischen Strand verläuft, ist keineswegs befestigt und stellenweise nicht einmal mehr als Weg zu erkennen. Der Wanderer muss über Blaslöcher springen und sich unter hohen

Klippen an der donnernden Brandung im Geröll seinen Weg suchen. Ich übertreibe nicht, es ist wirklich eine bezaubernde Gegend – wunderschön mit dem milden Regen und den darauf folgenden Regenbogen, die sich über die grünen Hänge von Haleakala spannen. Sie werden garantiert auf andere Gedanken kommen.

Fünf Tage sollten reichen, eine Woche wäre noch besser.

Die längeren Geschichten, die Sie in dieser Sammlung finden, müsste man wahrscheinlich als Novellen bezeichnen, aber mir war nie so recht klar, von welchem Umfang an diese Bezeichnung gilt, deshalb nenne ich sie einfach »längere Geschichten«. Es gibt keine übergreifende Architektur, wohl aber einige gemeinsame Themen, die immer wieder auftauchen.

Wenn Autoren über ihre Themen reden, werden sie oft anmaßend. Ich will mich also lieber jetzt schon entschuldigen, falls die folgenden Kommentare diesen Eindruck erwecken sollten. Früher oder später muss freilich jeder mal über sein Handwerk reden – und wenigstens seinen Ehrgeiz beschreiben, ohne deshalb unbedingt über vollbrachte Leistungen zu schwadronieren.

Im Idealfall sollten die hier versammelten Geschichten (genau wie meine Romane) den Gedanken des *niwa* verwirklichen, was die Elemente des *fukinsei*, *kanso*, *koko*, *datsuzoku*, *seijaku* und *shibui* einschließt. All diese Elemente müssten durch die Resonanz von *wabi* und *sabi* verstärkt werden. Das scheint nicht immer der Fall zu sein, aber ich betrachte es zumindest als mein Ziel.

Vor einigen Jahren bin ich mit einem Freund nach Japan und in andere Regionen Asiens gereist. Angeblich, um für einen

Roman zu recherchieren (die Recherchen ergaben schließlich, dass ich den Roman besser nicht schreiben sollte), in Wahrheit aber, um Zen-Gärten zu besuchen.

Das japanische Wort für Garten lautet *niwa*, doch es bedeutet auch »reiner Ort«. Wie beim Betrachten von Kunstwerken ist ein gewisses Maß an Vorbildung notwendig, wenn man einen Zen-Garten oder einen Moosgarten oder irgendeinen anderen japanischen Garten in sich aufnehmen möchte. Etwas sehr Einfaches kann viel mehr bedeuten, als man auf den ersten Blick zu erkennen vermag: Geharkter Kies könnte das Meer symbolisieren, ein Stein eine Insel mit Millionen Einwohnern, ein einfacher Strauch alle Wälder.

In diesen Gärten und, wie ich glaube, in zunehmendem Maße auch in meinen fiktiven Werken wirkt als steuerndes Element das *fukinsei* – die *Ansicht, dass jenes Prinzip, welches das Gleichgewicht einer Komposition bestimmt, stets asymmetrisch sein sollte*. Ein wenig bekannter Aspekt der Ästhetik scheint der zu sein, dass alle Menschen, ob sie es nun wissen oder nicht, bei Blumengebinden, bei der Zusammenstellung von Fliesen für eine Wohnung, in der Architektur, in der Kunst und in der Fiktion entweder Symmetrie oder Asymmetrie bevorzugen. Menschen aus westlichen Kulturen neigen zur Symmetrie, die manchmal sogar sehr rigide sein kann; die Elemente eines japanischen Gartens sind, der fernöstlichen Ästhetik entsprechend, eher asymmetrisch angeordnet. Auch ich glaube, dass das Leben nicht ganz so symmetrisch ist, wie wir es gerne hätten.

Nachdem ich fast zwei Jahrzehnte lang in diesem Beruf tätig bin, stelle ich fest, dass meine Arbeiten nun wieder Themen wie Liebe und Verlust aufgreifen, während die handwerkliche Seite mehr und mehr zu einer Suche nach *kanso* (Einfachheit) gerät.

Der Bruder *koko*, der freilich kein Zwillingsbruder ist, lässt mich nach Strenge und Reife streben. So kehre ich zum Wesentlichen zurück und ehre, was ehrenswert ist. Was den Stil angeht, lese ich zwar gern Michael Oondatje oder lyrische Prosa nach Art von Nabokov, doch würde ich für mich, wie der Gärtner in Nara, eher *shizen* wählen – die Natürlichkeit, die durch bewussten Verzicht auf jede Verstellung entsteht. Manchmal kann man diese Schlichkeit erreichen, wenn man *seijaku* findet – man entscheidet sich für das Schweigen statt für den Lärm, für die Ruhe anstelle von Aufregung.

Manchmal aber auch nicht.

Shibui, *wabi* und *sabi* sind komplexe Ideen, die ich als Ziele weder in mein Leben noch in meine Erzählungen zu übertragen vermochte. Andererseits kann ich mich ihnen aber auch nicht völlig verschließen, und so tauchen sie häufig als eine Art von Besessenheit in meinen Werken auf. *Wabi* dreht sich um die dem Zen gemäße Einsicht, dass zusammen mit der Blüte auch das Vergessen einsetzt. Der Zen-Garten Ryoanzi wird dreimal täglich geharkt, um die von den Bäumen fallenden Blütenblätter vom Boden zu entfernen, doch die Vollkommenheit des mit Stein und Kies gestalteten Gartens findet sich gerade in jenen lästigen Blättern, gerade in jenen willkürlichen, aber unausweichlichen Begegnungen mit der sterbenden Schönheit, die mit der Harke beseitigt wird. Es erinnert uns daran, dass uns etwas Unersetzliches geraubt wird, noch während wir das Leben und die Schönheit preisen. *Sabi* ist die Entdeckung der Schönheit in der Patina der Zeit, in den Flechten auf dem Stein, im verwitterten umgestürzten Baum, und mahnt uns daran, dass die Zeit milde mit den Dingen, aber unermesslich grausam mit uns Menschen umgeht. In unserer Lebensspanne mögen wir

viele Welten sehen, doch wir haben nicht genügend Raum, um sie auch alle zu erleben. Zeit ist das einzige Geschenk, das uns alles nimmt – uns jeden Menschen raubt, den wir lieben –, wenn wir es im Übermaß bekommen. Die Erkenntnis, ja vielleicht sogar die Würdigung des *sabi* – jenes ersten Anflugs von Vergessen, der schon kommt, wenn wir noch die Menschen und Dinge festhalten, die wir lieben – ist ein wichtiger Aspekt in mehreren Geschichten dieser Sammlung.

Manch einer von uns ist womöglich auch auf das Wort *shibui* gestoßen, auf diesen fast unübersetzbaren Begriff, der einerseits den guten Geschmack meint, andererseits und im wörtlichen Sinne aber auch die bittere Schärfe bezeichnet, die man schmeckt, wenn man in eine unreife Dattelpflaume beißt. Dies entspricht meiner eigenen Erfahrung mit der Natur – ich preise ihre Schönheit und Vielfalt und versuche, dem Drang zu widerstehen, allzu sentimental zu werden. Meiner Ansicht nach leben wir in einem Zeitalter, das nicht nur von überzogener Sentimentalität, sondern auch von einer infantilen Unreife geprägt ist. Wir wollen nicht anerkennen, dass es Dinge gibt, die ihrem Wesen nach weder süß noch wohltuend sind, oder dass es hier und da auch mal einen sauren Geschmack geben darf, der die Reinheit des Kerns umso süßer erscheinen lässt. Meine mädchenhafte Prophetin Kelly Dahl versucht, ihrem früheren Lehrer diese Schärfe zu vermitteln, und es ist vielleicht auch ein Teil der nicht ausformulierten Botschaft, die von Kanakaredes und seinen Krippenbrüdern zur Erde gebracht wird. Ich weiß, dass es die zentrale Botschaft Aeneas ist, der widerwilligen Erlöserin, die in »Die verlorenen Kinder der Helix« das Universum der Menschen prägt.

Yugen erfordert großes Einfühlungsvermögen und baut eher auf Andeutung als auf Offensichtlichkeit. Wenn man das mit

dem Prinzip des *datsuzoku* verknüpft – einer Weltfremdheit, die nichts mit Exzentrizität zu tun hat, sondern mit einer Transzendierung des Konventionellen auf eine Weise, die über den Horizont jedes konformistischen Rebellen weit hinausgeht –, dann entsteht in einem fiktiven Text ein Element von Fremdartigkeit, das nach Ansicht des Kritikers Harold Bloom ein Wesensmerkmal aller die Zeiten überdauernden Literatur ist, sei es nun Shakespeare, Jane Austen oder John Fowles.

Begleiten Sie mich also in den Zen-Garten. Wir werden das Feuer in Gestalt eines Steins oder einer eisernen Laterne sehen. Die Erde in Gestalt eines Steins. Wasser, Luft, Pflanzen und Tiere in ihrer wahren Gestalt. Wasser wird stets vorhanden sein, sei es nur angedeutet oder in einer eleganten Kaskade von Regentropfen, die eine Kette von Wasserfällen herunterstürzen.

Der Weg durch den Garten, der *roji*, ist eher Philosophie als Stein. Jeder Schritt soll den Besucher vom Spiegel der vergänglichen Welt losreißen und deren Gegenteil näher bringen. Die Steine des *roji* sind absichtlich in ungleichen Abständen gelegt, wie es dem Prinzip des *fukinsei* entspricht – damit der Blick auf den Boden gerichtet bleibt und nichts für gegeben genommen wird. Es gibt größere Steine, auf die man sich stellen kann, um einen Überblick zu gewinnen. Dort kann der Besucher auch inhalten und über das meditieren, was er gesehen oder übersehen hat.

Wenn wir einen Zen-Garten in seiner Ganzheit erfassen wollen, brauchen wir auch ein Gefühl für *yugen* – das ist die Vorliebe des Zen-Gärtner für halb verborgene Dinge, für Bereiche, die absichtlich unklar angelegt sind, für die Regionen, wo es Schatten gibt. Und wir brauchen auch ein Auge für die Ganzheit, die

in gebrochenen Reflexionen im Wasser aufscheint, ein Gespür für die Schönheit der nur verschwommen enthüllten Formen und Bedeutungsebenen. Eine ähnliche Freude findet man in den Schatten des Mondes, der sich in einem Teich spiegelt, im Stein, in Mustern im Sand, in Symbolen, in den zarten Schatten des Bambus, der dicht im Mondlicht steht.

»Ganzheit; alles andere ist Öde und Trostlosigkeit.«

AUF DER SUCHE NACH KELLY DAHL



Dies ist eine Geschichte über Liebe, Verlust, Betrug Besessenheit und die Ängste im mittleren Lebensabschnitt – es ist, mit anderen Worten, eine ganz normale romantische Komödie.

»Auf der Suche nach Kelly Dahl« erschien zuerst bei OMNI-Online und wurde dann in High Fantastic abgedruckt, einer von Steve Rasnic Tem herausgegebenen Hardcover-Anthologie, in der alle in Colorado lebenden Autoren phantastischer Literatur Berücksichtigung fanden. Allerdings wurde die Geschichte für keinen dieser Märkte geschrieben; sie ist ohne konkreten Auftrag entstanden.

Eine eigenartige Reaktion auf diese Geschichte, der ich immer wieder begegnet bin, ist: »Gibt es wirklich eine Kelly Dahl?«

Nun, in gewisser Weise schon. Kelly Dahl ist der Name eines Campingplatzes am Peak to Peak Highway in Colorado, südlich von Nederland und nördlich der alten Bergbaustädte Blackhawk und Central City, die heute vom Glücksspiel leben.

Vor einigen Jahren habe ich mich im Wald in der Nähe von Kelly Dahl verlaufen. Ich bin ziemlich sicher, dass es das einzige Mal war, dass ich mich im Wald oder in den Bergen verirrt

habe. Es war dumm, weil ich mich nur etwa eine Viertelmeile vom Campingplatz entfernt hatte, um von einem Höhenzug aus den Sonnenuntergang zu betrachten. Normalerweise kampiere ich weit entfernt von solchen Orten, welche mit meinem Rucksack den Menschenansammlungen aus. Als ich auf dem Rückweg eine Abkürzung zum Campingplatz nehmen wollte, lief ich mehrere Stunden in einem stockdunklen Kiefernwald herum. Ich hasse diese Kiefernwälder. Die Bäume werfen die unteren Äste ab, bis nur noch die Baumwipfel lebende Nadeln haben und das Sonnenlicht einfangen. Das Ergebnis ist ein Wald aus Telegrafenmasten, die so dicht zusammenstehen, dass man kaum einen Weg hindurch findet – während das Dach droben den Himmel verdeckt. Sogar jemand mit einem einigermaßen guten Orientierungssinn wie ich kann sich verirren, wenn er sich durch die mit Kiefern bewachsenen Hügel einen Weg sucht.

Jedenfalls sage ich mir das.

Wie auch immer, nachdem ich mich etwa neunzig Minuten lang durch Unterholz und Drehkiefern gearbeitet hatte, fand ich eine Straße. Es war allerdings nicht der Peak to Peak Highway, die einzige Straße, die auf der Kontinentscheide von Nord nach Süd verläuft. Es war stockdunkel, aber ich konnte mich nun wieder orientieren: Wenn ich dieser Zufahrtsstraße bergauf folgte, musste ich theoretisch irgendwann den Peak to Peak Highway erreichen. Ich beschloss, bei einem Bauernhaus anzuklopfen – dem einzigen Haus an dieser Straße – und zu fragen, ob der Kelly-Dahl-Campingplatz nördlich oder südlich der vermuteten Kreuzung mit dem Highway zu finden sei.

Es war ein Bumpus-Haus (wenn Sie Jean Shepherd gelesen oder die Filme gesehen haben, die auf seinen Büchern beruhen, dann wissen Sie, was ich meine). Verwittert, keine Farbe, ka-

putte Autos im Hof mindestens zwei Außentoiletten, eine seitliche Veranda, die abgerissen worden war – vermutlich während eines Wutanfalls von einem der Hausbewohner –, das Unkraut wucherte sechs Fuß hoch, und man konnte einen flüchtigen Blick auf graue Tiere erhaschen, die wie Opossums aussahen, nur dass sie größere Zähne hatten und zwischen den Schrottautos im Unkraut herumstrolchten ... Ein waschechtes Bumpus-Haus.

Hinter der geschlossenen Haustür und durch die zersetzten Rollläden war ein Lichtschimmer zu sehen, und so beschloss ich, nach dem Weg zu fragen. Als ich erkannte, dass das Licht grün war, hätte ich es mir beinahe anders überlegt. Es war nicht das allgegenwärtige blaue Flackern eines Fernsehers in einem dunklen Raum, sondern ein widerliches, schmieriges Grün, das pulsierte und flimmerte. Da lief kein moderner Fernseher, sondern es war ein Changieren wie aus einem Horrorfilm von Universal aus den Dreißigerjahren. Trotzdem ging ich weiter, stieg über die Betonblöcke, die früher mal die Veranda gestützt hatten, hob die Hand, um anzuklopfen ... In diesem Augenblick brach explosionsartig das wildeste und unwirklichste Knurren los, das ich je gehört hatte. Es kam nicht etwa aus dem Innern des Hauses, sondern von draußen – von hinten, von der Seite oder aus dem finsternen Kiefernwald. Vielleicht ... ja, vielleicht züchteten die Bewohner des Hauses Wolfshunde (was im ländlichen Colorado gar nicht so ungewöhnlich ist), und vielleicht hatten sie zehn davon im Haus und zwanzig im Hinterhof und noch einmal zwanzig im Garten und fünfzig weitere draußen im Wald. Damit hätte man das Knurren halbwegs erklären können.

Vielleicht.

Jedenfalls beschloss ich, auf die Wegbeschreibung zu verzichten und einfach weiterzugehen. Nein, eigentlich trabte ich sogar ein ganzes Stück, bis ich im Sternenlicht wieder auf der dunklen Straße stand. Nachdem ich vierzig weitere Minuten gelaufen war und an der Kreuzung mit dem Peak to Peak Highway richtig geraten hatte, dass ich nach Süden abbiegen musste, sah ich den Kelly-Dahl-Campingplatz mit den verstreuten Kuppelzelten, den Lagerfeuern und den Gästen vor mir liegen. Ich weiß nicht, ob mir schon einmal irgendein Anblick willkommener war als dieser.

All das hat natürlich herzlich wenig mit dieser Story zu tun.

Eine der Liebesgeschichten, die in »Auf der Suche nach Kelly Dahl« eingebettet sind, dreht sich um die Liebe zum Lehren. Eine andere behandelt die Liebe zum Hochland von Colorado.

Nachdem ich 1974 nach Colorado umgezogen war, konnte ich ein Dutzend Jahre lang diese beiden Lieben in unserer alljährlichen »Eco-Week Experience« miteinander verbinden. Wir waren Lehrer, unterrichteten im sechsten Schuljahr und konnten für drei Tage und zwei Nächte die Kinder in die Berge mitnehmen. Die anderen beiden Tage dieser »Öko-Woche« wurden von Ausflügen zum Wasserreservoir der Stadt, zu einer Wasseraufbereitungsanlage und zum Klärwerk ausgefüllt – zu einem Ort mit dem Geruch des Unnahbaren.

Der Kern der Öko-Woche waren aber jene drei Tage und zwei Nächte im Camp St. Malo, einem altehrwürdigen katholischen Sommercamp etwa dreißig Meilen nördlich vom Kelly-Dahl-Campingplatz am schon erwähnten Peak to Peak Highway. Die meisten Schulen fuhren im Herbst dorthin, wenn die Blätter der Espen die schönsten Farben hatten. Einige weniger

glückliche Schulen des Bezirks mussten im Mai fahren, wenn im Camp manchmal noch drei Fuß Schnee lagen. Das war den Sechstklässlern aber mehr oder weniger egal – so wie einige Lehrer freuten sie sich das ganze Jahr lang auf die Öko-Woche. Wir haben die Kinder nicht einfach ins Camp gesetzt und gehofft, sie hätten eine schöne Zeit. Unsere wissenschaftliche Vorbereitung begann schon Monate vorher, und während unseres Aufenthalts führten wir Experimente durch – prüften den pH-Wert von Wasser und Boden, entnahmen Proben aus Baumstämmen, identifizierten Bäume auf Spaziergängen mit Augenbinden durch Geruch und Tastsinn, übten mit dem Kompass und lernten, uns zu orientieren, studierten die durch Gletscher gebildete Landschaft, suchten Eichhörnchenkobel, beobachteten Insekten mit Vergrößerungsgläsern, zeichneten die Erosion vom Granit des Pikes Peak über Kieselsteine bis hin zu Erdreich und Humus nach, beobachteten das Verhalten von höheren Tieren und Vögeln ... so in etwa müssen Sie sich das vorstellen.

Gott, wie ich die Öko-Woche geliebt habe! (Ein Jahr, nachdem ich den Lehrerberuf aufgegeben hatte, stellte der neue Bezirkspräsident, ein kurzatmiger Typ aus irgendeinem Kaff in Wyoming, die Öko-Woche ein, die sechzehn Jahre lang für die Sechstklässler der Höhepunkt der Schulzeit gewesen war – angeblich, weil sie zu teuer war. Dann musste der Mann wegen eines Sexskandals aus dem Verkehr gezogen werden, und der Bezirk war gezwungen, ihn mit mehr als 200.000 Dollar abzufinden, nur um ihn loszuwerden. Aber die Öko-Woche wurde nicht wieder eingeführt.)

Sie werden meine Liebe zum Lehrerberuf in »Auf der Suche nach Kelly Dahl« wiederfinden, auch meine Liebe für das Lehren ökologischer Zusammenhänge – aber noch wichtiger als

meine Liebe für das Lehren ist meine Liebe für das Lernen: das Erlernen wissenschaftlichen Denkens. Die Szene, in der Kelly Dahl die Klasse dazu bringt, den Mund zu halten und der Natur zu lauschen, hat sich auf die eine oder andere Weise tatsächlich bei allen unseren Öko-Wochen zugetragen.

Ich habe mich damals über die Befürchtungen von Beamten, Eltern, Schülern und vielen Lehrern hinweggesetzt und Nachtwanderungen veranstaltet. (Am Vorabend habe ich den hundert Kindern am Lagerfeuer immer die »Gronker-Story« erzählt und ihnen damit eine Heidenangst eingejagt – nach der »Gronker-Story« wollte niemand mehr allein nach draußen gehen.) Auf diesen Nachtwanderungen sind wir im Mondlicht oder bei Sternenlicht durch die Wälder gelaufen und haben sichere Orte gefunden, an denen wir allein sein und dreißig Minuten schweigen konnten. Für die meisten der Kinder, die in einer Stadt mit rund 60.000 Einwohnern aufgewachsen sind, war das vermutlich die erste Gelegenheit, einmal allein im Wald zu sitzen und dem Rascheln der kleinen Tiere, dem Flattern der Eulenflügel und dem Rauschen des Windes in den Zweigen der Ponderosakiefern zu lauschen. Es hat ihnen gefallen.

Ich bin nicht sicher, ob es ein Zufall ist, dass die 46 Hektar Bergland mit Hütte – das Gelände heißt »Windwalker« –, die ich schließlich kaufte, nicht weit vom Camp St. Malo entfernt liegen (dort befindet sich heute allerdings ein katholisches »Executive Conference Center«, in dem einmal Johannes Paul II. logierte – er ist tatsächlich mit seinen weißen Goldschnürchenlatschen im Gronker-Land wandern gegangen). Es war auch nicht unbedingt ein Zufall, dass sich nicht wenige der Sechstklässler, die an der Öko-Woche teilgenommen haben, später für wissenschaftliche Berufe entschieden, einige davon sogar im Bereich des Umwelt-

schutzes. Eine dieser Schülerinnen schreibt in diesem Jahr eine Doktorarbeit über die Fortpflanzungsstrategien alpiner Pflanzen. Sie wandert jeden Tag in das Untersuchungsgebiet, wo, kalte 4000 Meter hoch über der Baumgrenze gelegen, ihre Sumpfdotterblumen stehen. Das Gelände liegt auf dem Niwot Ridge an der Kontinentabcheide, ungefähr auf halbem Weg zwischen Camp St. Malo und dem Kelly-Dahl-Campingplatz. Mir ist klar, dass weder die Öko-Woche noch ich diese Liebe für die Wissenschaft und das Leben im Freien in ihr geweckt haben – ihre Eltern hatten diese Neigung bereits ausgebildet, bevor sie ins sechste Schuljahr kam –, aber ich durfte sie begleiten, als sie ihre ersten ökologischen Feldforschungen betrieben hat.

Vielleicht meine liebste Szene in »Auf der Suche nach Kelly Dahl« spielt in einer solchen Tundra über der Baumgrenze, wo Kelly Dahl – falls es eine Kelly Dahl gibt – den Erzähler gleichsam anvisiert und telepathisch mit ihm kommuniziert. Sie beschreibt ihm ihre Liebe für die Poesie der Tundra mit Wörtern wie »Fjell, Wiesenmaus, Steinbrech, Solifluktionsterrassen, Nelkenwurz und Riedgräser, Gelbbäuchiges Murmeltier, Permafrost, Nivationsnischen, Geißfuß, Chiming Beils und die Seggenart, die Menschen hasst ...«

Es ist durchaus möglich, dass dieser Seggenart eine gewisse symbolische Bedeutung zukommt.

Ich sollte noch betonen, dass die Prinzipien von wabi und sabi in der Natur nirgendwo deutlicher zum Ausdruck kommen als im Krummholz oder »Eibenholz«, in den knorrigsten und verdrehten kleinen Bäumen an der Baumgrenze, die gut tausend Jahre alt sein können; ebenso in den eiszeitlichen Moränen, den umgestürzten Bäumen, den mit Moos bewachsenen Felsen und im subglazialen Sand.

Abschließend noch die Definitionen einiger Begriffe, die nützlich sein könnten:

Chiaroscuro – die Benutzung und Verteilung von Licht und Schatten in einem Gemälde.

Pentimento – das Auftauchen eines übermalten Motivs in einem Gemälde.

Palimpsest – ein Pergament, von dem die Schrift ganz oder teilweise entfernt wurde, um Platz für einen anderen Text zu schaffen.

Palinodie – ein Gedicht, in dem der Dichter etwas zurücknimmt, das er in einem früheren Gedicht gesagt hat.

CHIAROSCURO

Als ich am Morgen im Camp aufwachte, musste ich feststellen, dass der Highway nach Boulder verschwunden war. Keine Kondensstreifen mehr am Himmel, die Blätter der Espen hatten sich, obwohl es angeblich ein Tag im Hochsommer war, golden verfärbt, und nachdem ich mit dem Jeep vier Meilen weit durch den Wald und über den felsigen Höhenzug bis zurück zu den Flatirons geholpert war, ließ mich der Anblick des Binnenmeeres auf der Stelle anhalten.

»Verdammt«, murmelte ich. Ich stieg aus und lief zur Klippe.

Wo die Vorberge und die Ebene hätten sein sollen, erstreckte sich jetzt bis zum Horizont und wohl noch darüber hinaus ein großes Meer. Träge Wellen leckten unten am Uferschlamm. Wo die eckigen Bauten des NCAR, des National Center for Atmospheric Research, unterhalb der Sandsteinflächen der Flatirons gestanden hatten, gab es jetzt nur noch mit Büschen besetzte Sümpfe und verschlammte Buchten. Von Boulder war nichts zu sehen. Weder die Bäume der Stadt noch deren niedrige Gebäude konnte man ausmachen. Der Highway 36 verlief nicht mehr wie früher schnurgerade über die Hügel nach Südosten in Richtung Denver. Weit und breit war keine Straße zu sehen. Die Hochhäuser von Denver waren verschwunden, ganz Denver war verschwunden. Nur das Binnenmeer erstreckte sich nach Osten, Norden und Süden, so weit mein Blick reichte. Die Farbe

entsprach dem Graublau, das ich aus meiner Jugend vom Lake Michigan kannte. Die Wellen schwäpften lustlos, es war die halbherzige Bewegung eines großen Sees, nicht die rauschende Brandung eines echten Ozeans.

»Verdammt«, sagte ich noch einmal und zog die Remington heraus, die hinter dem Fahrersitz des Jeeps in einer Hülle steckte. Mit der zwanzigfachen Vergrößerung des Zielfernrohrs suchte ich die Rinnen ab, die zwischen den Flatirons zu den Sümpfen und zum Strand hinunterliefen. Es gab keine Straßen, keine Wege, nicht einmal Fährten von Tieren. Ich setzte den Fuß auf einen flachen Stein, stemmte den Arm aufs Knie und versuchte, den Bildausschnitt möglichst ruhig zu halten, während ich links und rechts den langen Streifen des dunklen Strandes absuchte.

Fußabdrücke im Schlamm – die Spur eines Menschen führte von der Rinne direkt unter meinem Standort, der eines Tages Flagstaff Mountain heißen sollte, zu einem kleinen Ruderboot, das außer Reichweite der plätschernden Wellen auf den Sand gezogen worden war. Im Boot saß niemand, und vom Boot führten auch keine Spuren weg.

Ein Farbfleck und eine Bewegung, ein paar hundert Meter vom Ufer entfernt, erregten meine Aufmerksamkeit. Ich hob das Gewehr und versuchte, das Zielfernrohr auf den hüpfenden gelben Tupfer auszurichten. Da draußen, knapp außerhalb des Flachwassers, trieb ein Floß.

Ich ließ die Remington sinken und trat einen Schritt näher an den Steilabfall. Mit dem Jeep wollte ich auf keinen Fall dort hinunter. Es hätte Stunden, ja Tage gedauert, einen Weg durch das dichte Unterholz und die Ponderosa- und Lodgepolekiefern zu hacken, die in der Rinne wuchsen. Und selbst dann mus-

ste ich noch die Winde benutzen, um den Jeep über Felsblöcke und beinahe senkrecht abfallende Stellen zu hieven. Es war die Mühe nicht wert, den Wagen mitzunehmen. Zu Fuß würde ich etwa eine Stunde brauchen, um nach unten zu gelangen.

Aber wozu?, dachte ich. Das Ruderboot und die Boje waren doch sicher nur eine weitere falsche Fährte, ein weiterer Kelly-Dahl-Witz. Oder sie versucht, mich hinunter aufs Wasser zu locken, damit sie den Fangschuss anbringen kann.

»Verdamm«, sagte ich zum dritten und letzten Mal. Dann schob ich das Gewehr ins Futteral zurück, zog den blauen Rucksack hervor und überprüfte Rationen, Wasserflaschen und die 38er. Ich nahm den Rucksack auf den Rücken, steckte das Kabar-Messer griffbereit in die Scheide am Gürtel, sodass ich es mit einer Bewegung ziehen konnte, klemmte die Hülle mit dem Gewehr in die Armbeuge und begann nach einem letzten Blick zum Jeep und seiner Ladung den langen Abstieg.

Kelly, du wirst nachlässig, dachte ich, während ich den schlammigen Abhang hinunterrutschte und die Zweige der Espen als Haltegriffe benutzte. Hier passt nichts mehr zusammen. Du hast das hier genauso verpfuscht wie das Trias gestern.

Dieses Binnenmeer konnte theoretisch zu mehreren Zeitaltern gehören – etwa in die späte Kreidezeit oder ins späte Jura. Doch in Ersterer, vor etwa fünfsiebzig Millionen Jahren, war das große Binnenmeer viel weiter nach Westen vorgedrungen als hier, bis Utah oder sogar noch weiter, und die Rocky Mountains, die ich zwanzig Meilen weit im Westen erkennen konnte, wurden aus den Überresten von Pazifikinseln in jenem Ozean geboren, der das spätere Kalifornien bedeckte. Die Flatirons, die sich vor mir erhoben, wären kaum mehr als eine weiche Schicht im Erdreich.

Wenn es aber das mittlere Jura sein sollte, fast einhundert Millionen Jahre früher als die Kreidezeit, dann müsste die ganze Gegend von einem warmen, flachen Meer bedeckt sein, das sich von Kanada bis hierher erstreckte und dessen südlicher Strand irgendwo im Norden Mexikos verlief. Noch weiter südlich müsste es einen riesigen Salzsee geben, und die schlammigen Ebenen des südlichen Colorado und des nördlichen New Mexico müssten sich als Landenge fast zweihundert Meilen weit zwischen den Gewässern erstrecken. Diese Gegend im zentralen Colorado müsste dann eine Insel sein – auf der es jedoch weder Berge noch Flatirons gab.

Du hast das alles falsch gemacht, Kelly. Ich gebe dir dafür eine Vier minus. Ich bekam keine Antwort. Verdammt, es ist sogar noch schlechter: eine Fünf. Immer noch blieb es still.

Auch die Flora und Fauna stimmten nicht. Statt der Espen und Kiefern, durch die ich jetzt nach unten kletterte, hatte es im Jura schlanke und hohe, palmenähnliche Bäume mit großen Blättern und Zapfen gegeben. Das Unterholz hätte nicht aus den Wacholdersträuchern bestanden, die ich hier umgehen müsste, sondern aus exotischem Schachtelhalm mit Blättern wie Bananenstauden. Die Flora in der späten Kreidezeit wäre dem menschlichen Auge etwas vertrauter vorgekommen – niedrige Bäume mit breiten Blättern, riesige Koniferen –, wenngleich die Blüten üppig und tropisch gewesen wären. Der Duft riesiger Blüten, die an Magnolien erinnerten, hätte die feuchte Luft gewürzt.

Hier war die Luft weder warm noch feucht. Es war ein normaler Herbsttag in Colorado. Die einzigen Farbtupfer, die ich erkennen konnte, waren die verdornten Blüten der kleinen Kakteen vor meinen Füßen.

Die Fauna war falsch. Und langweilig. Dinosaurier gab es sowohl in der Kreidezeit als auch im Jura, aber die einzigen Tiere, die ich an diesem schönen Morgen gesehen hatte, waren ein paar Raben, drei Rehe mit weißen Spiegeln, die eine Meile, bevor ich die Klippe erreichte, weggerannt waren, und kurz vor dem höchsten Punkt der Flatirons einige Erdhörnchen mit goldenem Pelz. Falls nicht noch ein Plesiosaurus den Schlangenhals aus dem Wasser reckte, konnte ich getrost annehmen, dass das Binnenmeer in unsere Epoche versetzt worden war. Als die Jagd mich die letzten Male durch frühere Zeitalter geführt hatte, war ich einigermaßen enttäuscht gewesen. Ich hätte wirklich gerne einmal einen Dinosaurier gesehen, und sei es nur, um zu überprüfen, ob Spielberg mit seinen Computeranimationen hinsichtlich der Bewegungen dieser Geschöpfe richtig lag.

Kelly, du wirst nachlässig. Faul. Oder du triffst deine Entscheidungen eher aufgrund von Gefühlen und Ästhetik und ohne jeden Sinn für Genauigkeit. Ich war nicht überrascht, dass ich keine Antwort bekam.

Kelly war schon immer sehr eigenwillig gewesen, und aus der Zeit, als ich noch ihr Lehrer war, konnte ich mich nicht gerade an übermäßige Sentimentalität erinnern.

Sie hat nicht geweint, als ich die sechste Klasse aufgab und den Job an der Highschool angenommen habe. Die meisten anderen Mädchen haben geweint. Kelly Dahl war damals elf. Sie hat auch kaum Emotionen gezeigt, als sie später im Englischunterricht doch noch einmal in meine Klasse kam. Wie alt war sie da? Siebzehn.

Und jetzt versuchte sie, mich zu töten. Auch da war nicht viel Platz für sentimentale Gefühle.

Am Rand der Rinne verließ ich den Wald und folgte den menschlichen Fußabdrücken, die auf den von der Ebbe freige-

legten Sandbänken im Schlamm zu sehen waren. Ob das Binnenmeer nun aus dem Jura oder der Kreidezeit stammte – der Mensch, der vor mir über die Sandbänke gelaufen war, hatte Sportschuhe getragen. Laufschuhe, nach den Sohlen zu urteilen. *Von den Gezeiten abhängige Sandbänke? Doch, das war möglich – das Meer von Kansas war groß genug, um Gezeiten zu haben.*

Das Ruderboot war bis auf zwei ordentlich verstaute Riemens leer. Ich sah mich um, nahm das Gewehr heraus, um die Hügel abzusuchen, warf dann den Rucksack ins Boot, legte mir das Gewehr über den Schoß, stieß mich durch die niedrigen Wellen ab und ruderte zur gelben Boje hinaus.

Ich rechnete mit einem Gewehrschuss, nahm aber an, dass ich ihn nicht hören würde. Trotz der gescheiterten Anschläge vor einigen Tagen war Kelly Dahl offensichtlich eine gute Schützin. Wenn sie entschlossen war, mich zu töten, und ein gutes Schussfeld hatte wie hier – sie konnte von jeder Stelle der Flatirons aus schießen –, dann war ich schon beim ersten Versuch mit ziemlicher Sicherheit tot. Meine einzige Chance bestand darin, dass es kein tödlicher Schuss werden und ich noch fähig sein würde, die Remington zu bedienen.

Trotz der kühlen Herbstluft war mein Hemd von der Anstrengung durchweicht. Das Gewehr lag hinter mir auf der Ruderbank, und ich musste daran denken, wie verwundbar ich hier auf diesem kreidezeitlichen Meer war und wie dumm ich mich verhielt. Mein Lachen klang eher nach einem Grunzen.

Tu, was du nicht lassen kannst, Mädchen. Hinter den Felsen auf dem Flagstaff Mountain blitzte in der Sonne irgend etwas auf. Ein Fernglas? Die Windschutzscheibe meines Jeeps? Ich ruderte gleichmäßig weiter. *Tu, was du nicht lassen kannst.*

Schlimmer als das, was ich mir selbst antun wollte, kann es nicht sein.

Die gelbe »Boje« war ein Plastikkanister, der Bleichmittel enthalten hatte. Eine Schnur war daran gebunden. Ich zog sie hoch. Die Weinflasche am anderen Ende war mit Steinen beschwert und mit einem Korken verschlossen. Drinnen fand ich einen Zettel.

PENG, stand dort. ERWISCHT.

Noch am gleichen Tag, als ich beschlossen hatte, mich umzubringen, plante ich mein Vorhaben, traf die notwendigen Vorbereitungen und führte es auch aus. Warum noch länger warten?

Die Ironie war, dass ich Selbstmord und Selbstmörder immer verabscheut habe. Papa Hemingway und seine Bundesgenossen, also die Leute, die sich eine Boss-Schrotflinte in den Mund stecken und abdrücken, sodass die Überreste am Fuß der Treppe liegen bleiben, wo die Ehefrau sie dann findet, und die Wände mit Schädelssplittern verklebt sind, die von einer Putzkolonne entfernt werden müssen ... nun ja, ich finde das widerlich. Ich glaube, diese Leute lassen sich gehen. Ich war ein Versager, ein Trinker, eine Niete – aber ich habe es nie jemand anderem überlassen, meinen Dreck wegzuräumen. Nicht einmal in den schlimmsten Tagen meiner Zeit als Trinker.

Natürlich ist es schwer, sich eine Art der Selbsttötung auszudenken, die kein Chaos hinterlässt. Es wäre nett gewesen, wie James Mason 1954 am Ende von *Ein neuer Stern am Himmel* einfach ins Meer zu marschieren, vorausgesetzt, eine starke Strömung hätte mich nach draußen gezogen oder die Haie hätten meine im Wasser verbliebenen Überreste vertilgt. Doch ich lebe in Colorado. In einem der kleinen Speicherseen hier in der Nähe zu ertrinken, ist bestenfalls erbärmlich.

Alle häuslichen Mittel – Gas, Gift, Aufhängen, eine Überdosis Schlaftabletten, die Schrotflinte im Schrank – bürden jemandem das Hemingway-Problem auf. Außerdem hasse ich melodramatische Inszenierungen. Meiner Ansicht nach geht es, von mir selbst abgesehen, niemanden etwas an, wie oder warum ich abtrete. Meiner Exfrau wäre es natürlich völlig gleichgültig, und mein einziges Kind ist tot und kann sich nicht mehr schämen, aber es gibt immer noch ein paar Freunde aus der guten alten Zeit, die sich hintergangen fühlen könnten, wenn sie erfahren, dass ich Selbstmord begangen habe. So denke ich es mir jedenfalls.

Ich brauchte knapp drei Bier im Bennigan's am Canyon Boulevard, um die Lösung zu finden. Die Vorbereitungen zu treffen und den Plan umzusetzen, erforderte sogar noch weniger Zeit.

Zu den wenigen Dingen, die mir nach der Einigung mit Maria geblieben waren, zählten der Jeep und die Campingausrüstung. Noch während ich trank, fuhr ich gelegentlich ohne Vorankündigung einfach in die Berge und kampierte irgendwo am Peak to Peak Highway oder im Staatsforst im Left Hand Canyon. Ich bin eigentlich kein richtiger Offroad-Typ. Ich hasse die Arschlöcher mit Allradantrieb, die auch noch stolz darauf sind, wenn sie die Landschaft verschandeln, und die Typen mit Schneeschlitten und die Idioten mit Motorrädern, die mit Lärm und Gestank die Wildnis zerstören. Natürlich reize ich den Jeep manchmal aus, um weit draußen einen Lagerplatz zu finden, an dem ich keine Radios und keinen Verkehrslärm mehr höre und wo ich nicht das Hinterteil eines fetten Winnebago anstarren muss.

Da oben gibt es Minenschächte. Die meisten wurden horizontal in die Berge getrieben und enden schon nach ein paar

hundert Fuß, weil die Decke eingebrochen ist oder weil sie überflutet sind. Es gibt aber auch Senken und Löcher, wo die Erde über einem alten Schacht eingebrochen ist – einige der schon lange aufgegebenen Minen sind senkrechte Abgründe, die zwei- oder dreihundert Fuß tief in den Fels zum Grundwasser führen oder zu den schleimigen Geschöpfen, die in solchen dunklen Löchern hausen mögen.

Ich wusste, wo sich einer dieser senkrechten Schächte befand – ein tiefes Loch mit einer Öffnung, die groß genug war, den Jeep und mich aufzunehmen. Der Schacht war weit oben im Canyon hinter dem Sugarloaf Mountain, weitab vom Weg und mit Warnschildern an den Bäumen gekennzeichnet. Nur jemand, der versuchte, einen Jeep in der Dämmerung oder im Dunkeln zu wenden, konnte versehentlich dort hineinfallen. Falls er ausgesprochen dumm war. Oder ein ausgemachter Säufer.

Es war ein Juliabend, etwa um sieben Uhr, als ich das Bennigan's verließ, die Campingsachen aus meiner Wohnung in der 30th Street holte und auf dem Highway 36 nach Norden fuhr. Drei Meilen ging es an den Ausläufern des Gebirges entlang, dann nach Westen den Left Hand Canyon hinauf. Obwohl ich zwei oder drei Meilen auf einer unebenen Straße vor mir hatte, rechnete ich damit, vor acht Uhr abends am Schacht einzutreffen. Damit blieb mir noch genug Zeit, zu tun, was ich tun musste.

Trotz der drei Bier war ich nüchtern. Ich hatte seit fast zwei Monaten keinen Drink mehr gehabt. Als Alkoholiker wusste ich, dass ich nicht genesen konnte, wenn ich gerade eben noch nüchtern blieb. Ich verlängerte nur mein Leiden.

An diesem Abend wollte ich allerdings mehr oder weniger nüchtern sein. Auch damals war ich mehr oder weniger nüchtern

gewesen – ich hatte nur zwei Bier getrunken, vielleicht auch drei –, als der Pick-up auf dem Highway 287 die Spur wechselte und gegen unseren Honda prallte. Allan war sofort tot, ich musste drei Wochen im Krankenhaus bleiben. Der Fahrer des Pick-up überlebte natürlich. Man entnahm ihm eine Blutprobe und stellte fest, dass er betrunken war. Er bekam eine Bewährungsstrafe und musste für ein Jahr auf den Führerschein verzichten. Ich war so schwer verletzt und es war so offensichtlich, dass der Pick-up schuld war, dass man bei mir auf die Blutprobe verzichtete. Ich werde nie erfahren, ob es mir gelungen wäre, schneller zu reagieren, wenn die zwei oder drei Bier nicht gewesen wären.

Dieses Mal wollte ich allerdings genau sehen, was ich tat, wenn ich den Jeep bis an den Rand des zwanzig Fuß breiten Lochs fuhr, den Wagen im niedrigen Gang mit dem Allradantrieb in Bewegung setzte und über den Wall, der das Loch umgab, in die dunkle Grube rollen ließ.

Genau so machte ich es. Ich zögerte nicht. Ich verlor nicht in letzter Sekunde meinen Stolz und schrieb einen verdammten Abschiedsbrief an irgendjemanden. Ich dachte nicht weiter darüber nach. Ich nahm die Baseballkappe ab, wischte mir den dünnen Schweißfilm von der Stirn, setzte die Kappe wieder fest auf, legte einen niedrigen Gang ein und donnerte über den Erdwall wie ein Pitbull, der den Arsch des Briefträgers im Visier hat.

Es fühlte sich beinahe an wie die zweite Erhebung auf der Wildcat-Achterbahn in den Elitch Gardens. Ich verspürte den Drang, beide Arme zu heben und zu kreischen. Doch ich ließ die Arme, wo sie waren, meine Hände packten weiter das Lenkrad, als die Nase des Jeeps in die Dunkelheit tauchte. Es war wie

die Einfahrt in einen Tunnel. Ich hatte die Scheinwerfer nicht eingeschaltet. Schemenhaft sah ich Felsen, verfaulte Balken und Granitschichten vorüberfliegen. Ich schrie nicht.

In den letzten Tagen habe ich versucht, mich an alles zu erinnern, was ich noch über Kelly Dahl aus der Zeit wusste, als sie im sechsten Schuljahr war, doch das meiste ist nicht mehr sehr klar. Ich habe fast sechsundzwanzig Jahre lang unterrichtet, sechzehn davon in der Grundschule und noch einmal zehn an der Highschool. Namen und Gesichter verschwimmen. Das lag aber nicht daran, dass ich damals ein starker Trinker war. Kelly war in meiner letzten sechsten Klasse, und damals hatte ich kein Problem mit dem Alkohol. Probleme hatte ich – aber keins mit dem Alkohol.

Ich weiß noch, wie ich Kelly Dahl am ersten Tag wahrgenommen habe. Jeder Lehrer, der das Salz in der Suppe wert ist, bemerkt die Unruhestifter, die Außenseiter, die Streber, die Klassenclowns und all die anderen Typen, die es in Schulklassen gibt, auf den ersten Blick. Kelly Dahl passte in keine dieser Kategorien, aber eine Außenseiterin war sie ganz sicher. Körperlich war nichts Ungewöhnliches an ihr – mit elf Jahren verlor sie gerade den Babyspeck, der aus ihrer Kindheit noch übrig war, ihr Knochenbau setzte sich allmählich im Gesicht durch, ihr Haar war etwa Schulterlang und braun, ein wenig strähniger als bei ihren sorgfältig geföhnten oder mit Zöpfen geschmückten Mitschülerinnen. Genau genommen wirkte Kelly Dahl sogar ein wenig verwahrlost und ärmlich. Ein Anblick, den wir Lehrer Mitte der Achtzigerjahre auch im reichen Boulder County nur allzu oft zu sehen bekamen. Die Kleidung des Mädchens war oft zu klein, selten sauber und wies häufig die vielsagenden Fal-

ten auf, die ein Kleidungsstück bekommt, wenn es am Morgen hastig aus dem Wäschekorb oder dem Schrank gezerrt wird. Wie gesagt, war ihr Haar selten gewaschen und wurde normalerweise von billigen Plastikspangen gehalten, die sie vermutlich schon seit dem zweiten Schuljahr trug. Ihre Haut hatte den fahlen Ton eines Kindes, das zu viele Stunden drinnen vor dem Fernseher verbringt. Später sollte ich allerdings erfahren, dass das auf Kelly Dahl nicht zutraf. Sie war in dieser Hinsicht einzigartig – ein Kind, das nie ferngesehen hatte.

Nur wenige meiner Annahmen über Kelly Dahl trafen zu.

Am ersten Tag meines letzten sechsten Schuljahrs fielen mir vor allem ihre Augen auf – verblüffend grün, erschreckend intelligent und überraschend wach, wenn sie sich gerade nicht hinter gespielter Langeweile verbarg oder den Blick abwandte, sobald sie aufgerufen wurde. Ich erinnere mich noch genau an ihre Augen und an den leicht überheblichen Tonfall, an die leise Stimme des elfjährigen Mädchens, als ich sie an diesem ersten Schultag einige Male aufrief.

Ich weiß auch noch, dass ich am Abend ihre Akte gelesen habe. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, die Akten der Schüler niemals zu lesen, bevor ich nicht die Kinder selbst gesehen hatte. In ihre Akte schaute ich vor allem, weil Kellys präzise Diktion und der leicht ironische Tonfall so gar nicht zu ihrem Äußeren passen wollten. Den Unterlagen zufolge wohnte Kelly Dahl in einem Wohnwagenpark westlich der Eisenbahnstrecke. Diesem Trailer Park hatte unsere Schule den Löwenanteil aller Probleme zu verdanken. Sie lebte dort mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater. Ein gelber Warnzettel aus dem zweiten Schuljahr wies die Lehrer darauf hin, dass Kellys leiblicher Vater zunächst noch das Sorgerecht gehabt hatte. Doch dann wurde es ihm gerichtlich entzogen,

weil es Gerüchte über Missbrauch gegeben hatte. Ich sah auf dem Blatt nach, das ein Sozialarbeiter des County ausgefüllt hatte, und wenn ich zwischen den Zeilen der bürokratischen Formulierungen richtig las, musste ich davon ausgehen, dass die Mutter das Kind nicht haben wollte, sich jedoch der Entscheidung des Gerichts gefügt hatte. Der leibliche Vater war gern bereit gewesen, das Mädchen abzugeben. Offenbar hatte es eine Auseinandersetzung gegeben, weil keiner das Sorgerecht wollte. »Nimm du sie, ich muss mich um mein eigenes Leben kümmern« – viele meiner Schüler hatten so etwas erlebt. Die Mutter hatte also verloren und blieb auf Kelly sitzen. Der gelbe Warnzettel enthielt den üblichen Hinweis, dass das Mädchen das Schulgelände nicht mit dem leiblichen Vater verlassen dürfe. Sie durfte auch nicht ans Telefon gerufen werden, wenn er anrief, und falls er dabei erwischt wurde, dass er sich auf dem Schulgelände herumtrieb, sollte ihr Lehrer oder die entsprechende Aufsichtsperson den Schulleiter verständigen und/oder die Polizei rufen. Viel zu viele unserer Schüler hatten solche gelben Warnhinweise in den Akten.

Eine offenbar von Kellys Lehrer aus der vierten Klasse hinzugefügte Notiz wies darauf hin, dass ihr »richtiger Vater« im vergangenen Sommer bei einem Autounfall ums Leben gekommen sei, man könne den gelben Zettel daher ignorieren. Und unten auf der getippten Stellungnahme des Sozialarbeiters fand ich noch eine gekritzte Ergänzung, wonach Kelly Dahls »Stiefvater« in Wahrheit unverheiratet mit der Mutter zusammenlebe. Er sei auf Bewährung draußen, nachdem er in Arvada einen Supermarkt ausgeraubt habe.

Also eine ziemlich normale Akte.

Doch an der kleinen Kelly Dahl war nichts Normales. In den letzten Tagen, als ich mich an unser Verhältnis während des nur

sieben Monate dauernden Schuljahres und an die acht Monate auf der Highschool zu erinnern versuchte, wunderte ich mich, wie eigenartig diese gemeinsame Zeit gewesen war. Manchmal kann ich mich kaum an die Namen der Sechstklässler erinnern, an die bedrückten Gesichter und die krummen Rücken der Schüler, aber Kelly Dahls schmales Gesicht, die ausdrucksvollen grünen Augen und ihre leise Stimme blieben hängen – ironisch mit elf, sarkastisch und herausfordernd mit sechzehn. Vielleicht war Kelly Dahl, nachdem ich sechsundzwanzig Jahre lang Hunderte von Elfjährigen, Sechzehnjährigen, Siebzehnjährigen und Achtzehnjährigen unterrichtet – eigentlich eher ertragen – hatte, meine einzige wirkliche Schülerin gewesen.

Jetzt lauerte sie mir also auf. Und ich ihr.

PENTIMENTO

Die Wärme der Flammen weckte mich. Ich zuckte zusammen und spürte noch das Gefühl des Fallens – ich erinnerte mich an den letzten bewussten Moment, als ich mit dem Jeep in die Grube gefahren war und in die Schwärze stürzte. Ich wollte die Arme heben und wieder das Lenkrad packen, doch meine Arme waren hinter mir festgebunden. Ich saß auf etwas Hartem, nicht auf dem Sitz im Jeep. Auf dem Boden. Bis auf die flackernden Flammen direkt vor mir war alles dunkel. *Die Hölle?*, dachte ich, doch ich mochte dieser Hypothese keinen Glauben schenken, nicht einmal für den Fall, dass ich tot war. Außerdem gehörten die Flammen, die ich sehen konnte, zu einem großen Lagerfeuer. Der Steinring war deutlich zu erkennen.

Ich hatte Kopfschmerzen, und mein ganzer Körper zitterte und schmerzte nach dem Schwindel erregenden Absturz, als säße ich immer noch in dem stürzenden Jeep. Ich versuchte, die Lage einzuschätzen. Ich war im Freien, saß auf dem Boden und trug noch die Sachen, die ich bei meinem Selbstmordversuch getragen hatte. Es war dunkel, ein großes Lagerfeuer knisterte sechs Fuß entfernt direkt vor mir.

»Scheiße«, sagte ich laut. Mein Kopf und mein Körper schmerzten, als hätte ich einen Kater. *Da habe ich es wohl schon wieder vermasselt. Hab mich volllaufen lassen und alles vermasselt. Ich habe mir nur eingebildet, ich sei in die Grube gefahren. Verdammt!*

»Nein, Sie haben es nicht vermasselt«, sagte eine leise, helle Stimme hinter mir in der Dunkelheit. »Sie sind wirklich in den Schacht gefahren.«

Ich erschrak und wollte mich zu der Sprecherin umdrehen, aber ich bekam den Kopf nicht weit genug herum. Jetzt erst bemerkte ich die Seile, die sich auf meiner Brust spannten. Man hatte mich irgendwo festgebunden, vielleicht an einem Baumstumpf oder einem Felsblock. Ich versuchte, mich zu erinnern, ob ich diese letzten Gedanken über das Trinken und meinen vermasselten Selbstmordversuch laut ausgesprochen hatte. Ich hatte unerträgliche Kopfschmerzen.

»Das war eine interessante Art, sich umzubringen«, sagte die Frau. Ich war sicher, dass es eine Frau war. Außerdem kam mir die Stimme unangenehm bekannt vor.

»Wo sind Sie?«, fragte ich. Meine Stimme schwankte. Ich drehte den Kopf so weit wie möglich, konnte aber in der Dunkelheit hinter mir nicht mehr als eine rasche Bewegung erkennen. Ich saß vor einem niedrigen Felsblock. Fünf Seilschlingen waren um meine Brust und um den Fels gelegt. Ein weiteres Seil hielt meine Handgelenke hinter dem Stein fest.

»Wollen Sie nicht lieber fragen, wer ich bin?«, erwiderte die seltsam vertraute Stimme. »Und zunächst einmal diesen Punkt klären?«

Ich schwieg einen Moment. Die Stimme und der leicht spöttische Tonfall, der darin mitschwang, erschienen mir so bekannt, dass ich sicher war, die Besitzerin auch ohne weitere Hinweise zu erkennen, wenn mir noch etwas Zeit blieb. Jemand hatte mich also betrunken im Wald gefunden und festgebunden. *Aber warum hatte sie mich gefesselt?* Maria war so etwas zuzutrauen, doch sie befand sich mit ihrem neuen Ehemann in Guatemala. Es gab ehemalige

Geliebte, die mich hassten und fähig waren, mich zu fesseln und im Wald auszusetzen – oder Schlimmeres –, aber zu keiner passte diese Stimme. Andererseits war ich in den letzten ein, zwei Jahren neben so vielen eigenartigen Frauen aufgewacht ... Und wer sagte eigentlich, dass ich diese Person tatsächlich kannte? Es sprach einiges dafür, dass mich irgendeine verrückte Frau im Wald aufgelesen hatte. Sie hatte festgestellt, dass ich betrunken und möglicherweise gewalttätig war – wenn ich sturzbesoffen bin, schreie ich laut und sage Gedichte auf –, und hatte mich gefesselt. Bis dahin klang es noch nach einer vernünftigen Erklärung – abgesehen davon, dass ich mich nicht erinnern konnte, so viel getrunken zu haben, und dass sich mein schmerzender Kopf und mein Körper nicht nach einem Kater anfühlten. Warum also sollte mich eine Frau fesseln wollen, selbst wenn sie verrückt war? Im Übrigen konnte ich mich ja daran erinnern, dass ich tatsächlich mit dem Jeep in diesen verdammten Schacht gefahren war.

»Geben Sie auf, Mr. Jakes?«, sagte die Stimme.

Mr. Jakes. Dieser vertraute Tonfall. Eine ehemalige Schülerin ...

Ich schüttelte den Kopf. Das Nachdenken tat weh. Es war schlimmer als die Kopfschmerzen bei einem Kater, anders, viel intensiver.

»Sie dürfen mich Roland nennen«, erwiderte ich mit belegter Stimme. Ich starrte in die Flammen und versuchte, zu mir zu kommen, nachzudenken.

»Nein, das geht nicht, Mr. Jakes«, sagte Kelly Dahl. Sie kam ins Licht und hockte sich zwischen mir und dem Feuer auf den Boden. »Sie sind Mr. Jakes. Ich darf Sie nicht anders nennen. Außerdem ist Roland ein blöder Name.«

Ich nickte. Ich hatte sie auf den ersten Blick erkannt, auch wenn es sechs oder sieben Jahre her war, dass ich sie zum letzten Mal gesehen hatte. In der Highschool hatte sie die Haare

blond gefärbt und wie eine Punkerin eine Art kurzen Irokesenschnitt getragen. Die Haare waren immer noch kurz und ungleich geschnitten, und unter dem falschen blonden Haar sah man es dunkler nachwachsen, aber eine Punkerin war sie nicht mehr. Die Augen, früher groß und strahlend, wie man es bei einem elfjährigen Mädchen erwarten konnte, hatten später, mit siebzehn, den stumpfen Glanz der Drogenabhängigkeit gezeigt. Jetzt waren sie einfach nur groß. Die dunklen Ringe unter den Augen, die auf der Highschool einfach zu ihr gehört hatten, waren verschwunden, aber im Licht des Feuers mochte der Eindruck täuschen. Sie war nicht mehr ganz so eckig und dürr, wie ich sie von der Highschool in Erinnerung hatte, nicht mehr hager und bis auf die Knochen abgemagert, als fräße sie das Koks oder das Crack oder was sie auch genommen hatte von innen her auf, doch sie war immer noch dünn, und man musste schon genau hinsehen, um die Brüste zu erkennen und sie als Frau zu identifizieren. Sie trug Jeans und Arbeitsstiefel, ein lockeres Flanellhemd über einem dunklen Sweatshirt und ein rotes Kopftuch. Der Feuerschein gab den Wangen und der Stirn einen rosigen Schimmer. Das kurze Haar ragte unter dem Kopftuch hervor und hing ihr über die Ohren. In der rechten Hand wog sie lässig ein großes Fahrtenmesser, während sie vor mir kniete.

»Hi, Kelly«, sagte ich.

»Hi, Mr. Jakes.«

»Willst du mich nicht losmachen?«

»Nein.«

Ich zögerte. Keine Spur von dem scherzenden Ton war mehr in ihrer Stimme zu hören. Wir waren zwei Erwachsene, die sich unterhielten, sie Anfang zwanzig und ich irgendwo über fünfzig, kurz vor dem Hundertsten.

»Hast du mich gefesselt, Kelly?«

»Ja.«

»Warum?«

»Das werden Sie in ein paar Minuten erfahren, Mr. Jakes.«

»Okay.« Ich versuchte, mich zu entspannen, und lehnte mich an den Stein, als sei ich daran gewöhnt, mit dem Jeep in ein Loch zu fahren und Auge in Auge mit einer früheren Schülerin aufzuwachen, die mich mit dem Messer bedrohte. *Bedroht sie mich überhaupt mit dem Messer?* Es war schwer zu sagen. Sie hielt es locker, aber wenn sie mich nicht befreien wollte, gab es kaum einen Grund dafür, es in der Hand zu halten. Kelly war schon immer aufbrausend, exzentrisch und instabil gewesen. Ich fragte mich, ob sie jetzt vollständig durchgedreht war.

»Ich bin nicht vollständig durchgedreht, Mr. Jakes. Aber ich stehe kurz davor. Jedenfalls haben die Leute das gedacht ... als noch Leute da waren.«

Ich blinzelte. »Liest du meine Gedanken, Kelly?«

»Aber klar.«

»Wie denn?«, fragte ich. Vielleicht war ich bei meinem Selbstmordversuch nicht gestorben, sondern lag in diesem Augenblick mit einem Hirnschaden im Koma und träumte mir diesen Unsinn irgendwo in einem Krankenzimmer zusammen. Oder am Grund des Lochs.

»*Mu*«, sagte Kelly Dahl.

»Wie bitte?«

»*Mu*. Kommen Sie schon, Sie können mir doch nicht erzählen, dass Sie das vergessen haben.«

Ich erinnerte mich. Ich hatte es auf der Highschool unterrichtet ... nein, es waren die Sechstklässler in jenem Jahr gewesen, als Kelly bei mir war ... das chinesische Wort *mu*. Auf

einer Ebene bedeutet *mu* einfach nur »ja«, doch auf einer tieferen Ebene des Zen wurde es oft von einem Meister benutzt, wenn der Schüler eine dumme, nicht zu beantwortende oder in die Irre führende Frage stellte wie etwa: »Besitzt ein Hund die Buddha-Natur?« Der Meister sagte daraufhin nur *mu*, was so viel bedeutete wie: *Ich sage »ja« und meine »nein«, doch die wahre Antwort ist: Entfrage die Frage.*

»Okay«, sagte ich. »Dann erkläre mir, warum ich gefesselt bin.«

»*Mu*«, sagte Kelly Dahl. Sie stand auf und baute sich vor mir auf, die Flammen spiegelten sich auf der Messerklinge.

Ich zuckte mit den Achseln, obwohl das angesichts der Fesseln eine nicht eben anmutige Bewegung war. »Na schön.« Ich war gefesselt und hatte Angst, ich war desorientiert und wütend. »Dann eben nicht.« *Wenn du meine Gedanken lesen kannst, du gottverdammte Neurotikerin, dann lies das hier.* Ich stellte mir einen hochgereckten Mittelfinger vor. *Setz dich drauf und dreh dich.*

Kelly Dahl lachte. Im sechsten Schuljahr hatte ich sie nicht oft lachen hören, im elften überhaupt nicht. Und was ich jetzt hörte, war genau der Laut, den ich bei jenen seltenen Gelegenheiten gehört hatte – wild, aber nicht völlig verrückt, angenehm, aber zu aggressiv, um noch freundlich genannt zu werden.

Wieder hockte sie sich vor mich hin und hielt mir die Messerspitze vor die Augen. »Sind Sie bereit für das Spiel, Mr. Jakes?«

»Was für ein Spiel?« Mein Mund war auf einmal sehr trocken.

»Ich werde einige Dinge verändern«, sagte Kelly Dahl. »Möglicherweise gefallen Ihnen manche Veränderungen nicht. Um mich aufzuhalten, müssen Sie mich finden und mich daran hindern.«

Ich leckte mir über die Lippen. Das Messer hatte während ihrer kleinen Ansprache nicht geschwankt. »Was meinst du damit, dass ich dich aufhalten soll?«

»Mich aufhalten. Mich töten, wenn Sie können. Mich daran hindern.«

Oh, verdammt ... das arme Mädchen ist verrückt.

»Kann sein«, sagte Kelly Dahl. »Aber das Spiel wird Spaß machen.« Sie beugte sich vor, und einen irren Augenblick lang dachte ich, sie wolle mich küssen, doch sie schob die flache Klinge unter die Seile und zog. Knöpfe sprangen auf. Ich spürte die kalte Stahlspitze an der Kehle, als das Messer zur Seite glitt.

»Vorsicht ...«

»Sch-scht«, machte Kelly Dahl und küsste mich tatsächlich, ganz leicht, während ihre Hand rasch von links nach rechts glitt und die Seile zerschnitt, als benutze sie ein Skalpell.

Als sie sich zurückzog, sprang ich auf ... nein, ich *wollte* aufspringen, doch meine Beine waren eingeschlafen. Ich stürzte nach vorn, wäre beinahe ins Feuer getorkelt, fand mich unbeholfen mit Armen und Händen ab, die ebenso gefühllos waren wie die Scheite, die ich im Feuer liegen sah.

»Verdammt«, sagte ich. »Verdammt, Kelly, das ist nicht sehr ...« Ich hockte auf den Knien und drehte mich zu ihr um, wandte mich vom Feuer ab.

Ich sah, dass das Lagerfeuer auf einer Anhöhe inmitten einer Lichtung aufgebaut war. Ich kannte die Gegend nicht, aber wir befanden uns offenbar nicht in der Nähe der Stelle, an der ich in den Schacht gefahren war. In der Dunkelheit machte ich ein paar Felsblöcke aus, über den Kiefern sah ich die Milchstraße. Mein Jeep war etwa zwanzig Schritte entfernt geparkt. Ich

konnte keine Schäden erkennen, aber es war ja dunkel. Wind war aufgekommen, und die Kiefernzwiege bewegten sich leicht. Die Nadeln dufteten würzig, und der Wind seufzte leise.

Kelly Dahl war verschwunden.

Als ich noch in der Lehrerausbildung war – ich hatte gerade den Dienst bei der Army quittiert und war noch nicht sicher, warum ich überhaupt Lehrer werden wollte, abgesehen von der Vorstellung, dass dieser Beruf der größte nur denkbare Gegensatz dazu war, mit einem Rucksack durch Vietnam zu rennen –, stellte ein Dozent folgende Fangfrage: »Möchten Sie lieber der Weise auf der Bühne oder der Führer am Rande sein?« Es gab angeblich zwei Sorten Lehrer – den »Weisen«, der herumlief wie ein Krug des Wissens, das sich gelegentlich in die leeren Behälter, also in die Köpfe der Schüler, ergoss, oder der »Führer«, der den Schüler zum Wissen leitete, indem er die Neugierde und den Forschergeist des jungen Menschen förderte. Die richtige Antwort auf die Fangfrage war, dass ein guter Lehrer der »Führer an der Seite« sein sollte, der dem Schüler sein Wissen nicht überstülpt, sondern dem Kind bei der Selbstfindung hilft.

Ich lernte allerdings bald, dass die einzige Art, das Lehren zu genießen, die Rolle des Weisen auf der Bühne war. Ich kippte Wissen und Fakten, Einsichten und Fragen und Zweifel und alles andere, was ich mit mir herumschleppte, direkt aus meinem überbordenden Füllhorn in die etwa fünfundzwanzig leeren Behältnisse aus. Das machte im sechsten Schuljahr besonders viel Spaß, weil die Schüler noch nicht so sehr durch soziale Elchpisse und krasse Desinformation verdorben waren.

Glücklicherweise gab es eine Menge Dinge, für die ich mich sehr interessierte, über die ich einiges wusste und die ich den

Kindern unbedingt vermitteln wollte: meine Leidenschaft für Geschichte und Literatur, meine Begeisterung für die Raumfahrt und die Fliegerei, meine College-Ausbildung in Umweltwissenschaften, meine Vorliebe für interessante Architektur, meine Fähigkeit, Geschichten zu zeichnen und zu erzählen, meine Faszination für Dinosaurier und Geologie, meine Begeisterung für das Schreiben, reichlich Erfahrung mit Computern, mein Hass auf den Krieg, gepaart mit einer Besessenheit von allen militärischen Dingen, unmittelbare Erfahrungen mit einigen entlegenen Orten der Welt, der Wunsch, zu reisen und *alle* entlegenen Orte der Welt zu sehen, ein guter Orientierungssinn, ein etwas abartiger Humor, ein großes Interesse für das Leben wichtiger historischer Persönlichkeiten wie Lincoln, Churchill und Hitler oder auch Kennedy und Madonna, ein Hang zur Dramatik. Und eine Liebe für die Musik, die mich an warmen Tagen im Herbst oder Frühling oft dazu trieb, meine Sechstklassler in den Park auf der anderen Straßenseite zu führen. Mit sechzig Fuß Verlängerungskabel aus dem Lager der Schule schloss ich dort meine Mini-Anlage an die Steckdose in der Nähe der Parktoilette an und spielte Vivaldi, Beethoven oder Rachmaninow, worauf sich die anderen Lehrer aufgebracht beschwerten, sie hätten die Fenster der Klassenzimmer schließen müssen, damit ihre Schüler nicht abgelenkt wurden ...

Ich hatte genügend Leidenschaften, um sechsundzwanzig Jahre lang der Weise auf der Bühne zu sein. *Einige dieser Jahre*, so die Inschrift auf einem Grabstein, den ich einmal sah, *waren gut*.

Einer der Vorfälle mit Kelly Dahl, an die ich mich erinnere, ereignete sich in der Öko-Woche, die vom Bezirk für die Sechstklassler vorgeschrieben war, solange es noch Geld dafür gab. Schon Wochen vor dem Ausflug begannen wir mit Um-

weltthemen, doch die Schüler erinnerten sich später vor allem an den dreitägigen Trip zu einer alten Hütte in der Front Range der Rockies. Der Bezirk bezeichnete diese drei Tage und zwei Nächte, die mit Wandern und Experimenten ausgefüllt waren, als Umweltschutzprojektwoche. Die Kinder und Lehrer nannten den Ausflug einfach Öko-Woche.

Ich erinnere mich an einen warmen Tag Ende September. Ich war mit Kelly Dahls Klasse in die Berge gefahren, und die Kinder hatten ihre Kojen im zugigen alten Blockhaus belegt. Wir hatten den ersten Orientierungsmarsch hinter uns, und in der Stunde vor dem Mittagessen versammelte ich die Klasse etwa eine Viertelmeile vom Blockhaus entfernt an einem von Bibern aufgestauten Teich, um pH-Werte zu bestimmen und mein Programm als »weiser Wissenschaftler« abzuspulen. Ich wies auf die Weidenröschen hin, die am zerwühlten Ufer wucherten – *Epilobium angustifolium*. Ich ließ immer wieder mal die lateinischen Namen einfließen und gab den Kindern den Auftrag, am Ufer oder auf der Wasserfläche einige der baumwollähnlichen Samen zu suchen. Dann wies ich sie auf die goldenen Blätter der Espen hin und erklärte, warum sie so schimmerten und dass das Blatt an einem beweglichen Stiel saß und sich drehen konnte, um das spärliche Licht von allen Seiten einzufangen, damit die Photosynthese in Gang blieb. Ich beschrieb, wie die Espen sich von der Wurzel her vermehrten und dass der Espenhain, in dem wir standen, in Wirklichkeit ein einziger riesiger Organismus war. Ich deutete auf die späten Astern und die wilden Chrysanthemen, die sich nur noch wenige Tage halten würden, ehe der Winterwind ihnen bis zum nächsten Frühjahr den Garaus mache, und ich ließ die Kinder nach den herbstlich rot verfärbten Blättern von Fingerkraut, Erdbeeren und Geranien suchen.

In diesem Moment, als die Kinder sich interessiert im Kreis um mich versammelt hatten, deutete Kelly Dahl auf das Laub am Boden und auf die mit Galläpfeln besetzten Zweige, die meine Gruppe gesammelt hatte, und fragte: »Warum müssen wir das alles überhaupt lernen?«

Ich weiß noch, dass ich seufzte. »Meinst du die Namen der Pflanzen?«

»Ja.«

»Ein Name ist ein Instrument der Lehre«, zitierte ich den Leitspruch von Aristoteles, den ich schon viele Male in dieser Klasse benutzt hatte. »Er hilft, die Eigenarten voneinander zu unterscheiden.«

Kelly Dahl nickte knapp und sah mich direkt an. Die einzigartig grünen Augen bildeten einen scharfen Kontrast zu der traurigen Gewöhnlichkeit ihrer im K-Mart gekauften Jacke und der billigen Kordhose. »Aber man kann das doch nicht alles lernen«, sagte sie so leise, dass die anderen Kinder sich vorbeugen mussten, um sie in dem leichten Wind, der aufgekommen war, überhaupt verstehen zu können. Es war eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen die ganze Klasse aufmerksam zuhörte.

»Man kann nicht alles lernen«, räumte ich ein, »aber man kann die Natur viel besser genießen, wenn man wenigstens ein bisschen was über sie weiß.«

Kelly Dahl schüttelte den Kopf. Beinahe ungeduldig, wie ich damals dachte. »Sie verstehen es nicht«, sagte sie. »Wenn Sie nicht alles verstehen, verstehen Sie überhaupt nichts. Die Natur ist ... sie ist *alles*. Es ist alles miteinander verflochten. Sogar wir sind ein Teil davon, wir verändern die Natur, wenn wir bloß hier stehen. Wir verändern sie, wenn wir sie zu begreifen versuchen ...« Sie unterbrach sich, und ich konnte sie nur

anstarren. In den drei Wochen, die dieses Mädchen in meiner Klasse war, hatte sie noch nie so viel auf einmal gesagt wie jetzt. Was Kelly sagte, war absolut richtig, aber meiner Ansicht nach an dieser Stelle weitgehend irrelevant.

Ich überlegte noch, welche Antwort die beste war, damit möglichst alle Kinder etwas daraus lernen konnten, doch Kelly fuhr schon fort. »Ich meine damit«, sagte sie, offenbar ungeduldiger mit ihrer Unfähigkeit, es zu erklären, als mit meinem Unvermögen, sie zu verstehen, »ich meine, wenn man nur ein *bisschen* was darüber lernt, dann ist das so, als würde man das Bild zerreißen, über das Sie am Dienstag gesprochen haben, diese Frau ...«

»Die Mona Lisa«, half ich ihr.

»Yeah. Es ist, als würde man die Mona Lisa in kleine Fetzen reißen und die Stücke herumreichen und erwarten, dass die Leute das Gemälde schön finden und verstehen.« Wieder hielt sie inne und runzelte leicht die Stirn. Ob über die Metapher oder darüber, dass sie überhaupt das Wort ergriffen hatte, war mir nicht klar.

Eine Minute lang waren nur die natürlichen Geräusche des Espenwäldchens und des Biberteichs zu hören. Ich muss zugeben, dass ich verblüfft war. Schließlich sagte ich: »Was sollten wir denn deiner Ansicht nach sonst tun, Kelly?«

Zuerst dachte ich, sie würde überhaupt nicht antworten – sie wirkte, als habe sie sich völlig in sich selbst zurückgezogen. Dann aber sagte sie leise: »Die Augen schließen.«

»Was?« Ich dachte, ich hätte nicht recht gehört.

»Die Augen schließen«, wiederholte Kelly Dahl. »Wenn wir diese Dinge hier ansehen sollen, können wir sie auch mit etwas anderem als mit großen Worten zu verstehen versuchen.«

Ohne ein weiteres Wort schlossen wir die Augen, diese Gruppe von normalerweise sehr unruhigen Sechstklässlern und ich. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie intensiv die folgenden paar Minuten waren. Der an Butterscotch und Terpentin erinnernde Geruch vom Harz der Kiefern, die ein Stück hügelaufwärts standen, der leichte Ananasduft der wilden Kamille, die staubige Süße der trockenen Espenblätter im Hain hinter dem Teich, das gleichermaßen süße Aroma der Wiesenpilze *Lactarius* und *Russula*, der stechende Tanggeruch der Teichalgen und der reiche Duft der von der Sonne erhitzten Erde, die Kiefernadeln unter den Füßen. Ich spüre heute noch wie damals an diesem Herbstnachmittag die Wärme der Sonne im Gesicht und auf den Händen und auf den Beinen meiner Jeans. Ich erinnere mich an die Geräusche dieser wenigen Minuten so lebhaft wie an alles andere: an das leise Plätschern des Wassers, das über den aus Steinen und Schlamm gebauten Biberdamm lief, das Rascheln der trockenen Clematisranken, das spröde Knistern der hohen Enzianstiele im Wind, das ferne Hämmern eines Spechts im Wald zum Mount Meeker hin. Und dann, so abrupt, dass ich den Atem anhielt, das laute Rauschen von Flügeln, als ein Schwarm Kanadagänse niedrig über dem Wasser dahinstrich und nach Süden schwenkte, zum Highway und zu den größeren Teichen, die es dort gab. Ich glaube, in diesem Augenblick öffnete niemand aus der Gruppe die Augen, nicht einmal, als die Gänse niedrig über uns hinwegflogen, um den Zauber des Augenblicks nicht zu zerstören. Es war eine neue Welt, und Kelly Dahl war – unerklärlicherweise, aber unstrittig – unsere Führerin.

Bis gestern hatte ich diesen Moment völlig vergessen.

Am Morgen, nachdem sie mich gefesselt hatte, zerschoss Kelly Dahl meinen Jeep.

Ich hatte bis Sonnenaufgang gewartet, um den Rückweg nach Boulder zu suchen. In der Nacht war es zu dunkel, der Wald war zu dicht, und meine Kopfschmerzen waren zu stark, um den Berg hinunterzufahren. *Und außerdem, hatte ich mit einem ironischen Lächeln gedacht, außerdem könnte ich ja aus Versehen in einen Bergwerksschacht stürzen.*

Am Morgen tat mein Kopf immer noch weh, und der Wald war immer noch dicht – nirgends Reifenspuren, keine Hinweise, wie Kelly meinen Wagen hierherbekommen hatte –, doch ich konnte wenigstens sehen, wohin ich fuhr. Der Jeep hatte eine Menge Kratzer, ein Kotflügel war verbeult, die Farbe blätterte ab, und an der rechten Tür war eine lange Schramme, aber das waren alles alte Wunden. Keine Spur davon, dass der Wagen dreihundert Fuß tief in einen Schacht gestürzt war. Der Schlüssel steckte. Die Brieftasche war in meiner Gesäßtasche. Die Campingausrüstung lag hinten im Fond. Kelly Dahl war so verrückt, wie man nur sein konnte, aber eine Diebin war sie nicht.

Ich hatte eine Stunde gebraucht, um am vergangenen Abend bis zum Schacht zu gelangen. Ich brauchte fast drei, um wieder nach Boulder zurückzukommen. Ich befand mich ein großes Stück jenseits des Sugarloaf Mountain und des Gold Hill, nordöstlich von Jamestown und fast am Peak to Peak Highway. Ich hatte keine Ahnung, warum Kelly Dahl mich so weit verschleppt hatte – es sei denn, das ganze Erlebnis mit dem Schacht war eine Halluzination gewesen, und sie hatte mich anderswo aufgelesen. Aber das konnte nicht sein. Ich stellte die Lösung dieses Rätsels zurück, bis ich wieder zu Hause war, geduscht hatte, ein Aspirin und drei Fingerbreit Scotch zu mir genommen und gewissermaßen den Tag richtig begonnen hatte.

Schon lange, bevor ich Boulder erreichte, hätte mir eigentlich auffallen müssen, dass meine ganze Welt im Eimer war. Spätestens, als ich im Left Hand Canyon aus dem Wald kam und die nach Osten führende befestigte Straße erreichte, hätte ich bemerken müssen, dass etwas nicht stimmte. Jetzt ist mir klar, dass ich auf geflicktem Beton und nicht auf Asphalt gefahren bin. Auch das Greenbriar Restaurant am Ende des Left Hand Canyon, wo die Straße in den Highway 36 mündet, kam mir seltsam vor. Im Rückblick weiß ich, dass der Parkplatz kleiner war, die Eingangstür hatte eine andere Farbe, und dort, wo seit Jahren ein Blumengarten gewesen war, stand eine Pappel. Ich hätte weitere Details bemerken können – die Böschung neben dem Highway 36 war zu schmal, die Beechcraft-Niederlassung in den Vorbergen neben der Straße wirkte geschäftig und war geöffnet, obwohl sie schon seit einem Jahrzehnt nicht mehr in Betrieb war. Doch ich pflegte meine Kopfschmerzen, dachte über Kelly Dahl und meinen Selbstmord nach und ignorierte alles andere.

Es gab keinen Verkehr. Kein einziges Auto, kein Fahrrad. Ungewöhnlich, da sonst das ganze Jahr über an jedem halbwegs schönen Tag die mit Spandex bekleideten Fanatiker über den Foothills Highway radelten. An diesem Morgen war nichts von ihnen zu sehen. Erst als ich in Boulder auf dem North Broadway fuhr, fiel mir auf, wie eigenartig das alles war.

Mein Gott, dachte ich, vielleicht hat es einen Atomkrieg gegeben ... und alle wurden evakuiert. Dann erinnerte ich mich, dass der Kalte Krieg vorbei war und dass der Stadtrat von Boulder ein paar Jahre vorher aus keinem ersichtlichen Grund einstimmig beschlossen hatte, im Falle eines Krieges die Evakuierungspläne zu ignorieren. Der Stadtrat war für derartige Ent-

scheidungen bekannt – etwa wurde Boulder auch zur atomwaffenfreien Zone erklärt, was wohl bedeutete, dass dort niemals ein Flugzeugträger mit Atomwaffen an Bord festmachen würde. Wahrscheinlich hätte es nicht einmal eine Massenevakuierung gegeben, wenn die sechs Meilen entfernte Atomwaffenfabrik in die Luft geflogen wäre. Der eiserne Kern von Boulders politisch korrekten Bürgern hätte wohl eher gegen die anrückende Strahlung demonstriert, als sich in Sicherheit zu bringen.

Aber wo sind die Leute dann alle? Ich bremste den Jeep ab und fuhr im Schrittempo den Hügel hinunter bis zur Pearl Street. Dort unten gab es eine Fußgängerzone und ein Einkaufszentrum.

Die Fußgängerzone war verschwunden. Keine Bäume, keine künstlichen Hügel, keine geschmackvoll mit Ziegelsteinen gepflasterten Wege, keine Blumenbeete, keine Bettler, keine Hotdogbude von Freddy's, keine Skateboards, keine Straßenmusiker, keine Drogenhändler, keine Bänke, keine Zeitungstände, keine Telefonzellen ... alles verschwunden.

Das Einkaufszentrum war weg, doch die Pearl Street war noch da. Sie sah aus wie früher, bevor sie mit Ziegelsteinen und Blumenbeeten und Straßenmusikern gepflastert worden war. Ich bog nach links ab, fuhr langsam den leeren Boulevard hinunter und betrachtete die Drugstores, die Bekleidungsgeschäfte und die billigen Restaurants, wo exklusive Boutiquen, Geschenkläden und Häagen-Dasz-Eiscafes hätten sein sollen. Es sah aus wie die Pearl Street, bevor ich Anfang der Siebzigerjahre nach Boulder gekommen war – irgendeine normale Straße in einer normalen Stadt im Westen mit Mieten, die sich die einheimischen kleinen Geschäftsleute leisten konnten.

Schließlich wurde mir klar, dass es tatsächlich die Pearl

Street von Anfang der Siebzigerjahre war. Ich fuhr an Freds Steakhouse vorbei, wo Maria und ich gelegentlich mal am Freitag essen gegangen waren, wenn wir genug Geld gespart hatten. Fred hatte das Handtuch geworfen, als er die von den Boutiquen in die Höhe getriebene Miete im Einkaufszentrum nicht mehr zahlen konnte – wann war das gewesen? Mindestens vor fünfzehn Jahren. Und da war auch das alte Art Cinema, in dem *Schreie und Flüstern* von Ingmar Bergman gelaufen war. Ich wusste nicht mehr genau, wann der Film herausgekommen war, aber ich konnte mich erinnern, ihn irgendwann nach meiner Entlassung aus dem Militärdienst im Jahre 1969 und vor unserem Umzug nach Boulder gesehen zu haben.

Die anderen Anomalien zähle ich gar nicht erst auf – die alten Autos am Straßenrand, die altmodischen Straßenschilder, die Proteste gegen den Krieg auf den Mauern und Stoppschildern –, wie ich mir eine nähere Betrachtung auch an jenem Tag schenkte. Ich wollte so schnell wie möglich zu meiner Wohnung in der 30th Street und bemerkte dabei kaum, dass die Crossroads Mall am Ende des Canyon Boulevard zwar noch vorhanden, aber erheblich kleiner war, als ich sie in Erinnerung hatte.

Das Gebäude mit meiner Wohnung war überhaupt nicht mehr da.

Eine Weile stand ich aufrecht im offenen Jeep, starrte auf die Felder und Bäume und alten Garagen, wo mein Wohnblock hätte sein sollen, und kämpfte gegen den Drang an, einfach zu kreischen oder zu brüllen. Es ging mir nicht darum, dass meine Wohnung weg war, meine Kleidung oder die wenigen Erinnerungsstücke an das Leben, das ich hinter mir gelassen hatte – ein paar Schnapschüsse von Maria, die ich mir sowieso nie ansah, alte Fußballtrophäen, eine Auszeichnung von 1984 aus der End-

runde für den Titel »Lehrer des Jahres«. Nein, was mich störte, war, dass auch meine Scotchflaschen verschwunden waren.

Dann dämmerte mir, wie albern meine Reaktion war. Ich fuhr zum nächsten Schnapsladen, den ich finden konnte – ein alter Familienbetrieb an der 28th Street, wo am Tag zuvor noch ein kleines Einkaufszentrum gestanden hatte –, marschierte durch die offene Tür hinein, rief nach den Besitzern, wunderte mich nicht, dass keine Antwort kam, schnappte mir drei Flaschen Johnnie Walker, ließ einen Haufen Geldscheine auf der Theke liegen – ich bin vielleicht verrückt, aber kein Dieb – und ging auf den leeren Parkplatz hinaus, um etwas zu trinken und alles zu überdenken.

Ich muss sagen, dass ich mir keine Illusionen machte. irgendwie hatten sich die Dinge verändert. An die Möglichkeit, dass ich tot war oder dass es so etwas wie das verlorene Jahr in der Serie *Dallas* sein könnte und dass ich mit Maria unter der Dusche wieder zu mir kommen würde, während Allan im Wohnzimmer spielte, immer noch als Lehrer im Amt und mit einem soliden Leben vor mir – an diese Möglichkeit wollte ich gar nicht erst denken. Nein, das hier war real, sowohl mein verpfusches Leben als auch dieser seltsame ... dieser seltsame Ort. Klar, es war Boulder, aber es war Boulder, wie es vor zweieinhalb Jahrzehnten gewesen war. Ich war schockiert, wie klein und provinziell die Stadt wirkte.

Und leer war sie. Einige große Raubvögel kreisten über den Flatirons, doch in der Stadt war es totenstill. Ich hörte nicht einmal fernen Verkehrslärm oder Düsenflugzeuge. Erst in diesem Augenblick, als die Geräusche fehlten, wurde mir klar, wie selbstverständlich sie für einen Stadtmenschen wie mich waren.

Ich fragte mich, ob es irgendeine dämliche zufällige Verwerfung im Raum-Zeit-Kontinuum war, eine Fehlfunktion im Chronosynchronmetahyperdings, aber ich glaubte nicht recht daran. Ich nahm an, dass es irgendwie mit Kelly Dahl zu tun hatte. So weit waren meine Spekulationen gediehen, als ich die erste Hälfte der ersten Flasche Johnnie Walker intus hatte.

Dann klingelte das Telefon.

Es war ein altmodisches Münztelefon, zwanzig Schritt neben dem Schnapsladen. Sogar das verdammt Telefon war verändert: Auf der halb offenen Zelle stand Bell Telephone und nicht US West oder der Schriftzug einer Konkurrenzfirma. Das alte Symbol von Bell war ins Metall eingraviert. Ich bekam richtig Heimweh.

Ich ließ das Ding zwölftmal klingeln, bevor ich die Flasche auf die Motorhaube des Jeeps stellte und langsam hinüberging. Vielleicht war es Gott, der mir erklären wollte, dass ich tot, aber nur für die Vorhölle qualifiziert sei, da weder Himmel noch Hölle mich haben wollten.

»Hallo?« Meine Stimme klang vermutlich etwas komisch. Mir selbst kam es jedenfalls so vor.

»Hi, Mr. Jakes.« Es war natürlich Kelly Dahl. Mit Gott hatte ich sowieso nicht gerechnet, wenn ich ganz ehrlich bin.

»Was gibt's, Mädchen?«

»Eine Menge nette Sachen«, antwortete die helle, leise Stimme. »Sind Sie überhaupt bereit für das Spiel?«

Ich sah zur Flasche hinüber und wünschte, ich hätte sie mitgebracht. »Was für ein Spiel?«

»Sie müssen mich jagen.«

Ich legte den Hörer weg, ging zum Jeep, trank einen Schluck und kehrte langsam zum Telefon zurück. »Bist du noch da, Mädchen?«

»Klar.«

»Ich will nicht spielen. Ich will dich nicht jagen oder töten oder dir sonst etwas tun. *Comprende?*«

»Oui.« Auch das war ein Spiel aus dem sechsten Schuljahr, fiel mir jetzt wieder ein. Wir begannen Sätze in einer Sprache, wechselten in eine andere und beendeten sie in einer dritten. Ich hatte sie nie gefragt, wo ein elfjähriges Kind die Grundlagen von einem halben Dutzend Sprachen gelernt hatte.

»Okay«, sagte ich. »Ich gehe jetzt. Du passt auf dich auf, Mädchen. Und halte dich, verdammt noch mal, von mir fern. *Ciao.*« Ich knallte den Hörer auf die Gabel und sah den Apparat mindestens zwei Minuten lang müde an. Es klingelte nicht noch einmal.

Ich verstaute die zweite Flasche auf dem Boden, damit sie nicht zerbrach, und fuhr auf der 28th Street nach Norden, bis ich die Diagonal erreichte, den vierspurigen Highway, der nach Nordosten bis Longmont und weiter bis zu den längs der Front Range aufgereihten Orten führt. Als Erstes bemerkte ich, dass die Diagonal innerhalb von Boulder nur noch zweispurig war. Wann war die Straße erweitert worden? Irgendwann in den Achtzigerjahren ... Als Zweites bemerkte ich, dass sie eine Viertelmeile außerhalb der Stadt aufhörte. Im Nordosten war nichts. Kein Highway, keine Farmen, keine Felder, keine Fabrik von Celestial Seasons, keine Fabrik von IBM, keine Eisenbahnstrecke. Nicht einmal die Gebäude, die Anfang der Siebzigerjahre schon hätten dort sein müssen. Was ich vorfand, war ein riesiger Spalt in der Erde, mindestens zwanzig Fuß tief und dreißig Fuß breit. Es sah aus, als hätte ein Erdbeben den Highway aufgerissen und Boulder von der Prärie und dem Wüstenbeifuß und dem niedrigen Gras dahinter abgeschnitten. Der

Riss erstreckte sich von Nordwesten nach Südosten, so weit das Auge reichte, und es war unmöglich, den Jeep ohne stundenlange Arbeit auf die andere Seite zu bekommen.

»Na gut«, sagte ich laut. »Eins zu null für das Mädchen.« Ich wendete und fuhr zur 28th Street zurück. Unterwegs bemerkte ich, dass der Foothills Highway, der eine Abkürzung darstellt hätte, noch nicht gebaut war. Ich fuhr in südlicher Richtung durch die Stadt, um über den Highway 36 nach Denver zu gelangen.

Auch hier endete der Highway vor einer Bodenspalte, die bis zu den Flatirons weit im Westen zu reichen schien.

»Na prima«, sagte ich zum glühenden Himmel. »So langsam dämmert es mir. Ich glaube nicht, dass ich bleiben will, aber trotzdem vielen Dank für die Einladung.«

Mein Jeep ist alt und hässlich, aber er ist nützlich. Vor ein paar Jahren habe ich vorn eine elektrische Winde mit zweihundert Fuß Drahtseil eingebaut. Ich warf das Ding an, löste die Bremse der Trommel, wickelte das Ende des Seils etwa dreißig Fuß vom Rand des Spalts entfernt um einen stabilen Pfeiler, schaltete die Winde ein und stellte den Jeep richtig hin, um rückwärts den fünfzig Grad steilen Abhang hinunterzufahren. Ich wusste nicht, ob ich auf der anderen Seite wieder hochfahren konnte, aber ich dachte mir, dass mir schon etwas einfallen würde, wenn ich erst da unten war. Im schlimmsten Fall konnte ich immer noch einen Bulldozer oder so etwas suchen und eine Rampe anlegen, um mich aus dem Loch zu befreien. Alles war besser, als Kelly Dahls Spiel nach Kelly Dahls Regeln zu spielen.

Ich hatte gerade die Hinterräder über die Kante gebracht und wurde nur noch durch das Seil daran gehindert, abzustürzen,

als der erste Schuss knallte. Die Kugel zerstörte meine Windschutzscheibe, und der rechte Scheibenwischer flog, in der Mitte zerbrochen, in zwei Teilen durch die Luft. Ich erstarrte vor Schreck. Lassen Sie sich von niemandem einreden, die alten Kampfreflexe hielten sich ewig.

Der zweite Schuss zerstörte den rechten Scheinwerfer des Jeeps und trat durch den Kotflügel wieder aus. Ich weiß nicht, wo die dritte Kugel einschlug, denn schließlich setzten sich doch noch die alten Reflexe durch, und ich sprang aus dem Jeep und ging an der steilen Böschung in Deckung, das Gesicht in den Dreck gepresst und mit den Fingern nach einem Halt tastend. Sie feuerte sieben Schüsse ab. Ich zweifelte keine Sekunde daran, dass es Kelly Dahl war. Jede Kugel zerstörte irgendetwas – der Rückspiegel brach ab, zwei Reifen wurden durchlöchert, und sogar die beiden Flaschen Johnnie Walker wurden vernichtet, die ich, in mein Hemd gewickelt, vermeintlich sicher unter dem Sitz verstaut hatte. Allerdings war ich geneigt, Letzteres eher für einen Zufallstreffer zu halten.

Ich wartete fast eine Stunde, ehe ich aus der Spalte kroch und zu den fernen Gebäuden blickte, um eine Spur der Verrückten mit dem Gewehr zu entdecken. Dann zog ich den Jeep mit seinen beiden platten Reifen wieder nach oben und fluchte über die zerstörten Flaschen. Für den rechten Vorderreifen konnte ich den Ersatzreifen nehmen, und dann konnte ich auf einem Platten in die Stadt rumpeln. Ich glaubte mich zu erinnern, dass es auf der Pearl einen Reifenhandel gab, wusste aber nicht, ob er bereits existierte.

Unterwegs bemerkte ich jedoch auf einem Parkplatz an der Ecke 28th Street und Arapaho einen anderen Jeep. Ich hielt daneben an, nahm einen der neuen, dicken Reifen herunter und

stellte fest, dass auch mein Ersatzreifen in schlechtem Zustand war. Nachdem vorne die neuen Reifen aufgezogen waren, fand ich den Eindruck der Hinterräder erbärmlich, und am Ende hatte ich alle vier Reifen gewechselt. Vermutlich hätte ich auch einfach den neuen Jeep kurzschließen und mit ihm fahren können, ohne in der grellen Julisonne so lange fluchen und schwitzen zu müssen, aber ich verzichtete darauf. Manchmal bin ich eben sentimental.

Am frühen Nachmittag fuhr ich zum alten Gart-Brothers-Sportartikelladen und nahm mir eine Remington mit zwanzigfach vergrößerndem Zielfernrohr, einen 38er Revolver, eines jener Kabar-Messer, die sich in Vietnam so gut bewährt hatten, und genügend Munition für beide Waffen, um einen kleinen Krieg zu führen. Dann fuhr ich zu dem alten Armyladen an der Pearl und der 14th Street und rüstete mich weiter aus: Stiefel, Socken, eine Jagdweste in Tarnfarben, Trockenrationen, einen neuen Coleman-Gaskocher, ein Ersatzfernglas, bessere Regensachen als jene, die ich im Rucksack hatte, massenhaft Nylonschnur, einen neuen Schlafsack, zwei Kompassen, eine schicke Jagdmütze, mit der ich wahrscheinlich wie ein echtes Arschloch aussah, und noch mehr Munition für die Remington. Als ich ging, ließ ich kein Geld auf der Theke liegen. Ich hatte das Gefühl, der Besitzer werde nicht zurückkehren, und selbst wenn, wäre ich wohl nicht mehr in der Nähe.

Dann fuhr ich zu dem kleinen Schnapsladen an der 28th Street zurück, doch die Regale waren leer. Die Hunderte Flaschen, die ich vor drei Stunden noch dort gesehen hatte, waren einfach verschwunden. Das Gleiche galt für die vier anderen Schnapsläden, bei denen ich es versuchte.

»Du Miststück«, sagte ich zu der verlassenen Straße.

An einem Parkplatz klingelte ein Telefon in einem almodischen Glashäuschen. Es klingelte weiter, während ich die 38er Police Special aus der Kiste nahm, die gelbe Schachtel öffnete und langsam die Kammern lud. Als ich das Telefon mit dem dritten Schuss voll erwischte, hörte das Klingeln auf.

Auf der anderen Straßenseite klingelte ein anderes Telefon.

»Hör zu, du kleines Miststück«, sagte ich, als ich abnahm, »ich spiele dein Spiel mit, wenn du mir etwas zu trinken lässt.«

Dieses Mal rechnete ich damit, dass Gott sich am anderen Ende meldete.

»Finden Sie mich und halten Sie mich auf, dann bekommen Sie so viel Schnaps, wie Sie wollen, Mr. Jakes«, sagte Kelly Dahl.

»Und alles wird wieder sein, wie es früher war?« Ich sah mich um, während ich sprach, und rechnete schon halb damit, sie weiter unten auf der Straße in einer anderen Telefonzelle zu entdecken.

»Yep«, erwiderte Kelly Dahl. »Sie können sogar wieder in die Hügel rauf und noch einmal in den Bergwerksschacht fahren, und beim nächsten Mal werde ich Sie nicht stören.«

»Dann bin ich tatsächlich dort hineingefahren? Bin ich tot? Bist du meine Strafe?«

»Mu«, sagte Kelly Dahl. »Erinnern Sie sich an die anderen beiden Ausflüge in der Öko-Woche?«

Ich musste überlegen. »Die Wasseraufbereitungsanlage und die Trail Ridge Road?«

»Sehr gut«, sagte Kelly Dahl. »Sie finden mich am höheren der beiden Punkte.«

»Laufen die Straßen denn weiter nach Westen ...«

Ich sprach mit dem Freizeichen.

PALIMPSEST

Am Tag, als ich Kelly Dahl in der Nähe von Ward in den Bergen traf, hätte sie mich fast getötet. Ich hatte mich an meine Ausbildung im Vietnamkrieg erinnert und einen Hinterhalt gelegt. Geduldig wartete ich an der Stelle, wo die Straße sich aus dem Left Hand Canyon zum Peak to Peak Highway hinaufwand. Es gab in dieser Region der Front Range nur drei Wege, um zur Kontinentscheide zu gelangen, und ich wusste, dass Kelly Dahl den kürzesten nehmen würde.

In der alten Feuerwache von Ward hatte ich eine Kettensäge gefunden. Der Ort selbst war natürlich verlassen. Aber auch bevor Kelly Dahl mich in diese Welt entführt hatte, hatten nie mehr als hundert Leute in Ward gelebt, die meisten davon übrig gebliebene Hippies aus den Sechzigerjahren. Die alte Bergarbeitorsiedlung hatte sich in eine Schutthalde von verlassenen Autos, halb zu Ende gebauten Häusern, Holzstapeln, Müllhauen und Außentoiletten verwandelt. Ich legte den Hinterhalt in der Serpentine über der Stadt, fällte zwei Ponderosakiefern, um die Straße zu blockieren. Dann wartete ich im Espenwald.

Kelly Dahls Bronco kam am Spätnachmittag die Straße herauf. Sie hielt an, stieg aus, betrachtete die gefällten Bäume und dann mich, als ich hinter einem Baum hervorkam und auf sie zuging. Das Remington-Gewehr hatte ich zurückgelassen, die 38er steckte unter der Jacke im Hosenbund, das Kabar-Messer blieb in der Scheide.

»Kelly«, sagte ich, »lass uns reden.«

Worauf sie, bevor ich noch ein weiteres Wort sagen konnte, in den Bronco langte, einen Bogen herausholte, der aus irgend-einem dunklen Kompositmaterial bestand, einen Pfeil einlegte und schoss. Es war ein Jagdpfeil mit gekerbter Spitze, um dem Opfer möglichst schwere Verletzungen zuzufügen. Er flog unter meinem linken Arm durch, riss mir die Jacke auf, zerfetzte die Haut an der Innenseite meines Arms und auf der Brust und blieb ein paar Zentimeter hinter mir in einer Espe stecken.

Einen Moment lang war ich angenagelt wie ein Käfer auf dem Tablett eines Sammlers, und ich konnte nur fassungslos starren, während Kelly Dahl den zweiten Pfeil einlegte. Ich hatte keinen Zweifel, dass dieser mein Brustbein treffen würde. Bevor sie den zweiten Pfeil fliegen lassen konnte, tastete ich nach dem Gürtel, zog die 38er, gab aufs Geratewohl einen Schuss ab und sah, wie sie hinter dem Bronco in Deckung ging. Ich befreite mich aus den Überresten meiner Jacke und sprang hinter die umgestürzten Bäume.

Wenige Augenblicke später heulte der Motor des Bronco auf, doch ich hob den Kopf erst wieder, als er beim Wenden über die Zweige eines gefällten Baums holperte und durch Ward und den Canyon davonfuhr.

Ich musste nach Boulder zurück – dieses Mal war die Stadt aus den Achtzigerjahren, aber immer noch verlassen –, um Verbände und Antibiotika für die Schnittwunden auf den Rippen und am Arm zu finden. Inzwischen sind die Wunden verschorft, aber es tut immer noch weh, wenn ich laufe oder tief einatme.

Seit diesem Tag mache ich keinen Schritt mehr ohne die Remington.

Auch nachdem ich zwei Jahre lang betrunken unterrichtet hatte, fand die Schulverwaltung nicht den Mut, mich zu feuern. Der Rahmenvertrag bestimmte, dass mein Fehlverhalten von einem oder mehreren Vorgesetzten dokumentiert werden müsse, weil ich eine Festanstellung hatte. Ferner musste man mir mindestens drei Chancen geben, mich zu bessern, und ich musste bei jedem Schritt des Verfahrens gerecht behandelt werden. Wie sich herausstellte, hatten der Schulleiter und die für meinen Zweig zuständige Abteilungsleiterin aber Angst, mich mit irgendwelchen Beweisaufnahmen zu behelligen. Ich wollte mich sowieso nicht bessern, und die Leute waren viel zu sehr damit beschäftigt, mich vor neugierigen Blicken abzuschirmen oder mich unter Umgehung der vorgeschriebenen Prozeduren auf andere Weise aus dem Weg zu räumen. Schließlich wies die Bezirksaufsicht meine Abteilungsleiterin an – ein grauer Klotz von Frau namens Dr. Maxine Miliard –, mich so oft, wie es eben vorgeschrieben war, zu beobachten, mich zu verwarnen und mir die Chance zu geben, mich zu bessern, und dann den notwendigen Papierkram zu erledigen, um mich loszuwerden.

Ich wusste, an welchen Tagen Dr. Max kommen wollte und hätte mich krankmelden oder wenigstens nicht betrunken oder verkatert zum Dienst erscheinen können, aber ich dachte mir: Scheiß drauf, sollen sie doch machen, was sie wollen! Und das taten sie dann auch. Meine Festanstellung wurde widerrufen, und ich wurde drei Jahre und zwei Tage, bevor ich Frührente hätte beantragen können, aus dem Schuldienst entlassen.

Ich vermisste den Job nicht. Ich vermisste die Kinder, selbst die nachlässigen, von Pickeln heimgesuchten, unfähigen High-school-Schüler. Aber seltsamerweise kann ich mich an die klei-

nen Kinder aus den Anfangsjahren auf der Grundschule viel besser erinnern. Und ich vermisste sie mehr.

Ein Weiser ohne Bühne ist kein Weiser mehr, ob betrunken oder nüchtern.

Heute Morgen folgte ich Kelly Dahls Reifenspuren eine schmale Kiesstraße den Flagstaff Mountain hinunter. Ich kam dort heraus, wo der Chautauqua Park hätte sein sollen. Boulder war verschwunden, und das Binnenmeer war wieder da. Dieses Mal war aber weit draußen auf den Sandbänken eine Insel zu sehen. Eine befestigte Stadt, auf Felsen gebaut, war auf der Insel zu erkennen, und in der Stadt erhob sich eine gewaltige Kathedrale, auf deren höchstem Turm der Erzengel Michael stand, das Schwert zum Himmel gereckt und den Fuß fest auf einen sich windenden Teufel gestemmt. Ein Hahn auf seinem Fuß symbolisierte die ewige Wachsamkeit. Die Stadt war über einen Damm erreichbar, der sich gerade einen Fuß hoch aus dem Treibsand erhob.

»Meine Güte, Kelly«, sagte ich zu den Reifenspuren, denen ich über den Damm folgte, »das wird aber allmählich ein bisschen albern.«

Es war natürlich Mont Saint Michel, vollständig nachgebildet mit allen Buntglasfenstern und Gusseisengeländern. Ich konnte mich dunkel erinnern, dass ich in meinem sechsten Schuljahr einmal Dias der Stadt gezeigt hatte. Die Gebäude aus dem 12. Jahrhundert hatten meine Phantasie angeregt, und im folgenden Jahr war ich mit meiner Familie hingefahren. Maria war wenig beeindruckt, doch der damals zehnjährige Allan war ganz aus dem Häuschen gewesen. Er und ich kauften jedes Buch über den Ort, das wir nur finden konnten, und redeten ernsthaft darüber, aus Balsaholz ein Modell der Kathedrale zu bauen.

Kelly Dahls alter Bronco stand vor dem Tor. Ich nahm die Remington, lud eine Patrone in den Lauf und trat durch das Stadttor auf einen gepflasterten Gehweg. Meine Schritte hallten laut. Hin und wieder blieb ich stehen, sah über die Festungsmauern zurück zu den Flatirons, die in der Sonne Colorados strahlten, und lauschte, ob ich außer dem trägen Schwappen der Wellen ihre Schritte hören konnte. Weiter oben vernahm ich Geräusche.

Die Kathedrale war leer, doch auf dem Hauptaltar lag ein in Leder gebundenes Buch aus schwerem Pergament bereit. Ich hob den Band hoch und las:

*Ço sent Rollánz que la mort le trespent
Devers la teste sur le quer li descent
Desuz un pin I est alez curanz
Sur l'erbe verte si est suchiez adenz
Desuz lui met s'espree e l'olifant
Turnat sa teste vers la paiene gent.*

Es waren französische Verse aus dem elften Jahrhundert. Ich kannte sie vom letzten Jahr auf dem College. Bevor man mich eingezogen und um die Welt geschickt hatte, um kleine Asiaten zu töten, hatte ich einige Monate damit verbracht, diesen Text zu übersetzen.

*Dann fühlt Roland, dass der Tod ihn holen will
Vom Kopf stürzt er zum Herz hinab.
Unter einer Kiefer rennt und eilt er dahin
Aufs grüne Gras wirf er sich nieder
Legt Schwert und Olifant unter sich hin
Und wendet das Gesicht zur heidnischen Armee.*

Ich legte das Buch weg. »Ist das eine Drohung, Mädchen?«, rief ich ins Dunkel der Kathedrale. Nur das Echo antwortete mir.

Auf der nächsten Seite erkannte ich einen Text von Thibaut aus dem 13. Jahrhundert:

*Nus hom ne puet ami reconforte
Se cele non ou il a son cuer mis.
Pour ce m'estuet sovent plaindre et plourer
Que nus confors ne me vient, ce m'est vis,
De la ou j'ai tote ma remembrance.
Pour biens amer ai sovent esmaiance.
A dire voir.
Dame, merci! Donez moi esperance
De joie avoir.*

*So kann ich nur murmeln und klagen
Da kein Trost mir meinen Kummer nimmt
Wo ich all mein Glück gefunden hatte.
Wo die wahre Liebe war, fand ich nur Schmerz
Traurig ist's, und wahr.
Habt Mitleid, meine Dame! Gebt mir den Trost
Und gebt mir Hoffnung, irgendwann.*

»Kelly!«, rief ich in die Schatten der Kathedrale. »Hör auf mit diesem Unsinn.« Als keine Antwort kam, hob ich die Remington und gab einen Schuss auf das riesige Buntglasfenster mit der Jungfrau Maria hinter dem Altar ab. Der Schuss und das fallende Glas hallten noch hinter mir, als ich das Gebäude verließ.

Das von Hand hergestellte Buch warf ich draußen in den Sand, dann fuhr ich über den Damm zurück.

Als ich nach dem Unfall, bei dem Allan gestorben war, wieder nach Hause zurückkehrte, stellte ich fest, dass Maria das Zimmer unseres elfjährigen Sohns völlig ausgeräumt hatte. Im ganzen Haus gab es keine Fotos und keine Spur mehr von ihm. Seine Kleidung war verschwunden. Die Poster und Fotos, die Utensilien auf dem Schreibtisch, die alten *Star-Trek*-Modelle, die an schwarzen Fäden an der Decke gehangen hatten – alles war fort. Der Quilt mit dem Schaukelpferd, den sie einen Monat vor seiner Geburt gemacht hatte, war von seinem Bett verschwunden, das Bett war abgezogen und die Wände und der Schrank waren kahl und leer, als sei es ein Zimmer in einem Wohnheim oder in einer Kaserne, wo bald die nächsten Rekruten eintreffen sollten.

Es gab aber keine neuen Rekruten.

Auch aus den Fotoalben hatte Maria alle Bilder von Allan entfernt. Es war, als hätte es seine elf Lebensjahre niemals gegeben. Das Familienfoto, das auf der Kommode im Schlafzimmer gestanden hatte, war ebenso verschwunden wie die Schnappschüsse, die mit Magneten am Kühlschrank geklebt hatten. Ich habe nie erfahren, ob sie die Kleidung, das Spielzeug und die Sportsachen der Heilsarmee gegeben oder ob sie die Fotos verbrannt oder vergraben hat. Sie wollte nicht darüber reden, sie wollte auch nicht über Allan reden. Immer wenn ich darüber sprechen wollte, bekamen ihre Augen einen störrischen, abweisenden Ausdruck. So lernte ich rasch, dieses Thema zu meiden.

Es war der Sommer, nachdem ich mein letztes sechstes Schuljahr unterrichtet hatte. Allan war ein Jahr jünger als Kelly Dahl, er wäre jetzt zweiundzwanzig gewesen, hätte das College abgeschlossen und würde die ersten Schritte in die Welt hinaus machen. Es ist schwer, sich das vorzustellen.

Ich verfolgte sie bis zur Trail Ridge Road, ließ aber den Jeep am Beginn der Tundra zurück. Es gab hier natürlich keine Trail Ridge Road und keine Spuren von menschlicher Besiedlung mehr. Nur die unberührte Tundra erstreckte sich oberhalb der Baumgrenze. Es war bitterkalt, sobald ich den schützenden Wald verlassen hatte. Als ich am Morgen in meinem hoch gelegenen Lager erwachte, hatte ich das Gefühl, es sei schon Spätherbst. Der Himmel war bleischwer, in den Tälern unten hingen Wolken über den Moränen, Ausläufer der Nebelbänke griffen wie Tentakel um die Bergflanken herum. Die Luft war eiskalt. Ich verfluchte mich, weil ich keine Handschuhe mitgenommen hatte, und steckte die Fäuste in die Jackentaschen. Die Remington lag kalt und schwer in meiner Armbeuge.

Als ich an den letzten verkümmerten Bäumen vorbeiging, versuchte ich mich zu erinnern, wie diese uralten Zwerge an der Baumgrenze genannt wurden.

Krummholz, ertönte Kelly Dahls Stimme in meinem Ohr. *Oder auch »Eibenholz« oder »Krüppelholz«.*

Ich ging im gefrorenen Moos auf die Knie und hob das Gewehr. Auf hundert Metern offener Tundra war ringsum niemand zu sehen. Ich suchte die Baumgrenze ab, dann die Felsblöcke, die groß genug waren, dass sich ein Mensch dahinter verbergen konnte.

Ich mag die Wörter über die Tundra, die Sie uns gelehrt haben, fuhr Kellys Stimme in meinem Kopf fort; auf diese Weise hatte sie noch nicht oft zu mir gesprochen. *Fjell, Wiesenmaus, Steinbrech, Solifluktionsterrassen, Nelkenwurz und Riedgräser, Gelbbäuchiges Murmeltier, Permafrost, Nivationsnischen, Geißfuß, Chiming Beils und die Seggenart, die Menschen hasst ...*

Ich hob den Kopf und sah mich auf der vom Wind zerzausten Tundra um. Nichts rührte sich. Aber ich hatte mich geirrt, was

das Fehlen menschlicher Spuren anging. Ein gut ausgetretener Pfad lief über den Permafrostboden zum Scheitelpunkt des Passes. Ich folgte dem Weg. »Ich dachte, du verabscheust all diese Fachausdrücke«, sagte ich laut. Das Gewehr ruhte griffbereit in meiner Armbeuge. Meine Rippen und die Innenseite des linken Arms schmerzten immer noch von den Schnittwunden, die ihr Pfeil mir zugefügt hatte.

Ich liebe die Poesie. Ihre Stimme entstand in meinem Kopf, nicht in den Ohren. Das einzige reale Geräusch kam vom Wind. Doch auch ihre Stimme war sehr real.

Erinnern Sie sich noch an den Text von Robert Frost über Poesie, den Sie uns vorgelesen haben?

Ich war zweihundert Meter vom Krüppelholz entfernt. Dreihundert Meter über und links von mir lagen Felsblöcke in der Größe von Häusern. Möglicherweise hielt sie sich dort versteckt. Ich konnte spüren, dass sie in der Nähe war.

»Welches Gedicht?«, fragte ich. Wenn ich sie dazu brachte, zu reden und nachzudenken, dann bemerkte sie vielleicht nicht, wie ich mich anschlich.

Es war kein Gedicht. Es war die Einleitung von Frost zu einem seiner Bücher. Es ging um die Strukturen, die ein Gedicht aufzeigt.

»Daran erinnere ich mich nicht«, sagte ich. Aber in Wahrheit wusste ich, was sie meinte. Ich hatte diesen Text nur wenige Wochen, bevor Kelly Dahl die Schule verließ und fortließ, in der Highschool durchgenommen.

Frost sagte, das Gedicht selbst sollte diese Struktur zum Ausdruck bringen. Ein Gedicht beginne mit Entzücken und ende mit Weisheit. Er sagte, diese Struktur gebe es auch in der Liebe.

»Hmm«, machte ich. Ich lief inzwischen rasch über den Permafrostboden, ich keuchte, und mein Atem stand mir wie

eine Wolke vor dem Mund. Das Gewehr hielt ich mit beiden Händen, die Kälte war vergessen. »Erzähl mir mehr darüber.«

Warten Sie mal, meldete sich Kellys Stimme wieder in meinem Kopf.

Keuchend blieb ich stehen. Die Felsblöcke waren weniger als fünfzig Meter entfernt. Der Weg, dem ich folgte, lief quer über die Wiese. Hier waren früher Ute- und Pawneefrauen, alte und junge Menschen, über die Kontinentalscheide gewandert. Der Weg sah allerdings frisch benutzt aus, als wären die Ute gerade erst hinter den Felsen vor mir verschwunden.

Ich glaube nicht, dass die Indianer solche Wege hinterlassen haben, ertönte Kelly Dahls Stimme. *Sehen Sie nach unten.*

Ich hatte immer noch Mühe, wieder zu Atem zu kommen, und ich war von der Höhenluft und dem Adrenalin etwas benommen. Der Wind peitschte mich mit Schnee, die Temperatur lag deutlich unter dem Gefrierpunkt. Ich blickte nach unten. Auf dem mit Moos gepolsterten Absatz zwischen zwei Felsen wuchs eine Pflanze.

Sehen Sie genauer hin.

Immer noch nach Luft schnappend ging ich auf dem Fjell auf ein Knie. Als Kellys Stimme wieder in meinem Kopf ertönte, ergriff ich die Gelegenheit, eine Kugel in den Lauf der Remington zu laden.

Sehen Sie die kleinen Gräben im Erdreich, Mr. Jakes? Sie sehen aus wie kleine Bahnen, kleine Schlittenbahnen in der Tundra. Erinnern Sie sich noch, wie Sie im Unterricht darüber gesprochen haben?

Ich schüttelte den Kopf und passte auf, ob ich aus den Augenwinkeln irgendwo eine Bewegung erkennen konnte. Ich wusste es wirklich nicht mehr. Meine Begeisterung für die alpine Öko-

logie war zusammen mit allen anderen Leidenschaften verpufft. Kein Fünkchen Interesse war mehr vorhanden. »Erzähl es mir«, sagte ich laut, als könnte ich sie damit dazu bringen, mir ihren Standort zu verraten.

Eigentlich waren es Baue, die von Erdhörnchen gegraben wurden, erklärte ihre leise Stimme mit leicht amüsiertem Unterton. Die Erde ist hier oben so hart und steinig, dass nicht einmal die Würmer Gänge graben können, aber die Erdhörnchen können diese flachen Baue graben. Wenn die Erdhörnchen verschwinden, übernehmen die Wiesenmäuse die Baue. Sehen Sie, wo ihre Füße die Erde weich gemacht haben? Sehen Sie genau hin, Mr. Jakes.

Ich lag im weichen Moos, das Gewehr scheinbar entspannt vor mir abgelegt, als wäre es mir im Weg gewesen. Aber der Lauf zielte auf die Felsblöcke über mir. Wenn sich dort etwas bewegte, konnte ich in zwei Sekunden darauf anlegen. Ich blickte in einen zusammengebrochenen Erdhörnchenbau. Es sah wirklich ein wenig nach einer von Erdwällen umgebenen Schlittenbahn aus, eine von Hunderten, die sich wie ein offen gelegtes Labyrinth über diesen ganzen Abschnitt der Tundra zogen. Wie eine nicht entzifferbare Schrift, die von Außerirdischen hinterlassen worden war.

Die Mäuse benutzen diese kleinen Highways im Winter, sagte Kelly Dahl. Unter dem Schnee. Obendrüüber sieht man riesige Schneewehen und eine leere, unwirtliche Welt. Aber unter dem Schnee huscht die Maus herum, geht ihren Geschäften nach, sammelt das Gras ein, das sie im Herbst geerntet und gelagert hat, nagt die Mitte der Polsterpflanzen heraus und knabbert an den Pfahlwurzeln. Und irgendwo in der Nähe gräbt noch das Erdhörnchen.

In der Nähe der Felsblöcke bewegte sich etwas Graues. Ich beugte mich tiefer über den eingebrochenen Gang und war damit dem Gewehr etwas näher. Der Schnee fiel jetzt dichter und wehte über den Permafrostboden wie ein Gazevorhang, der sich abwechselnd hob und senkte.

Im Frühling, fuhr Kelly Dahls leise Stimme in meinem Kopf fort, tauchen alle diese Erdhörnchentunnel wieder unter dem geschmolzenen Schnee auf. Die Erhebungen bestehen aus subglazialem Sand und sehen aus wie braune Schlangen, die sich überall zu winden scheinen. Sie haben uns gelehrt, dass ein Erdhörnchen hier in einer einzigen Nacht einen Gang von mehr als hundert Fuß Länge graben kann, und in einem Jahr könnte ein Tier bis zu acht Tonnen Erdreich auf einem einzigen Acre bewegen.

»Das habe ich euch beigebracht?« Die graue Gestalt löste sich von den grauen Felsen. Ich hielt den Atem an und legte den Finger auf die Sicherung.

Es ist faszinierend, nicht wahr, Mr. Jakes? Es gibt eine sichtbare Winterwelt hier oben auf der Tundra – kalt ist es, unwirtlich, lebensfeindlich –, aber die schutzlosen Tiere erschaffen direkt unter der Oberfläche eine ganz eigene Welt, wo sie überleben können. Sie sind sogar ein wichtiger Bestandteil der Ökologie, denn sie wühlen die Erde auf, sie begraben Pflanzen, die sich unter der Erde besser zersetzen. Es passt alles zusammen.

Ich beugte mich vor, als starrte ich die Pflanze an, hob mit einer fließenden Bewegung das Gewehr, richtete das Fadenkreuz auf die sich bewegende graue Gestalt und schoss.

Die graue Gestalt stürzte.

»Kelly?«, rief ich, als ich keuchend über die Tundra rannte und von einer Solifluktionsterrasse zur nächsten sprang.

Ich bekam keine Antwort.

Ich rechnete damit, nichts mehr vorzufinden, als ich die Felsblöcke erreichte, aber sie war genau dort gestürzt, wo ich die letzte Bewegung gesehen hatte. Das arterielle Blut war hell, entsetzlich hell. Die einzige starke Farbe, beinahe schockierend auffällig in der düsteren, grauen Tundra. Die Kugel hatte sie hinter dem rechten Auge getroffen, das offen war und fragend starre. Die Elchkuh war geschlechtsreif, aber wohl noch nicht ganz ausgewachsen. Schneeflocken setzten sich aufs graue Fell ihrer Flanke, schmolzen auf der rosafarbenen, heraushängenden Zunge.

Ich holte keuchend Luft, richtete mich auf und fuhr herum, überblickte die Felsen, die Tundra, den tief hängenden Himmel, die Wolken, die wie Gespenster aus den Tälern heraufdrängten.

»Kelly?«

Nur der Wind antwortete mir.

Ich blickte nach unten. Das glänzende schwarze Auge der Elchkuh wurde stumpf und schien mir eine Botschaft zu übermitteln.

Man kann hier sterben.

Das letzte Mal hatte ich Kelly Dahl in der realen Welt, in jener anderen Welt, bei einem Basketballspiel gegen Ende der Saison gesehen. Ich hasste Basketball. Ich hasste alle diese albernen und verrückten Sportarten, die auf der Schule mit solcher Begeisterung zelebriert wurden, doch es gehörte zu meinem Job als pädagogisches Vorbild und als Englischlehrer, bei diesen verdammt Anlässen irgendetwas zu tun, also verkaufte ich die Tickets. Dadurch konnte ich etwa zwanzig Minuten, nachdem das Spiel begonnen hatte und die Türen geschlossen wurden,

wieder verschwinden. Ich weiß noch, wie ich die Sporthalle verließ und in die eiskalte Dunkelheit hinaustrat. Dem Kalender nach war Frühling, doch in Colorado wird das Ende des Winters gewöhnlich erst Ende Mai zur Kenntnis genommen, wenn überhaupt. Draußen sah ich jemanden, den ich kannte, über die Arapaho in die entgegengesetzte Richtung laufen. Kelly Dahl war seit einigen Tagen nicht mehr in der Schule gewesen, und es gab Gerüchte, sie sei umgezogen. Ich wechselte im Dauerlauf auf die andere Straßenseite, wich Flecken von schwarzem Eis aus und holte sie einen Block östlich der Schule unter einer Straßenlaterne ein.

Sie drehte sich um, als sei sie nicht sonderlich überrascht, mich zu sehen. Fast, als habe sie damit gerechnet, dass ich ihr folgte. »Hey, Mr. Jakes. Was ist los?« Ihre Augen waren stärker gerötet als üblich, das Gesicht verkniffen und bleich. Die anderen Lehrer waren sicher, dass sie Drogen nahm, und widerstrebend war ich schließlich zu der gleichen Ansicht gekommen. In dem hageren Gesicht, das ich an diesem Abend sah, war nichts mehr von dem elfjährigen Mädchen zu sehen, das ich früher gekannt hatte.

»Bist du krank, Kelly?«

Sie erwiderte meinen Blick. »Nein, ich bin einfach nicht zur Schule gegangen.«

»Dir ist doch klar, dass Van der Mere deine Mutter in die Schule bitten wird?«

Kelly Dahl zuckte mit den Achseln. Ihre Jacke war viel zu dünn für eine so kalte Nacht. Wenn wir sprachen, stand unser Atem wie ein Dunstschleier zwischen uns. »Sie ist weg«, sagte Kelly.

»Wohin ist sie gegangen?«, fragte ich. Es ging mich nichts an, aber ich machte mir Sorgen um das Mädchen, und die Sorgen schlugen mir auf den Magen.

Wieder ein Achselzucken.

»Kommst du denn am Montag wieder in die Schule?«, fragte ich.

Kelly Dahl verzog keine Miene. »Nein, ich komme nicht zurück.«

Ich weiß noch, dass ich mir in diesem Moment wünschte, ich hätte nicht im Jahr zuvor das Rauchen aufgegeben. Es wäre ein guter Augenblick gewesen, eine Zigarette anzuzünden und einen Zug zu nehmen, ehe ich weitersprach. So sagte ich nur: »Ach verdammt, Kelly.«

Das bleiche Gesicht nickte.

»Sollen wir nicht irgendwo hingehen und darüber reden, Mädchen?«

Sie schüttelte den Kopf. Ein Auto brummte vorbei und fuhr auf den Schulparkplatz. Nachzügler, die irgendetwas brüllten. Wir drehten uns nicht um.

»Warum ...«, begann ich.

»Nein«, sagte Kelly. »Sie und ich, wir hatten unsere Chance, Mr. Jakes.«

Ich runzelte die Stirn und sah sie im kalten Licht der Straßenlaterne an. »Was meinst du damit?«

Ich war schon sicher, sie wolle überhaupt nichts mehr sagen, sie werde sich jeden Augenblick umdrehen und in der Dunkelheit verschwinden. Aber sie holte tief Luft und atmete langsam wieder aus. »Erinnern Sie sich an das Jahr ... an die sieben Monate ... als ich in Ihrem sechsten Schuljahr war, Mr. Jakes?«

»Natürlich.«

»Erinnern Sie sich, dass ich beinahe den Boden angebettet habe, auf dem Sie gewandelt sind? Verzeihen Sie das Kliersche.«

Jetzt musste ich tief durchatmen. »Hör mal, Kelly, viele Kinder im sechsten Schuljahr, besonders die Mädchen ...«

Sie unterbrach mich mit einer ungeduldigen Handbewegung, als hätten wir nicht genug Zeit für solche Umständlichkeiten. »Ich meinte damit nur, dass ich dachte, Sie seien der einzige Mensch, mit dem ich überhaupt reden konnte, Mr. Jakes. Inmitten von all dem, was geschehen ist ... meine Mutter ... Carl ... Nun ja, ich dachte in diesem verrückten, elenden Winter, Sie seien der vertrauenswürdigste, vernünftigste Mensch im ganzen Universum.«

»Carl ...«

»Der Freund meiner Mutter«, sagte Kelly leise. »Mein ... mein *Stiefvater*.« Ich hörte die Ironie in ihrer Stimme, aber ich hörte auch noch etwas anderes, das unendlich verzweifelt und traurig klang.

Ich machte einen kleinen Schritt auf sie zu. »Hat er ... war er ...«

Kelly Dahl lächelte schief im kalten Licht. »Oh, yeah. Das hat er. Allerdings. Jeden Tag. Nicht nur in diesem Schuljahr, sondern auch den Sommer vorher.« Sie wandte den Blick ab und starre zur Straße.

Ich hätte sie gern in den Arm genommen, denn jetzt sah ich eher das Mädchen als die hagere junge Frau – aber ich konnte nur hilflos die Hände zu Fäusten ballen. »Kelly, ich wusste nicht ...«

Sie hörte nicht zu, sah mich nicht an. »Da habe ich gelernt, innerlich wegzugehen. Die anderen Orte zu finden.«

»Andere Orte?«

Kelly Dahl starre ins Leere. Ihr Irokesenschnitt und das gesträhnte Haar wirkten erbärmlich im grauen, kalten Licht. »Ich

bin sehr gut darin geworden, zu den anderen Orten zu gehen. Die Dinge, die Sie uns gelehrt haben, haben mir geholfen. Ich konnte es sehen, Sie haben es uns so deutlich gezeigt ... Die Orte, die Sie uns gezeigt haben, konnte ich besuchen.«

Ich zitterte in der Kälte. Das Kind brauchte psychiatrische Hilfe. Mir fiel ein, wie oft ich Schüler an Berater in der Schule oder an die Bezirkspychologen und die Sozialdienste des County verwiesen hatte, und stets war wenig bis nichts passiert, die Kinder waren in den Albtraum zurückgekehrt, aus dem sie vorübergehend befreit worden waren.

»Kelly, können wir nicht ...«

»Ich hätte es Ihnen beinahe gesagt.« Ihre Lippen waren schmal und bleich. »Im April habe ich eine ganze Woche lang versucht, genug Mut zu fassen, um es Ihnen zu sagen.« Sie gab ein kleines Geräusch von sich, das ich als Lachen erkannte. »Teufel, ich hatte das ganze Jahr schon versucht, genug Mut zu fassen. Ich dachte mir, Sie seien vielleicht der Einzige auf der Welt, der zuhören würde ... mir glauben würde ... der etwas tun würde.«

Ich wartete darauf, dass sie fortfuhr. Einen Block weiter war in der Sporthalle Beifall zu hören.

Jetzt sah Kelly Dahl mich an. Etwas Wildes war in ihren grünen Augen. »Erinnern Sie sich noch, wie ich Sie an jenem Tag gefragt habe, ob ich nach der Schule bleiben und mit Ihnen reden könne?«

Ich runzelte die Stirn, musste schließlich den Kopf schütteln. Ich konnte mich nicht erinnern.

Sie lächelte wieder. »Am gleichen Tag haben Sie uns gesagt, dass Sie gehen. Sie wollten als Lehrer zur Highschool wechseln, dort werde jemand gebraucht, weil Mrs. Webb gestorben

sei. Sie sagten, ein anderer Lehrer werde uns vertretungsweise für den Rest des Jahres übernehmen. Ich glaube, Sie haben wohl nicht damit gerechnet, dass die Klasse sich so aufregt, wie es dann passiert ist. Ich erinnere mich, dass die meisten Mädchen geweint haben. Ich habe nicht geweint.«

»Kelly, ich ...«

»Sie erinnern sich nicht, dass ich sagte, ich wollte Sie nach der Schule sprechen.« Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern. »Aber das war schon in Ordnung, denn ich wollte sowieso nicht bleiben. Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, aber ich habe nicht zu den Kindern gehört, die Sie umarmt haben, als wir am nächsten Freitag zu Ihrem Abschied eine Überraschungsparty veranstaltet haben.«

Wir sahen einander einen Augenblick schweigend an. Aus der Sporthalle war nichts zu hören. »Wohin willst du jetzt, Kelly?«

Sie sah mich so grimmig an, dass ich einen Augenblick Angst bekam – ich bin nur nicht sicher, ob um sie oder um mich selbst. »Weg«, sagte sie. »Weg.«

»Komm doch am Montag in die Schule, dann können wir reden.« Wieder ging ich einen Schritt auf sie zu. »Du musst nicht ins Klassenzimmer kommen. Schau einfach im Büro vorbei, dann können wir reden. Bitte.« Ich hob die Hände, berührte sie aber nicht.

»Auf Wiedersehen, Mr. Jakes.« Sie drehte sich um, ging über die Straße und verschwand in der Dunkelheit.

Ich dachte daran, ihr zu folgen, aber ich war müde, ich hatte Allan versprochen, am nächsten Morgen nach Denver zu fahren und Baseballkarten zu kaufen, und wann immer ich von einer Schulveranstaltung spät nach Hause kam, war Maria sicher, dass ich mit einer anderen Frau zusammen gewesen war.

Ich dachte an diesem Abend daran, Kelly Dahl zu folgen, doch ich tat es nicht.

Am Montag kam sie nicht. Am Dienstag rief ich bei ihr zu Hause an, aber niemand hob ab. Am Mittwoch unterrichtete ich Mr. Van der Mere über die Begegnung mit ihr, und eine Woche später suchte der Sozialdienst den Wohnwagenpark auf. Der Wohnwagen war verlassen. Kellys Mutter und ihr Freund waren schon einen Monat, bevor das Mädchen die Schulbesuche eingestellt hatte, verschwunden. Seit dem Wochenende, an dem das Basketballspiel stattfand, hatte niemand mehr Kelly Dahl gesehen.

Einen Monat später, als sich herumsprach, dass Kelly Dahls Mutter in North Platte, Nebraska, ermordet aufgefunden worden und dass Carl Reems, ihr Freund, das Verbrechen nach seiner Verhaftung in Omaha gestanden hatte, glaubten die meisten Lehrer, auch Kelly sei ermordet worden, obwohl die Chronologie etwas anderes besagte. Einen Monat lang wurden in Boulder Plakate des siebzehnjährigen Mädchens aufgehängt, doch Reems leugnete bis zu seiner Verurteilung wegen des Mordes an Patricia Dahl, Kelly etwas angetan zu haben. Die Polizei hielt Kelly für eines von vielen entlaufenen Kindern, und Kelly war inzwischen zu alt, um ihr Gesicht auf Milchtüten zu drücken. Anscheinend gab es auch keine Verwandten, die sich um die Sache hätten kümmern können.

Im Frühsommer desselben Jahres fuhr der Pick-up über die Mittellinie. Allan starb, und ich hörte auf zu leben.

Ich finde Kelly Dahl aus Versehen.

Ich habe Wochen oder Monate an diesem Ort oder an diesen Orten verbracht. Die Realität ist eine Jagd, die Bestätigung der

Realität sind der Bart, den ich mir stehen lasse, die Rehe und Elche, die ich erlege, um mich mit Nahrung zu versorgen, die Schmerzen in der Seite und am Arm, wo die Pfeilwunde vernarbt, die zunehmende Kraft meiner Beine, meiner Lungen und meines Körpers, weil ich jeden Tag zehn bis vierzehn Stunden draußen verbringe und Kelly Dahl suche.

Und dann finde ich sie aus Versehen.

Ich war zur Front Range zurückgekehrt, nachdem ich ihre Spuren bis fast zum Eisenhower-Tunnel nach Süden verfolgt hatte. Ich hatte sie einen vollen Tag aus den Augen verloren, und jetzt stand ich in den abendlichen Schatten südlich von Nederland am Peak to Peak Highway. Da es am folgenden Morgen, wenn Zeit und Ort sich möglicherweise veränderten, vielleicht keinen Highway mehr geben würde, hielt ich auf einem Campingplatz, den die Forstverwaltung eingerichtet hatte. Menschen und andere Fahrzeuge gab es hier natürlich nicht. Ich schlug das Zelt auf, füllte die Wasserflaschen und briet etwas Wild über dem Feuer. Ich war ziemlich sicher, dass ich die letzten Tage in jener Landschaft aus den Siebzigerjahren verbracht hatte, in der ich mich schon am Anfang bewegt hatte. Straßen und Infrastruktur waren vorhanden, aber keine Menschen, und der Herbst rückte näher. Die Espenblätter flogen wie goldenes Konfetti durch die Luft, der Abendwind wehte kalt.

Ich finde Kelly Dahl, indem ich mich verirre.

Ich habe mal damit angegeben, dass ich mich nie verirre. Selbst im dichtesten Kiefernwald hat mich mein Orientierungssinn nie im Stich gelassen. Ich finde mich im Wald so gut zu rechtf, die kleinsten Zeichen in der Landschaft weisen mir so sicher den Weg, als hätte ich einen eingebauten Kompass, der nie um mehr als zwei oder drei Grad abweicht. Selbst an bewölkten

Tagen zeigt mir das Sonnenlicht die Richtung, und in der Nacht bringt mich ein Blick zu den Sternen auf den richtigen Weg.

Nicht an diesem Abend. Ich verlasse den leeren Campingplatz und wandere etwa eine Meile bergauf durch den dichten Wald, um der Sonne zuzusehen, die nördlich der Arapahoes und südlich des Mt. Audobon untergeht. Die Dämmerung ist kurz, es gibt kein Mondlicht. Hinter der Front Range im Osten, wo der Schein Denvers und seiner Satellitenstädte sein sollte, ist nur Dunkelheit. Wolken bedecken den Nachthimmel. Auf dem Rückweg zum Campingplatz nehme ich eine Abkürzung, gehe von einem Höhenzug aus bergab, steige einen anderen hinauf und bin zuversichtlich, dass dieser Weg kürzer ist. Zehn Minuten später habe ich mich verlaufen.

Die Erkenntnis, mich ohne mein Gewehr, ohne Kompass und mit nichts als meinem Kabar-Messer in der Gürtelscheide verlaufen zu haben, ist nicht beunruhigend. Zuerst jedenfalls nicht. Neunzig Minuten später, tief in einem Kieferndickicht, meilenweit von allen vertrauten Punkten entfernt, beginne ich mir Sorgen zu machen. Ich habe mir nur den Pullover über das Flanellhemd gezogen, und vor dem Morgen könnte es noch schneien. Ich denke an den Parka und den Schlafsack im Lager, an das im Steinkreis aufgestapelte Brennholz und an den heißen Tee, den ich mir mache, bevor ich mich schlafen lege.

»Idiot«, sage ich zu mir selbst und stolpere einen dunklen Hang hinunter, stürze unten beinahe in einen Stacheldrahtzaun. Unter Schmerzen steige ich über den Zaun. Ich bin ziemlich sicher, dass es in der Nähe des Campingplatzes keine Zäune gibt. *Idiot*, denke ich noch einmal, und dann frage ich mich, ob ich mich irgendwo hinkauern und die langen, kalten Stunden bis zur Dämmerung abwarten soll.

In diesem Augenblick sehe ich Kelly Dahls Lagerfeuer.

Ich zweifle keine Sekunde, dass es ihr Lagerfeuer ist. Ich war hier lange genug unterwegs, um zu wissen, dass sie der einzige andere Mensch in unserem Universum ist. Als ich näher heran bin – die letzten zwanzig Meter bewege ich mich lautlos durch die Büsche bis zur Lichtung –, sehe ich, dass es tatsächlich Kelly Dahl ist. Sie sitzt im Lichtkreis der Flammen, betrachtet die Mundharmonika in ihrer Hand und ist anscheinend tief in Gedanken versunken.

Ich warte mehrere Minuten, weil ich mit einer Falle rechne. Sie ist in das Spiel des Feuers auf dem Chrom vertieft, ihr Gesicht hat einen leichten Sonnenbrand. Sie trägt die gleichen Wanderstiefel, die Shorts und das dicke Sweatshirt, mit denen ich sie drei Tage zuvor, kurz nach dem Besuch auf dem Mont Saint Michel, gesehen hatte. Ihr Jagdbogen, ein mächtiges Gerät aus hochmodernem Kompositmaterial, liegt gespannt und griffbereit vor dem umgestürzten Baumstamm, auf dem sie sitzt.

Vielleicht mache ich ein Geräusch. Vielleicht spürt sie auf einmal meine Gegenwart. Was auch immer der Grund ist, sie blickt auf – erschrocken, wie ich finde – und dreht den Kopf in Richtung der dunklen Bäume, zwischen denen ich mich verstecke.

Ich treffe die Entscheidung binnen einer einzigen Sekunde. Zwei Sekunden später renne ich über die dunkle Fläche, die uns trennt. Ich bin sicher, dass sie noch genug Zeit hat, den Bogen zu heben, den Pfeil einzulegen und ihn auf mein Herz abzufeuern. Aber sie dreht sich erst im letzten Moment zu ihrem Bogen um, als ich mich schon auf sie stürze. Die letzten drei Meter springe ich, werfe sie um und stoße sie zur Seite. Der Bogen und die tödlichen Pfeile fliegen in die Dunkelheit, und Kelly und ich wälzen uns neben dem Feuer.

Ich bin wohl immer noch stärker als sie, aber sie ist schneller und viel beweglicher. Ich glaube allerdings, wenn ich rasch genug handle, wird das keine Rolle spielen.

Wir rollen zweimal herum, dann bin ich über ihr, schlage ihre Hände weg und ziehe das Kabar-Messer aus der Scheide. Sie zieht ein Bein an, aber ich nagle es mit meinem Bein fest, rücke das andere Knie heran und klemme ihre Beine mit den Schenkeln unter mir ein. Ihre Hände kratzen über meinen Pull-over, die Nägel hacken nach meinem Gesicht, doch ich benutze den linken Arm und das Gewicht meines Oberkörpers, um ihre Arme zwischen uns einzuklemmen. Ich beuge mich vor und halte ihr das Messer an die Kehle.

Eine Sekunde, als der gehärtete Stahl das pochende Fleisch ihres Halses berührt, gibt es keine weitere Bewegung mehr, nur mein Gewicht auf ihr und die Erinnerung an das wilde Gerangel zwischen uns. Wir keuchen beide. Der Wind treibt Funken aus dem Feuer und weht Espenblätter aus der Dunkelheit heran. Kelly Dahls grüne Augen sind offen, taxierend, überrascht, aber ohne Angst. Sie wartet. Unsere Gesichter sind nur wenige Zentimeter voneinander entfernt.

Ich bewege das Messer ein wenig, bis die Schneide nicht mehr auf ihre Kehle zielt, beuge mich vor und küsse sie sanft auf die Wange. Dann lehne ich mich zurück, damit ich wieder ihre grünen Augen sehen kann, und flüstere: »Es tut mir leid, Kelly.« Ich rolle von ihr herunter, mein rechter Arm prallt gegen den Baumstamm, auf dem sie gesessen hat.

Eine Sekunde später stürzt sich Kelly Dahl auf mich, springt mich von der Seite mit einer fließenden Bewegung an, die ich mir immer, obwohl ich es nie gesehen habe, wie den Angriff eines Panthers vorgestellt habe. Sie setzt sich rittlings auf meine

Brust, presst mir einen kräftigen Unterarm auf den Hals, knallt mit der anderen Hand mein Handgelenk gegen den Stamm und fängt das Messer auf, das mir entgleitet. Dann schwebt die Klinge an meinem eigenen Hals. Ich kann das Kinn nicht weit genug herunternehmen, um sie zu sehen, aber ich spüre sie, spüre die skalpellscharfe Klinge, die in meine Haut gedrückt wird. Ich sehe Kelly in die Augen.

»Du hast mich gefunden«, sagt sie und zieht die Klinge mit einer präzisen Bewegung quer über meinen Hals.

Ich rechne damit, dass das Blut aus der geöffneten Hals-schlagader spritzt, doch ich spüre nur ein leichtes Brennen wie bei einer scharfen Rasur. Das Brennen und den Hauch der kalten Luft auf meinem unversehrten Hals. Ich schlucke schwer.

Kelly Dahl wirft das Kabar zur dunklen Seite hinüber, wo auch der Bogen gelandet ist, zieht mir mit kräftigen Händen die Handgelenke über den Kopf, stemmt links und rechts neben mir ihre Ellenbogen auf. »Du hast mich gefunden«, flüstert sie. Ihr Gesicht nähert sich meinem.

Was dann passiert, ist nicht ganz klar. Es ist möglich, dass sie mich küsst, vielleicht küssen wir uns auch gegenseitig, doch die Zeit ist in diesem Augenblick keine Gerade mehr, deshalb ist es genauso möglich, dass wir uns gar nicht küssen. Klar ist – und es wird mir bis zum letzten Moment meines Lebens klar bleiben –, dass ich in dieser letzten Sekunde, bevor die Sekunden nicht mehr aufeinanderfolgen, meine Arme bewege, um ihr Gewicht von ihren Ellenbogen zu nehmen, und Kelly Dahl entspannt sich auf mir mit einem Laut, der vielleicht ein Seufzen ist. Ihr warmes Gesicht ist dicht vor meinem warmen Gesicht, eine geteilte Wärme, die viel intimer ist als jeder Kuss. Sie liegt der Länge nach auf mir, und dann, unerklärlicherweise, kommt sie noch weiter herab, kommt

näher, Haut liegt auf Haut und Körper liegt an Körper, aber es ist noch mehr als das, sie dringt in mich ein, und ich dringe in sie ein auf eine Weise, die über das Sexuelle hinausgeht. Sie gleitet in mich, wie ein Geist durch einen festen Körper wehen kann, langsam und sinnlich, aber ohne bewusstes Bemühen, sie verschmilzt und zerschmilzt mit mir und in mir, ihr Körper ist noch spürbar, immer noch fassbar, aber sie geht durch mich hindurch, als seien unsere Atome die Sterne in kollidierenden Galaxien, wir durchdringen einander ohne Kontakt, und doch wird die Schwerkraft danach für ewig verändert sein.

Ich erinnere mich nicht, was wir besprochen haben. Ich erinnere mich nur an dreimaliges Seufzen – Kelly Dahls, meines und das des Windes, der die letzten Funken des Feuers verweht, das irgendwie, während die Zeit stehengeblieben war, bis auf die Glut niedergebrannt ist.

PALINODIE

Beim Erwachen – allein – wusste ich sofort, dass sich alles verändert hatte. Das Licht war anders, die Luft. Ich selbst fühlte mich anders. Mehr mit meinen Sinnen verbunden als seit Jahren, als sei zwischen mir und der Welt eine Barriere gefallen.

Auch die Welt war anders. Ich spürte es sofort. Realer war sie. Dauerhafter. Ich fühlte mich erfüllter, aber die Welt fühlte sich leerer an.

Mein Jeep stand auf dem Campingplatz. Das Zelt befand sich dort, wo ich es zurückgelassen hatte. Es gab noch andere Zelte, andere Fahrzeuge. Andere Menschen. Ein Paar in mittleren Jahren frühstückte. Sie saßen vor ihrem Winnebago und winkten freundlich, als ich vorüberging. Ich schaffte es nicht, den Gruß zu erwidern.

Der Ranger, der hier die Aufsicht führte, kam zu mir geschlendert, als ich das Zelt hinten auf den Jeep lud.

»Ich habe Sie gestern Abend gar nicht kommen sehen«, sagte er. »Anscheinend haben Sie noch keine Karte. Das macht dann sieben Dollar. Es sei denn, Sie wollen noch einen Tag bleiben. Dann sind es noch einmal sieben Dollar. Der Aufenthalt hier ist auf drei Nächte begrenzt. Wir haben in diesem Sommer großen Andrang.«

Ich wollte etwas sagen, konnte nicht und stellte ein wenig überrascht fest, dass noch Geld in meiner Börse war. Ich gab dem Ranger eine Zehndollarnote, und er zählte das Wechselgeld ab.

Als er schon fast fort war, rief ich ihm nach: »Welchen Monat haben wir eigentlich?«

Er hielt inne und lächelte. »Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, war Juli.«

Ich nickte zum Dank. Weitere Erklärungen waren nicht nötig.

In meiner Wohnung duschte ich und zog mich um. Alles war noch genauso, wie ich es am Vorabend verlassen hatte. Im Küchenschrank standen vier Flaschen Scotch. Ich stellte sie auf die Arbeitsplatte und wollte sie in den Ausguss kippen, doch dann wurde mir klar, dass das nicht nötig war. Ich hatte nicht das Verlangen, etwas zu trinken. Ich stellte sie zurück.

Zuerst fuhr ich zu der Grundschule, an der ich vor Jahren unterrichtet hatte. Die Lehrer und Schüler hatten Sommerferien, aber einige Verwaltungsangestellte waren da, um den Sommer über das Einwandererprogramm zu betreuen. Der Schulleiter war neu, doch Mrs. Collins, die Sekretärin, kannte mich noch.

»Mr. Jakes«, sagte sie. »Ich hätte sie mit diesem Bart fast nicht erkannt, aber er steht Ihnen. Und Sie haben abgenommen und sind so braun. Waren Sie in Urlaub?«

Ich grinste sie an. »Gewissermaßen.«

Die Akten waren noch da. Ich hatte schon befürchtet, sie seien ans Bezirksamt überstellt worden oder hätten die Kinder auf dem Weg durch die Junior High und die Highschool begleitet, doch man hatte wichtige Daten kopiert, und ab dem siebten Schuljahr wurde eine neue Akte angelegt.

Die Akten aller Schüler aus jenem letzten Schuljahr waren in einer Kiste im Keller verstaut. Aus schimmelnden Aktendekkeln starrten mir die Fotos entgegen – glänzende Augen, Zah-

spangen, eigenartige Frisuren, die vor einem Jahrzehnt in Mode gewesen waren. Alle waren da. Alle außer Kelly Dahl.

»Kelly Dahl«, wiederholte Mrs. Collins, als ich aus dem Keller kam und sie fragte. »Kelly Dahl. Seltsam, Mr. Jakes, aber an ein Kind dieses Namens kann ich mich nicht erinnern. Kelly Daleson, doch das war mehrere Jahre, bevor Sie gegangen sind. Und Kevin Dale ... aber das war ein paar Jahre, bevor Sie hier angefangen haben. War er lange hier? Es könnte doch ein Schüler sein, der gewechselt hat und bald schon wieder woandershin wechselte, auch wenn ich mich gewöhnlich an alle Schüler erinnere ...«

»Sie«, sagte ich. »Es war ein Mädchen. Und sie war mehrere Jahre hier.«

Mrs. Collins runzelte die Stirn, als seien meine Zweifel an ihrem Erinnerungsvermögen eine persönliche Kränkung. »Kelly Dahl ... Ich glaube nicht, Mr. Jakes. Ich erinnere mich an die meisten Schüler. Deshalb habe ich ja Mr. Pembroke auch gesagt, dass dieses Ding da überflüssig ist.« Sie deutete geringschätzig auf den Computer auf ihrem Schreibtisch. »Sind Sie sicher, dass das Kind in einem Ihrer sechsten Schuljahre war? Nicht jemand in der Highschool oder jemand, den Sie ... den Sie später kennengelernt haben?« Sie schürzte die Lippen, nachdem sie den drohenden Fauxpas mit knapper Not umschifft hatte.

»Nein«, sagte ich. »Ich hatte mit ihr zu tun, bevor ich gefeuert wurde. Hier in der Schule. Jedenfalls dachte ich das.«

Mrs. Collins fuhr sich mit den Fingern durch die blau gefärbten Haare. »Vielleicht irre ich mich ja auch, Mr. Jakes.« Sie sagte es in einem Tonfall, der diese Möglichkeit kategorisch ausschloss.

Die Akten der Highschool bestätigten Mrs. Collins. Auch dort hatte es keine Kelly Dahl gegeben.

Der Manager im Trailerpark erinnerte sich nicht an die drei Leute. Seine Akten und seine Erinnerung belegten sogar, dass das ältere Paar in dem Trailer, den ich für den der Dahls hielt, schon seit 1975 dort lebte.

Bei der *Boulder Daily Camera* gab es keine Mikrofilme mit Berichten über den Mord an Patricia Dahl, und die Anrufe in North Platte und Omaha ergaben, dass in den letzten zwölf Jahren niemand mit Namen Carl Reems verhaftet worden war.

Ich saß auf der Terrasse vor meiner Wohnung, betrachtete den Sonnenuntergang hinter den Flatirons und dachte nach. Als ich Durst bekam, genügte mir eiskaltes Wasser. Ich dachte an den Jeep und die Campingausrüstung unten in der Parkbucht. Auf dem Rücksitz hatte ein Remington-Gewehr gelegen, im blauen Rucksack ein 38er Revolver. Ich hatte nie ein Gewehr oder eine Pistole besessen.

»Kelly«, flüsterte ich schließlich. »Diesmal bist du wirklich ganz weit weggegangen.«

Ich zog meine Geldbörse hervor und betrachtete das einzige Foto von Allan, das Marias Säuberungsaktion überlebt hatte. Das Passfoto zeigte meinen Sohn als Fünftklässler. Nach einer Weile steckte ich das Foto und die Geldbörse wieder weg und ging hinein, um zu schlafen.

Wochen vergingen. Zwei Monate. Der Sommer Colorados ging langsam in den Frühherbst über. Die Tage wurden kürzer, aber angenehmer. Nach drei schwierigen Vorgesprächen bot mir eine Privatschule in Denver einen Job an. Ich sollte im sechsten Schuljahr unterrichten. Die Schule kannte meine Vorgeschichte, aber offenbar war man der Meinung, ich hätte mich wieder gefangen. Am Freitag war das letzte Vorstellungsgespräch, und man sagte mir, man werde mich am nächsten Tag, am Sonnabend, anrufen.

Sie hielten Wort. Ehrlich erfreut boten sie mir den Job an. Vielleicht wussten sie, dass es ein neuer Start für mich werden sollte, ein neues Leben. Meine Antwort überraschte sie.

»Nein danke«, sagte ich. »Ich habe es mir anders überlegt.« Ich wusste inzwischen, dass ich nie wieder elfjährige Schüler unterrichten konnte. Sie hätten mich zu sehr an Allan oder an Kelly Dahl erinnert.

Es folgte ein schockiertes Schweigen. »Vielleicht möchten Sie noch einen Tag darüber nachdenken?«, schlug Mr. Martin, der Schulleiter, vor. »Das ist eine wichtige Entscheidung. Sie können uns auch am Montag anrufen.«

Ich wollte »nein« sagen und erklären, dass ich mich bereits entschieden hatte, aber dann vernahm ich im Kopf die Worte: *Warte bis Montag. Entscheide es heute noch nicht.*

Ich hielt inne. Seit ich von Kelly Dahl zurück war, hörte ich auch meine eigenen Gedanken als deutliche innere Stimme. »Mr. Martin«, sagte ich schließlich, »vielleicht ist das eine gute Idee. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, werde ich Sie am Montagmorgen anrufen und Ihnen meine Entscheidung mitteilen.«

Am Sonntagmorgen kaufte ich im Tabakladen die *New York Times*, nahm ein spätes Frühstück ein, sah um elf Uhr die Brinkley News Show auf ABC, las die Buchbesprechungen der *Times* und ging um eins zum Jeep hinunter.

Es war ein schöner Herbsttag, und die Fahrt durch den Left Hand Canyon und den unbefestigten Weg hinauf dauerte weniger als eine Stunde.

Über den Espenblättern war der blaue Himmel von Kondensstreifen überzogen. Zehn Fuß vor dem Minenschacht hielt ich den Jeep an.

»Mädchen«, sagte ich und tippte mit den Fingern aufs Lenkrad. »Du hast mich einmal gefunden. Einmal habe ich dich gefunden. Glaubst du, wir können es dieses Mal zusammen schaffen?«

Ich führte Selbstgespräche und kam mir albern vor. Weiter sagte ich nichts. Ich legte den ersten Gang ein und trat das Gaspedal durch. Die Motorhaube hob sich, als ich über den Wall holperte, der das Loch umgab. Ich sah noch einmal gelbe Espenblätter, blauen Himmel, weiße Kondensstreifen, und dann tat sich der schwarze Kreis der Grube vor meiner Windschutzscheibe auf ...

Ich stemmte beide Füße auf das Bremspedal. Der Jeep rutschte, bockte und brach nach links aus. Das rechte Vorderrad hing schon über der offenen Grube, als der Wagen zum Stehen kam. Leicht zitternd setzte ich ein oder zwei Fuß zurück, arretierte die Bremse, stieg aus und lehnte mich gegen den Jeep.

Nicht so. Nicht dieses Mal. Ich wusste nicht, ob es nur mein eigener Gedanke war. Ich hoffte nicht.

Ich trat näher an die Kante, starrte ins Loch hinunter, zog mich wieder zurück.

Monate sind vergangen. Ich habe den Lehrerjob in Denver angenommen. Ich liebe meine Arbeit, ich mag es, mit Kindern zu tun zu haben, ich mag es, wieder lebendig zu sein. Ich bin wieder der Weise auf der Bühne, doch ich bin jetzt stiller als früher.

Die Albträume beunruhigen mich immer noch. Ich träume nicht von Kelly Dahl, sondern ich träume Kelly Dahls Träume. Ich wache aus Albträumen auf, in denen Carl in mein kleines Zimmer im Wohnwagen kommt, ich versuche, mit meiner Mut-

ter zu sprechen, aber sie raucht eine Zigarette und hört nicht zu. Ich wache auf und spüre Carls schwere Hand auf meinem Mund, rieche seinen stinkenden Atem im Gesicht.

In solchen Momenten fühle ich mich Kelly Dahl am nächsten. Ich fahre auf und sitze im Bett, der Schweiß läuft in Strömen, mein Herz schlägt wie wild. Ich spüre ihre Gegenwart. Ich stelle mir vor, dass diese Träume eine Art Teufelsaustreibung für sie und ein lange überfälliges Angebot von Liebe und Hilfe für mich sind.

Es ist unmöglich, das Gefühl zu beschreiben, das Kelly Dahl und ich in jener letzten Nacht in ihrer Welt geteilt haben – in *unserer* Welt. Galaxien sind kollidiert. Ich glaube, ich sagte schon, dass ich mir später teleskopische Aufnahmen dieser Phänomene angesehen habe: Hunderte Milliarden von Sternen ziehen nahe aneinander vorbei, während sich die riesigen Spiralarme der Galaxien miteinander verflechten. Die Schwerkraftzentren wirken aufeinander ein, verformen die Galaxien, doch die Sterne prallen nicht wirklich zusammen. So ein Gefühl hatte ich in dieser Nacht, aber es erklärt nicht, was später geschehen ist – das Wissen, für immer verändert zu sein, erfüllt von den Erinnerungen, dem Herzen und den Gedanken eines anderen Menschen, das Gefühl der weichenden Einsamkeit. Es ist unmöglich, diesen Eindruck zu beschreiben, dass wir nicht nur zwei Menschen waren, sondern vier – jeder von uns als er selbst und als das wahre Selbst, mit dem wir uns an jenem anderen Ort begegnen können, wenn wir weggehen.

Es ist nicht mystisch. Es ist nicht religiös. Es gibt kein Leben danach, nur das Leben.

Ich kann es nicht erklären. Doch an manchen Tagen draußen im Pausenhof, an einem jener warmen Wintertage in Colorado,

wenn die Sonne mit beinahe körperlich spürbarer Kraft scheint und die hohen Gipfel der Kontinentalscheide im Westen funkeln, als wären sie nur ein paar Meter und keine Meilen entfernt, an solchen Tagen schließe ich manchmal die Augen, wenn die Kinder spielen, und lausche dem Wind, der die Rufe der spielenden Kinder unterlegt, und höre Echos aus dieser anderen, aber ebenso wichtigen Realität.

Dann wird all dies zu einer Erinnerung.

Die Flatirons sind verschwunden, doch eine unbefestigte Straße führt zu den niedrigen Klippen, die das Binnenmeer überblicken. Die Douglaskiefern, die Ponderosakiefern und die Fichten sind verschwunden. Die schmale Straße windet sich durch einen Tropenwald mit sechzig Fuß hohem Farn und blühenden Bäumen, die so groß sind wie kleine Mammutbäume. Nadelbäume, die aussehen wie Zedern, lassen zartgliedrige Zweige hängen, und ein nicht identifizierbarer Baum hat Bündel von Samenkapseln, die an riesige Pinselalgen erinnern. Die Luft ist feucht und riecht überwältigend nach Eukalyptus, Magnolien und nach irgendetwas, das an Apfelblüten erinnert, außerdem nach Ahorn und einem Durcheinander vieler exotischer Düfte. Insekten summen, und etwas sehr Großes bewegt sich rechts von mir tief im Farnwald krachend durchs Unterholz, als mein Jeep sich der Küste nähert.

Wo die Flatirons sein sollten, liegen Sandbänke und Lagunen im Sonnenlicht. Alles ist gegenüber den früheren Besuchen viel detailreicher und schärfer gezeichnet. Das Meer erstreckt sich nach Osten, die Wellen kommen stark und gleichmäßig. Die Straße führt auf einen Damm, und der Damm führt quer über die Gezeitenseen nach Mont Saint Michel, zur Stadt und

der Kathedrale, deren hohe Mauern im Licht der Spätnachmittagssonne strahlen.

Ich halte auf dem Damm und lange nach hinten, um das Fernglas zu nehmen und die Mauern der Stadt und die Wehrgänge abzusuchen.

Der Ford Bronco steht draußen vor dem Tor. Kelly Dahl finde ich auf der höchsten Festungsmauer, hoch auf der Steininsel in der Nähe des Eingangs der Kathedrale. Sie trägt ein rotes T-Shirt, und ich bemerke, dass ihr Haar etwas länger ist. Das Sonnenlicht hat sich wohl im Fernglas gespiegelt, denn ich kann sehen, dass sie lächelt und eine Hand hebt, um mir zu winken, obwohl ich eine Viertelmeile entfernt bin.

Ich stecke das Fernglas wieder in die Hülle und fahre weiter. Rechts von mir, in einem der tiefen Teiche weit außerhalb der Sandbänke, hebt ein langhalsiger Plesiosaurus, möglicherweise von der Unterart Elasmosaurus, den flachen Kopf, und ich sehe das Sperrgatter von Zähnen, mit denen er Fische fängt. Kurzsichtig starrt er über die Ebene, als er das Motorengeräusch hört, dann taucht er den Kopf wieder in das schlammige Wasser. Ich beobachte die kleinen Wellen und warte noch einen Augenblick, ob der Kopf wieder auftaucht, doch er bleibt verschwunden. Hinter mir, wo die Flatirons und Boulder waren – oder wo sie eines Tages sein werden –, stößt irgendein Tier im Wald aus Palmen und Farn einen herausfordernden Schrei aus.

Ich konzentriere mich auf den roten Fleck auf diesem Wunder, das Mont Saint Michel heißt, und stelle mir vor, dass ich sie immer noch winken sehen kann. Irgendwie sehe ich sie ganz deutlich, obwohl ich den Feldstecher wieder verstaut habe. Ich lege einen Gang ein und fahre weiter.

DIE VERLORENEN KINDER DER HELIX



Wie alle Storys begann auch diese als verschwommene Ahnung, die sich während eines Telefonats, in dem es um Star Trek: Voyager ging, verdichtete. Robert Silverberg spielte den Geburtshelfer, und schließlich verpasste ich ihretwegen die neunte jährliche Wasserschlacht auf der Lincoln Street. Ich glaube, es ist eine recht gelungene Geschichte, aber sie war es nicht wert, ihretwegen die Wasserschlacht zu versäumen.

Manche Leser wissen vielleicht, dass ich vier Romane geschrieben habe, die im sogenannten »Hyperion-Universum« angesiedelt sind – »Hyperion«, »Der Sturz von Hyperion«, »Endymion: Pforten der Zeit« und »Endymion: Die Auferstehung«. Wer diese Bücher aufmerksam gelesen hat, weiß, dass dieses Epos eigentlich aus zwei langen, miteinander verflochtenen Erzählungen besteht: einerseits den beiden Hyperion-Geschichten und andererseits den Endymion-Romanen. Das Werk wurde nur aufgrund der Realitäten des Verlagswesens in vier Teile untergliedert. Was vielen Lesern allerdings nicht bekannt sein dürfte, ist mein Schwur, aus einer ganzen Reihe von Gründen nie wieder einen Roman zu schreiben, der im Hyperion-Universum angesiedelt ist, nicht zuletzt deshalb, weil ich es nicht mit einer

Reihe von profitablen, aber immer schwächeren Fortsetzungen verwässern wollte.

Andererseits schließt dieser Vorsatz nicht aus, dass ich gelegentlich in einer Kurzgeschichte oder auch einer Novelle in das Hyperion-Universum zurückkehre. Die Leser lieben solche Welten und vermissen sie, wenn sie verschwinden (oder wenn der Autor, der sie erschaffen hat, nicht mehr lebt), und diese Sehnsucht nach vergangenen Lesefreuden bereitet den Boden für genau jene Art von posthumer Geschäftemacherei – die rein auf Profit ausgerichtete Ausbeutung der Vision eines Autors nach seinem Tod –, die ich in der heutigen Verlagswelt so sehr hasse. Wenn ich gelegentlich eine Kurzgeschichte in einem ansonsten »vollständigen« Universum ansiedle, dann ist das ein Versuch, zwischen dem Beackern erschöpfter Felder und dem völligen Verlassen dieser Welt einen Kompromiss zu finden.

So denke ich es mir jedenfalls.

Wie auch immer, die Idee für eine neue Hyperion-Geschichte hatte noch nicht jene Konsistenz erreicht, die sich einstellen muss, bevor das Schreiben beginnen kann, als ein Produzent von Star Trek mit mir Kontakt aufnahm und mir vorschlug, eine Episode für die Voyager-Serie zu verfassen. Ich hatte schon vorher gelegentlich mit den Star-Trek-Leuten Kontakt gehabt, aber von einer Mitarbeit Abstand nehmen müssen, weil ich Termine für die Ablieferung von Romanmanuskripten, Filmskripten oder sonst etwas einzuhalten hatte.

Nun weiß man von mir, dass ich in der Öffentlichkeit durchaus mal unfreundliche Dinge über das Star-Trek-Universum gesagt habe. So habe ich in einer Rede als Ehrengast auf einer Convention die Serie Star Trek – The Next Generation als »kastrierte Generation« bezeichnet oder in einem Interview zuge-

geben, dass ich Gene Roddenberrys so geschätzte Vision der Zukunft als tendenziell faschistisch betrachte. Vielleicht hatten mir die Produzenten diese Bemerkungen verziehen. Oder niemand, der mit dem Star-Trek-Geschäft zu tun hatte, hat diese Bemerkungen je zu Ohren bekommen. Jedenfalls lud man mich nach Los Angeles ein, um für eine Folge von Star Trek: Voyager mal »einen Versuch zu wagen« (eine Formulierung, die ich wegen ihrer Belanglosigkeit heiß und innig liebe), und als ich sagte, ich hätte keine Zeit für so einen Ausflug, fand die Besprechung telefonisch statt.

Davor schickten sie mir schon einmal zehn Bände Hintergrundmaterial zu Star Trek, die »Bibel« der Serie, technische Handbücher, Beschreibungen der Charaktere, Zusammenfassungen bisheriger und späterer Folgen, Diagramme und Pläne des Raumschiffs – alles, was man so braucht. Ich muss zugeben, dass es mir Spaß machte, dieses Material zu sichten, vor allem die »wissenschaftlichen« Erklärungen für so phantastische Geräte wie den Transporter und den Warpantrieb und so weiter. Star Trek – in all seinen Inkarnationen – ist für mich auch deshalb so faszinierend, weil hinter der Serie ein komplexes Universum mit Regeln, Beschränkungen und Gesetzmäßigkeiten steht, die der Zuschauer nur teilweise erfassen kann. Ich glaube, daraus speisen sich auch viele Spekulationen der Fans – seien es nun die homoerotischen Geschichten in Fanzines über die Charaktere der ursprünglichen Crew oder die endlosen Spiele-Varianten.

So rief mich der Produzent also zum verabredeten Zeitpunkt an, und ich muss zugeben, dass ich in der Zwischenzeit den anstehenden Probelauf mehr oder weniger vergessen hatte.

»Eigentlich«, sagte ich, »würde ich gerne eine Episode schreiben, in der die Voyager-Crew nicht den wer weiß wie-

vielen vergeblichen Versuch unternimmt, nach Hause zurückzukehren, sondern eine Chance bekommt, das verdampte Schiff zu verlassen.«

»Aha, aha«, machte der Produzent. »Wie meinen Sie das genau?«

»Ich denke, auch wenn die Sets größer werden und das Holodeck und andere Dinge zur Verfügung stehen, sind die Figuren immer noch Sardinen in einer Dose«, erläuterte ich. »Diese Leute verbringen Jahre – wirklich und wahrhaftig Jahre – in ihren Fluren und Turboliften und auf dieser drögen postmodernen Brücke. Ihre Privaträume sehen aus wie die Zimmer in einem Holiday Inn. Was, wenn sie die Chance bekämen, das Schiff für immer zu verlassen und nach draußen in den Weltraum zu gehen?«

»Aha«, machte der Produzent. »Reden Sie weiter.«

»Okay«, sagte ich, und jetzt riss mich meine Phantasie mit und die Ideen flogen mir nur so zu. »Nehmen wir einmal an, die Voyager muss den Warpantrieb abschalten und sich ein Planetsystem suchen, um die Dilithiumkristalle aufzufrischen oder um den Muschelbesatz vom Antimaterierumpf zu entfernen oder um Frischwasser zu tanken oder was auch immer man sich als Grund einfallen lässt, um ihnen Ärger einzuhandeln ...«

»Aha, aha, reden Sie weiter.«

»Aber statt auf ein System vom Sol-Typ stoßen sie auf ein Doppelsternsystem mit einem Roten Riesen und einem Stern vom G-Typ und ...« Ich beschrieb meinen brillanten Einfall eines Orbitalwaldes voller im Raum lebender Eingeborener, die sich an das Vakuum angepasst hatten und magnetische Schmetterlingsflügel über Hunderte von Kilometern aufspannen konnten, um den Sonnenwind aufzufangen und wie Vögel im Hurrikan durch

die Schockwellen der Magnetosphäre zu reisen, während eine riesige, programmierte Erntemaschine im Abstand von vielen Jahren auf einer weiten elliptischen Umlaufbahn vorbeikam, vom Roten Riesen zum G-Stern hinüber und wieder zurück, und den Orbitalwald der Weltraumschmetterlinge wegfraß. Ich erklärte, das »Problem« in der Episode könnte darin bestehen, dass die Schmetterlingswesen die Voyager-Crew bitten, die Erntemaschine mit einem Photonentorpedo zu zerstören, und im Gegenzug anbieten, die Crew mit ihrer Nano-Technik an den Weltraum anzupassen, damit sie aus ihrer engen Metallbüchse herauskommen und wie Vögel frei zwischen den Welten fliegen können. Einige Crewmitglieder verlangen diese Freiheit, und Captain Wie-heißt-sie-noch-gleich zieht wie bei der Schlacht von Alamo eine Trennlinie in den Sand, und die Leute sollen sich entscheiden, wer bleiben und wer weiter mitfliegen will ...

»Aha, aha«, unterbrach mich der Produzent sanft. »Ich hätte da eine Frage.«

»Klar doch«, sagte ich.

»Was ist eigentlich ein Doppelsternsystem?«

Großer Gott!

Am Ende beruhte die Ablehnung meines Vorschlags nicht so sehr auf astronomischen Details, sondern auf der Sorge um ein womöglich überzogenes Special-Effect-Budget der Episode. Als ich darauf hinwies, dass Sternenschmetterlinge nicht sonderlich teuer wären – einfach nur ein paar Flecken auf den üblichen digitalen Bildern von Planeten –, machten sie mich darauf aufmerksam, dass diese Schmetterlinge, die das Schiff besuchen sollten ... nun, dass sie Aliens wären. In Star Trek sind Aliens allerdings immer menschliche Schauspieler mit gewaltigen Augenbrauen oder verschrumpelten Nasen oder einem Nacken mit

dicken Muskelsträngen oder alles zusammen. Ich dagegen wollte riesige, insektenähnliche Wesen haben.

Wir schieden in Freundschaft.

Ich muss gestehen, dass ich erleichtert war. Ich hatte diesen Einfall sowieso nie als Star-Trek-Episode sehen können. Außerdem, wenn ich angeheuert worden wäre, um das Skript zu schreiben, hätte ich versucht, den größten Teil der Crew desertieren zu lassen, weil sie Schmetterlinge werden wollten. Nur Mrs. Captain Columbo hätte, die Hände in die Hüften gestemmt, im Kreise ihrer wichtigsten Mitarbeiter auf der Brücke ausgeharrt; die übrige Mannschaft wäre Hals über Kopf aus der Blechbüchse geflohen und hätte sich im Doppelsternsystem herumgetrieben.

Machen wir einen Sprung und gehen ein paar Monate weiter zu dem Tag, als Robert Silverberg mich fragte, ob ich nicht einen längeren Beitrag für eine von ihm betreute Anthologie schreiben wolle, deren Titel »Far Horizons« lauten sollte. Bob sah das Buch als Nachfolger seiner sehr erfolgreichen Anthologie »Legends«, in der Fantasy-Autoren in ihr liebstes Universum zurückgekehrt waren und neue Geschichten verfasst hatten. Nun lud er Science-Fiction-Autoren ein, noch einmal ihre Welten zu besuchen. Darunter Ursula K. Le Guin, die etwas über ihr Hainish-Universum schreiben wollte, Joe Haldemann, der noch einmal zu »Der Ewige Krieg« zurückkehrte, Orson Scott Card, der Ender wiederbelebte. David Brin sollte in seinem Uplift-Universum ein Wunder wirken, Frederik Pohl und Hechee waren auch dabei, und so weiter. Ich habe nicht viele Regeln, wenn es um meine berufliche Entwicklung geht, aber eine davon lautet, keinesfalls die Gelegenheit auszuschlagen, mich in ein Pantheon von Göttern einreihen zu lassen. Ich sagte zu.

Schwierig war zunächst, die annähernd Millionen von Wörtern der Hyperion-Bände auf die »1000 Wörter oder weniger« zu verdichten, die als Zusammenfassung vor die Geschichte gesetzt werden sollten. Die Geschichte selbst war natürlich »Die verlorenen Kinder der Helix«. Sie sollte sich um meine Welt- raumschmetterlinge drehen, um meine gefallenen Engel im Vakuu m, die als mutierte Menschen aus dem Universum der vier Hyperion-Bücher vertrieben worden waren.

Die Geschichte wurde akzeptiert und gedruckt, und sie war gut. (Sehen wir einmal von der Tatsache ab, dass hinten in der Taschenbuchausgabe, wo die Biografien der Autoren angefügt waren, mein Name als »David Simmons« verzeichnet wurde, obwohl ich mehrmals geheult und gejammert und geklagt habe – und zwar bei den Verlegern bei HarperCollins, die, wie sich herausstellte, meine eigenen Redakteure waren. Vielleicht wollten sie und Bob mir damit irgendetwas zu verstehen geben.)

Nun, damit wäre dies also klar, und wir kommen zur Geschichte von ...

Nein, Moment. Den wichtigsten Teil habe ich vergessen.

Ich habe zu erklären vergessen, wie ich wegen »Die verlorenen Kinder der Helix« die neunte jährliche Wasserschlacht auf der Lincoln Street verpasst habe.

Also, eine Weile nachdem »Far Horizons« erschienen war, rief mich Charles Brown von Locus an und sagte mir, »Die verlorenen Kinder der Helix« hätte den jährlichen Locus-Leserpreis für die beste Novelle gewonnen. Ich habe schon einige solcher Leserpreise gewonnen und muss zugeben, dass sie mir sehr wichtig sind – ich meine, zu diesem Preis gehört auch immer ein kostenloses Jahresabonnement für die Zeitschrift, und mein Ziel ist, das Blatt lebenslänglich zu bekommen, ohne auch

nur einmal dafür zu zahlen. (Ich hätte das Ziel übrigens längst erreicht, wäre man bei Locus nicht so vorausschauend gewesen, auch dann nicht mehr als ein einjähriges Freiabo zu gewähren, wenn der Autor in einem Jahr in mehr als einer Disziplin ausgezeichnet wird.)

Ungefähr zur gleichen Zeit, als Charlie mich informierte, dass ich gewonnen hatte, bekam ich eine Einladung zu einer Convention in Hawaii – der Westercon 53 in Honolulu vom ersten bis vierten Juli 2000 –, die ich auch annahm, was für mich eine seltene Ausnahme darstellte, da ich aufgrund von Terminen und Abgabefristen nur selten an SF-Conventions teilnehme.

»Wie bitte?«, sagte meine Frau Karen. »Du bist am Vierten nicht da?«

Meine Tochter Jane drückte es noch etwas drastischer aus: »Dad, hast du sie nicht mehr alle?«

Sie müssen wissen, dass wir, nicht weit von Boulder entfernt, in einem netten alten Viertel einer nicht sehr großen Stadt an der Front Range in Colorado leben. Vor einigen Jahren, es war 1992, hatten Jane und ich – aus einer Laune heraus – eine als Comic gezeichnete Einladung kopiert und alle Leute in unserem Abschnitt der Lincoln Street eingeladen, am Unabhängigkeitstag genau um Mittag auf der Straße zu erscheinen und mit Wasser gefüllte Ballons, Wasserpistolen, Schläuche, Eimer oder was auch sonst mitzubringen und sich an der Wasserschlacht auf der Lincoln Street zu beteiligen. Im ersten Jahr kamen ungefähr fünfundzwanzig Leute, und wir hatten viel Spaß – wir warfen Wasserballons und durchnässten unsere Freunde und Nachbarn mindestens eine Stunde lang, bis wir vor Erschöpfung nicht mehr konnten.

Im Jahre 2000 dann nahmen ungefähr fünfundsiebzig Leute an der Wasserschlacht in der Lincoln Street teil. Nachbarn

sagten Reisepläne ab, um DIE WASSERSchlacht nicht zu versäumen. Sowohl die Ostseite als auch die (buuh! pfeif!) Westseite der Lincoln Street rief Freunde und Verwandte zu Hilfe, um ihre Siegeschancen bei der WASSERSchlacht zu verbessern. Zu den Teilnehmern zählten Dreijährige und Dreiundachtzigjährige. Schlag Mittag am vierten Juli werden mehrere tausend Wasserballons (allerdings, wir benutzen Katapulte!) abgeschossen, und unzählige Gallonen Wasser fliegen durch die Luft. Die Ventile der Hochdruckschlüche werden geöffnet, und das Wasser wird aus Eimern verspritzt. Niemand will DIE WASSERSchlacht verpassen.

Nach der Wasserschlacht trocknen sich alle ab und laufen zum Schulhof der Central School, wo ich elf Jahre lang Sechstklässler unterrichtet habe, und dort auf dem Spielplatz gibt es nur so zum Spaß ein langes Softballspiel, an dem auch kleine Kinder und Senioren teilnehmen. Dazu spielt eine Kapelle aus der Stadt im Thompson Park auf der anderen Straßenseite Marschmusik. Später am Nachmittag versammeln sich die Nachbarn und Freunde zum Grillen, wobei der Hinterhof oder die Veranda, wo das Ereignis stattfindet, jährlich wechselt. So um neun Uhr abends dann ziehen sich die Leute allmählich wieder zurück. Manche gehen allerdings noch zum Golfplatz in der Nähe, um sich das Feuerwerk anzusehen, das unterhalb des Hügels auf dem Kirmesplatz abgebrannt wird.

»Willst du wirklich die Wasserschlacht verpassen?«, fragte Karen.

Ich hatte versprochen, an der Convention teilzunehmen. Und ich nahm daran teil. Ich genoss den Aufenthalt in Hawaii. Ich genoss die Workshops und Podiumsdiskussionen mit den Fans und den anderen Autoren. Ich genoss die Gespräche mit

meinen Redakteuren und Herausgebern bei HarperCollins, die ebenfalls teilnahmen. (»Mein Name ist Dan«, sagte ich mehr als einmal, »nicht David ...« Es nützte nichts.) Ich genoss es, mit Charlie und den Leuten von Locus herumzuhängen. Ich genoss es, den Preis zu bekommen.

Am Vierten flog ich wieder zum Festland zurück und bekam noch die letzten Feuerwerksraketen mit, kaum sichtbar über der Backbord-Tragfläche, als ich gegen Mitternacht den Flughafen von Denver erreichte und im Dunkeln nach Hause fuhr. Meine Stimmung war so finster wie die Nacht, denn ich wusste, was ich vorfinden würde, wenn ich am nächsten Morgen aufwachte – mit Wasser getränkten Vorgärten, Eimer und Wasserpistolen auf der Veranda, Badeanzüge und T-Shirts, die im Bad zum Trocknen aufgehängt waren, nasse Sandalen auf der Treppe, ein Fetzen von zehntausend geplatzten Wasserballons im Gras, die bei den Aufräumarbeiten nach der Wasserschlacht übersehen worden waren, und Fergie, unsere Pembroke-Welsh-Corgi-Dame, erschöpft und vom Wasser aufgebläht in einer Ecke liegend (sie versucht bei der Wasserschlacht immer, aus möglichst jedem Schlauch zu trinken), allerdings mit dem für den fünften Juli so typischen Grinsen nach einer gelungenen Party auf dem Gesicht.

Ich hoffe, »Die verlorenen Kinder der Helix« gefallen Ihnen. Mir hat es Spaß gemacht, in das Hyperion-Universum zurückzukehren und zu sehen, was aus einigen Ousters und den Amoiete-Spectrum-Helix-Leuten geworden ist. Und ich muss gestehen, dass ich noch einige weitere Kurzgeschichten aus dem Hyperion-Universum im Sinn habe, die ich vielleicht noch schreiben werde. Falls aber eine davon irgendwann mal einen Preis gewinnen sollte, der am vierten Juli vergeben wird – nun, dann rechnen Sie bitte nicht mit mir.

Im Sommer 2001, kurz bevor ich diese Einleitung schrieb, fand die zehnte und bislang beste Wasserschlacht in der Lincoln Street statt. Alle waren da. Niemand blieb trocken. Am Nachmittag spielten wir stundenlang Softball, und drüben im Park spielte die Kapelle. Das Grillen war schön, das Feuerwerk das beste, das ich je gesehen habe.

Wenn man älter wird, muss man Prioritäten setzen. Und das habe ich getan. Literatur, Reisen, Ruhm und Ehre sind wichtig – aber sie sind es nicht wert, dafür die Wasserschlacht in der Lincoln Street zu verpassen.

Ganz sicher nicht.

Das große Spinschiff wechselte vom Hawkingraum in das rote und weiße Licht des nahen Doppelsternsystems. Während die 684.300 Menschen der Amoiete Spectrum Helix im tiefsten Kälteschlaf träumten, berieten sich die fünf KIs, die das Schiff führten. Sie waren auf ein ungewöhnliches Phänomen gestoßen. Vier der fünf hatten die Ansicht vertreten, es sei wichtig genug, das riesige Spinschiff aus dem C-plus-Hawkingraum zu holen, und nun gab es eine lebhafte, mehrere Mikrosekunden anhaltende Debatte über die Frage, was als Nächstes zu tun sei.

Das Spinschiff bot im fernen Licht der beiden Sterne einen wundervollen Anblick. Rot und weiß schimmerte es auf der kilometerlangen Hülle, und der Sternenschein funkelte auch auf den dreitausend lebenserhaltenden Tiefschlafkapseln. In Gruppen von jeweils dreißig saßen die Kapseln auf hundert Radnaben und drehten sich so schnell, dass die Ausleger verschwammen wie riesige, einander überlappende Ventilatorblätter. Die dreitausend Kapseln selbst wirkten dagegen wie ein einziger blitzender Edelstein, in dem sich rot und weiß das Licht spiegelte. Die Aeneaner hatten das Schiff angepasst und die Achsen der Drehkränze auf dem langen Rumpf des Schiffes geneigt.

Die vorderen dreißig Drehkränze waren nach hinten gekippt, die hinteren dagegen nach vorn, sodass die Tiefschlafkapseln im Abstand von Mikrosekunden aneinander vorbeizogen und den Eindruck einer soliden Fläche erweckten. So wurde das Schiff unter vollem Spin seinem Namen gerecht: *Helix*. Ein Beobachter in einigen hundert Kilometern Entfernung hätte etwas gesehen, das an die rotierende Doppelhelix der menschlichen DNS erinnerte, auf der das Licht des Doppelgestirns spielte.

Die fünf KIs entschieden gemeinsam, es sei das Beste, die rotierenden Kapseln einzuholen. Zuerst änderten die großen Drehachsen ihre Ausrichtung, bis die funkelnde Helix sich in eine Reihe von dreitausend abbremsenden Dreharmen aus Kohlenstofffasern verwandelte. Jeder dieser Arme trug eine eiförmige Kapsel am Ende, die sich mit abnehmender Geschwindigkeit immer deutlicher aus der verschwommenen Drehbewegung herausschälte. Dann hielten die Dreharme an und legten sich an das lange Schiff. Jede Kapsel fügte sich, wie ein Ei in einem Eierkarton, genau in eine Einbuchtung in der Hülle.

Die *Helix* wurde ihrem Namen nicht länger gerecht, sondern erinnerte jetzt eher an einen langen, dünnen Pfeil. Vorne wölbten sich die Kommandozentralen wie eine dicke, dreieckige Pfeilspitze. Der Hawking-Antrieb und die noch größeren Fusionstriebwerke, die am Heck herausragten, legten acht schützende Energieschichten über die eingeholten Drehkränze und Kapseln. Alle KIs stimmten dafür, den weißen G8-Stern anzusteuern, mit zurückhaltenden vierhundert G abzubremsen und das Sperrfeld auf Klasse 20 zu verstärken. Sichtbare Bedrohungen gab es in diesem Doppelsternsystem nicht, doch der Rote Riese spuckte, wie nicht anders zu erwarten, gewaltige Mengen an Staub und stellarem Abfall aus. Eine KI, die sich vor allem

durch ihre navigatorischen Fähigkeiten und ihre Vorsicht auszeichnete, wies warnend darauf hin, dass die Flugbahn zum G8-Stern dem Lagrange-Punkt L1 weiträumig ausweichen müsse, weil es dort starke heliosphärische Schockwellen gebe. Die fünf KIs berechneten gemeinsam einen Anflugkurs und die Bremsmanöver bis zum G8-System, die ihnen die schlimmsten Erschütterungen in der Heliosphäre ersparen würden. Die Schockwellen und die Strahlung hätten leicht mit einem Schutzfeld der Klasse 3 abgefangen werden können, doch da ihnen 684.300 Menschen anvertraut waren, wollte keine der KIs auch nur das geringste Risiko eingehen.

Die nächste Entscheidung war unausweichlich und wurde einstimmig gefasst. Angesichts der Gründe für den Umweg und das Bremsmanöver im G8-System mussten sie einige Menschen wecken. Saigyô, die für die Personallisten, die Dienstpläne und die psychologischen Profile zuständige KI, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alle 684.300 Männer, Frauen und Kinder persönlich kennenzulernen, brauchte mehrere Sekunden, um die Liste durchzugehen und die neun Menschen auszuwählen, die geweckt werden sollten.

Dem Lia erwachte ohne das dumpfe, verkaterte Gefühl, das die altmodische kryonische Fuge immer hinterlassen hatte. Sie fühlte sich ausgeruht und fit, als sie sich in ihrer Tiefschlafkapsel aufrichtete. Der Roboterarm der Kapsel reichte ihr, wie es üblich war, ein Glas Orangensaft.

»Ein Notfall?«, fragte sie. Ihre Stimme klang nicht träger oder benommener als nach einem erholsamen nächtlichen Schlaf.

»Keine Bedrohung für das Schiff oder die Mission«, verkündete die KI Saigyô. »Eine Anomalie von einem gewissen

Interesse. Eine alte Funkbotschaft aus einem System, das möglicherweise geeignet ist, die Vorräte zu ergänzen. Hinsichtlich der Funktionen des Schiffs oder der Lebenserhaltung gibt es keinerlei Probleme. Allen geht es gut, und das Schiff ist nicht in Gefahr.«

»Wie weit sind wir vom letzten System entfernt, das wir überprüft haben?« Dem Lia trank den Orangensaft aus und legte den Schiffsanzug mit dem smaragdgrünen Band auf dem linken Arm und den Turban an. Ihr Volk hatte früher Wüstengewänder getragen, und jedes Kleidungsstück hatte diejenige Farbe aus dem Amoiete-Spektrum gehabt, die von der betreffenden Familie besonders in Ehren gehalten wurde, doch diese Gewänder waren unpraktisch für Reisen auf dem Spinschiff, wo die Schwerkraft häufig bei null G lag.

»Sechstausenddreihundert Lichtjahre«, sagte Saigyô.

Dem Lia blinzelte verwundert. »Wie viele Jahre sind seit dem letzten Weckvorgang vergangen?«, fragte sie leise. »Wie viele Jahre Gesamtreisezeit auf dem Schiff? Wie viele Jahre Zeitschuld für die gesamte Reise?«

»Neun Schiffsjahre und einhundertzwei relative Zeitjahre seit dem letzten Weckvorgang«, antwortete Saigyô. »Die gesamte Reisezeit liegt jetzt bei sechsunddreißig Jahren. Die relative Zeitschuld gegenüber der Menschheit beträgt vierhundertundein Jahre, drei Monate, eine Woche und fünf Tage.«

Dem Lia rieb sich die Wange. »Wie viele werden geweckt?«

»Neun.«

Dem Lia nickte. Weiteres Geplauder mit der KI wäre nur Zeitverschwendung gewesen. Sie blickte kurz zu den mehr als zweihundert versiegelten Sarkophagen, in denen ihre Angehö-

riegen und ihre Freunde schliefen, dann fuhr sie mit dem Haupttransporter des Schiffs zur Brücke, auf der sie sich mit den anderen acht Menschen treffen sollte.

Die Aeneaner hatten die Bitte der Amoiete Spectrum *Helix* erfüllt und das Kommandodeck wie die Brücke eines alten Fakelschiffs oder eines uralten Wasserfahrzeugs vor der Hegira auf der Alten Erde konstruiert. Dem Lia stellte erfreut fest, dass die Sperrfelder eine gleichmäßige Schwerkraft von einem G hielten, als sie nach unten zur Brücke fuhr. Die Brücke selbst durchmaß etwa fünfundzwanzig Meter und barg Befehlspulte für verschiedene Spezialisten sowie einen zentralen Tisch – natürlich rund –, an dem die aufgeweckten Besatzungsmitglieder sich versammeln konnten. Sie tranken Kaffee und rissen die üblichen harmlosen Witze über die Träume im Kälte-Tiefschlaf. Ringsum erlaubten breite Fenster einen Blick in den Weltraum. Dem Lia stand eine Weile schweigend da, betrachtete die seltsamen Sternbilder und schaute am unendlich langen Rumpf der *Helix* entlang. Starke Filter dämpften das grelle Licht der Fusionsflamme am Heck, die jetzt, während des Bremsmanövers, dem Ziel acht Kilometer näher war als der Rest des Schiffs. Das Doppelsystem, bestehend aus einem kleinen weißen Stern und einem Roten Riesen, konnte man bereits deutlich erkennen. Die Fenster waren natürlich, genau genommen, keine Fenster, sondern holographische Darstellungen, die jederzeit wechseln und hereingezoomt oder verdunkelt werden konnten, doch im Augenblick war es eine perfekte Illusion.

Dem Lia richtete ihre Aufmerksamkeit auf die acht Menschen am Tisch. Sie war ihnen schon während der zweijährigen Ausbildung für die Reise bei den Aeneanern begegnet, aber

keinen von ihnen kannte sie wirklich gut. Alle gehörten zu der Gruppe von weniger als tausend Auserwählten, die während des Fluges geweckt werden konnten. Sie betrachtete die farbigen Bänder der anderen Anwesenden, während sie an ihrem Kaffee nippten und sich reihum vorstellten.

Vier Männer und fünf Frauen. Eine der anderen Frauen trug wie sie ein smaragdgrünes Band, sodass Dem Lia noch nicht sagen konnte, ob die Befehlsgewalt ihr selbst oder der jüngeren Frau zufallen sollte. Natürlich wurde dies durch Konsens entschieden, aber das Smaragdgrün stand in der Amoiete Spectrum Helix für Dichtung und Gesellschaft, für den Einklang mit der Natur, für die Fähigkeit, die Befehlsgewalt auszuüben, für einen umsichtigen Einsatz der Technologie und für die Bewahrung gefährdeter Lebensformen. Hier draußen, weit vom menschlichen Raum entfernt, konnten natürlich alle 684.300 Amoiete-Flüchtlinge als bedrohte Lebensform gelten, und so lag es nahe, dass bei außerplanmäßigen Weckrufen die Grünen zu Kommandanten ernannt wurden.

Abgesehen von der anderen Grünen, einer jungen, rothaarigen Frau namens Res Sandre, war noch ein Mann mit rotem Band namens Patek Georg Dem Mio anwesend, außerdem Den Soa, eine junge Frau mit weißem Band, die Dem Lia von den diplomatischen Simulationen her kannte, Jon Mikail Dem Alem, ein Mann mit elfenbeinfarbenem Band, eine ältere Frau mit gelbem Band, die Oam Rai hieß und die sich, wenn Dem Lias Erinnerung nicht trog, besonders bei der Arbeit mit dem Schiffssystem hervorgetan hatte, dann ein weißhaariger Mann mit blauem Band namens Peter Delen Dem Tae, der vor allem in Psychologie ausgebildet war, sowie Kem Loi, eine attraktive Frau mit violettem Band – mit ziemlicher Sicherheit für die

Astronomie ausgewählt –, und ein Mann mit orangefarbenem Band. Er war Arzt und hieß Samel Ria Kem Ali. Dem Lia hatte schon mehrmals mit ihm gesprochen. Er wurde überall nur Dr. Sam genannt.

Nachdem sich alle vorgestellt hatten, herrschte Schweigen, und alle blickten durch die Fenster auf das Doppelsternsystem hinaus. Der weiße G8-Stern ging fast im grellen Licht des mächtigen Fusionsstrahls der *Helix* unter.

Schließlich sagte Patek Georg, der Rote: »Also gut, Schiff. Erkläre es uns.«

Saigyôs ruhige Stimme drang aus den allgegenwärtigen Lautsprechern. »Als der Augenblick näher rückte, mit der Suche nach erdähnlichen Welten zu beginnen, erfassten die Sensoren und die astronomischen Geräte dieses System.«

»Ein Doppelsternsystem?«, sagte Kem Loi, die Violette. »Wir wollen doch kein System, in dem es einen Roten Riesen gibt.«

Die Leute von der Amoiete Spectrum Helix hatten unmisverständlich formuliert, was das Schiff finden sollte – eine G2-Sonne, eine erdähnliche Welt mit mindestens einer 9 auf der alten Solmev-Skala, blauen Meeren und angenehmen Temperaturen. Mit anderen Worten, ein Paradies. Sie hatten Zehntausende von Lichtjahren im Umkreis und Tausende von Jahren Zeit, um die Suche durchzuführen. Und sie erwarteten, dass gefunden wurde, wonach man suchte.

»Es gibt in diesem System mit dem Roten Riesen keine Planeten mehr«, stimmte die KI Saigyô liebenswürdig zu. »Wir schätzen, dass es früher ein gelbweißer Zergstern vom Typ G2 war ...«

»Sol«, murmelte Peter Delen, der Blaue, der rechts neben Dem Lia saß.

»Ja«, stimmte Saigyô zu. »Der Stern war der Sonne der Alten Erde sehr ähnlich. Wir nehmen an, dass vor etwa dreieinhalb Millionen Standardjahren seine Wasserstoffverbrennung instabil wurde, sodass er sich zu einem Roten Riesen aufblähte und alle Planeten in seinem System verschluckte.«

»Wie groß ist der Rote Riese in AE?«, fragte Res Sandre, die zweite Grüne.

»Ungefähr eins Komma drei Astronomische Einheiten«, antwortete die KI.

»Und es gibt keine äußeren Planeten?«, fragte Kem Loi. Die Violetten in der *Helix* beschäftigten sich mit komplexen Strukturen und Schach, sie hatten eine Vorliebe für die komplizierteren Spielarten der menschlichen Liebe und für die Astronomie. »Ich denke, es müssten doch einige Gasriesen oder Felswelten übrig sein, wenn der Stern sich nur ein wenig über den Orbit der Alten Erde oder von Hyperion hinaus ausgedehnt hat.«

»Vielleicht waren die äußeren Planeten nur kleine Planetoïden, die von der ständigen Abstrahlung schwerer Partikel fortgetrieben worden sind«, meinte Patek Georg, der Pragmatiker mit dem roten Band.

»Vielleicht haben sich hier überhaupt keine Welten gebildet«, warf Den Soa ein, die Diplomatin mit dem weißen Band. Es klang traurig. »In diesem Fall wurde wenigstens kein Leben zerstört, als die Sonne sich in einen Roten Riesen verwandelt hat.«

»Saigyô«, sagte Dem Lia, »warum sind wir mitten in einem Bremsmanöver, das uns zum weißen Stern bringt? Könnten wir dazu bitte die Details bekommen?«

Bilder, Flugbahnen und Datenkolonnen erschienen über dem Tisch.

»Was ist das?«, fragte die ältere Frau mit dem gelben Band, die Oam Rai hieß.

»Ein Waldring der Ousters«, sagte Jon Mikail Dem Alem. »Da sind wir über so viele Jahre so weit geflogen, und ein uraltes Hegira-Saatschiff der Ousters ist uns zuvorgekommen.«

»Womit sind sie uns zuvorgekommen?«, wollte Res Sandre, die zweite Grüne, wissen. »Es gibt in diesem System keine Planeten, nicht wahr, Saigyô?«

»Nein, Madam«, antwortete die KI.

»Hast du beabsichtigt, im Waldring neue Vorräte aufzunehmen?«, fragte Dem Lia. Eigentlich sollten sie den Welten der Aeneaner, des Pax oder der Ousters ebenso ausweichen wie allen Festungen, denen sie auf ihrer langen Reise fort vom Raum der Menschen begegneten.

»Dieser orbitale Waldring ist außergewöhnlich ergiebig«, erklärte die KI Saigyô, »doch der wichtigste Grund, Sie zu wecken und das Bremsmanöver im System einzuleiten, ist das Notsignal, das auf einer früheren Hegemonie-Frequenz gesendet wird. Es ist sehr schwach, aber wir fangen es bereits seit zweihundertachtundzwanzig Lichtjahren auf.«

Das gab ihnen zu denken. Die *Helix* war etwa achtzig Jahre nach dem Gemeinsamen Augenblick Aeneas gestartet, nach jenem entscheidenden Ereignis in der menschlichen Geschichte, das für den größten Teil der Menschheit eine neue Ära eingeleitet hatte. Vor dem Gemeinsamen Augenblick hatte die von der Kirche manipulierte Pax-Gesellschaft dreihundert Jahre lang den menschlichen Raum beherrscht. Diese Ousters hier hatten die gesamte Pax-Geschichte und wahrscheinlich auch den größten Teil der Hegemonie-Geschichte verpasst, die dem Pax vorgegangen war. Aufgrund der Zeitschuld auf der *Helix* musste

man noch einmal mehr als vierhundert Jahre Reisezeit hinzurechnen. Wenn diese Ousters zu der alten Hegira auf der Alten Erde oder den Alten Nachbarsystemen in den Anfangstagen der Hegemonie gehört hatten, dann hatten sie möglicherweise bereits vor fünfzehnhundert Standardjahren den Kontakt zur übrigen Menschheit verloren.

»Das ist interessant«, sagte Peter Delen Dem Tae, dessen blaues Band ihn als geschulten Psychologen und Anthropologen auswies.

»Saigyô, spiele bitte das Notsignal für uns ab«, sagte Dem Lia.

Sie hörten statisches Rauschen, Knacken und Pfeifen und zwei Worte, die wahrscheinlich elektronisch herausgefiltert worden waren. Der Akzent mochte dem frühen Hegemonie-Netz-Englisch entsprechen.

»Was sagen sie?«, wollte Dem Lia wissen. »Ich kann es nicht richtig verstehen.«

»Helft uns«, sagte Saigyô. Die KI sprach meist mit einem schwachen asiatischen Akzent und ein wenig belustigt, doch jetzt war die Stimme tonlos und ernst.

Die neun Menschen am Tisch wechselten schweigende Blicke. Ihr Ziel war es gewesen, den menschlichen und postmenschlichen Aenea-Raum für immer zu verlassen, damit ihr Volk, die Amoiete-Spectrum-Helix-Kultur, seine eigene Bestimmung finden und unbeeinflusst von aeneanischer Einmischung seinen Weg gehen konnte. Die Ousters waren jedoch ein Zweig der Menschheit, der versuchte, einen ganz anderen evolutionären Weg zu gehen und sich dem Weltraum anzupassen. Die Tempelritter, die als Verbündete mit ihnen reisten, kannten die Geheimnisse der Genetik und verstanden sich darauf, orbitale

Waldringe und sphärische Sternenbäume rings um ihre Sonnen wachsen zu lassen.

»Wie viele Ousters leben deiner Schätzung nach im orbitalen Waldring?«, fragte Den Soa, die mit ihrer weißen Ausbildung vermutlich als Diplomatin tätig werden musste, wenn und falls sie Kontakt aufnahmen.

»Siebenhundert Millionen auf dem dreißig Grad großen Kreisbogen, den wir auf dieser Seite der Sonne erfassen können«, berichtete die KI. »Wenn sie sich auf dem Ring weit genug ausgebreitet haben, können wir wohl mit einer Bevölkerungszahl von mehreren Milliarden rechnen.«

»Gibt es Anzeichen von Akerataeli oder Zeplins?«, wollte Patek Georg wissen. Alle großen Waldringe und Sternsphären waren durch Zusammenarbeit mit diesen beiden nichtmenschlichen Rassen entstanden, die sich während des Falls der Hegemonie mit den Ousters und Tempelrittern zusammengetan hatten.

»Keine«, erklärte Saigyô. »Ich bitte aber zu beachten, dass wir im zentralen Fenster nur einen Ausschnitt des weit entfernten Rings darstellen können. Wir sind noch dreiundsechzig AE vom Ring entfernt ... dies ist eine zehntausendfache Vergrößerung.« Sie blickten alle zum vorderen Fenster, in dem der Waldring nur noch tausend Kilometer entfernt zu sein schien. Die grünen Blätter, die gelben und braunen Äste und der verflochtene Hauptstamm wanden sich aus dem Fenster heraus, dahinter lohte der G8-Stern.

»Es sieht nicht richtig aus«, sagte Dem Lia.

»Dies ist die Anomalie, die noch zum Notsignal hinzukam, sodass wir beschlossen haben, Sie aus dem Tiefschlaf zu wecken«, sagte Saigyô. Seine Stimme klang jetzt wieder leicht

amüsiert. »Dieser orbitale Waldring entspricht nicht den Bio-konstruktionen der Ousters oder der Tempelritter.«

Doktor Samel Ria Kem Ali pfiff leise durch die Zähne. »Ein von Außerirdischen gebauter Waldring. Doch die von Menschen abstammenden Ousters leben darin.«

»Nachdem wir in das System eingedrungen sind, haben wir noch etwas anderes herausgefunden«, fuhr Saigyô fort. Schlag-artig tauchte im linken Fenster eine Maschine auf – ein Raumschiff –, die so riesig und plump wirkte, dass sie beinahe jeglicher Beschreibung Hohn sprach. Unten war eine Abbildung der *Helix* über den Bildschirm gelegt, um den Betrachtern eine Vorstellung von der Größe zu geben. Die Helix war einen Kilometer lang. Die Basis dieses anderen Raumschiffs war mindestens tausendmal so lang. Das Monsterschiff war riesig und breit, bauchig und häs-slich, es war pechschwarz und erinnerte an ein Insekt. Es vereinte die schlimmsten Züge organischer Evolution und industrieller Fertigung in sich. Vorne in der Mitte war etwas angebracht, das an ein mit Stahlzähnen besetztes Maul erinnerte, eine Öffnung mit einer anscheinend endlosen Reihe von Mandibeln und Häck-selmessern und rasiermesserscharfen Rotoren.

»Das sieht aus wie Gottes Rasierapparat«, sagte Patek Ge-
org Dem Mio. Trotz der scheinbar kühlen Ironie bebte seine Stimme fast unmerklich.

»Gottes Rasierapparat, du meine Güte«, erwiderte Jon Mi-kail Dem Alem leise. Der Elfenbeinmann war auf Lebenserhal-tungssysteme spezialisiert und hatte in seiner Jugend die riesi-gen Farmen auf Vitus-Gray-Balianus B gehütet. »Das ist eine Dreschmaschine aus der Hölle.«

»Wo ist dieses Ding?«, wollte Dem Lia fragen, doch Saigyô hatte bereits ihren Bremsweg in Richtung des Waldring auf den

Bildschirm projiziert. Die hässliche Maschine kam von oberhalb der Ekliptik herein und war etwa achtundzwanzig AE vor ihnen. Sie bremste rasch ab, jedoch nicht ganz so aggressiv wie die *Helix*, und hielt direkt auf den Ousters-Waldring zu. Die Flugbahn sprach für sich – mit der augenblicklichen Bremsleistung und Flugbahn musste die Maschine in neun Standardtagen direkt auf den Ring treffen.

»Möglicherweise ist dies die Ursache für das Notsignal«, meinte Res Sandre, die andere Grüne, trocken.

»Wenn so etwas auf mich oder meine Welt zukommen würde, dann würde ich so laut schreien, dass ihr mich auch ohne Funk noch zweihundertachtundzwanzig Lichtjahre entfernt hören könntet«, sagte die junge Weiße Den Soa.

»Wenn wir dieses schwache Signal schon vor zweihundertachtundzwanzig Lichtjahren aufgefangen haben«, überlegte Patek Georg, »bedeutet dies entweder, dass dieses Ding bisher sehr langsam gebremst hat, oder ...«

»Oder es war schon einmal da«, ergänzte Dem Lia. Sie wies die KI an, die Fenster zu verdunkeln und sich zurückzuziehen. »Wollen wir nun Rollen, Aufgaben und Prioritäten festlegen und die ersten Entscheidungen treffen?«, fragte sie leise.

Die anderen acht am Tisch nickten bedrückt.

Für einen fremden Beobachter, jemanden, der nicht der Spectrum-Helix-Kultur angehörte, wären die folgenden fünf Minuten nur schwer verständlich gewesen. In den ersten zwei Minuten wurde eine völlige Übereinstimmung erreicht, doch nur ein kleiner Teil der Diskussion wurde mit Worten geführt. Die Kombination aus Handbewegungen, Körpersprache, sprachlichen Kürzeln und schweigendem Nicken, im Laufe von vier Jahrhunderten in einer Kultur entwickelt, in der Entscheidungen stets durch Konsens getroffen wurden, bewährte sich auch

hier. Die Eltern und Großeltern dieser Menschen wussten, wie wichtig Befehlswege und Disziplin waren. Eine halbe Million Angehörige ihres Volkes waren in dem kurzen, blutigen Krieg mit den Pax-Überresten auf Vitus-Gray-Balianus B gefallen, und dann noch einmal hunderttausend, als die fliehenden Pax-Vandalen etwa dreißig Jahre später plündernd durch die Systeme zogen. Doch sie waren entschlossen, ihre Befehlshaber durch Konsens zu finden und danach so viele Entscheidungen wie möglich auf die gleiche Weise zu treffen.

In den ersten beiden Minuten wurden Aufgaben verteilt und die Einzelheiten der Aufträge behandelt.

Dem Lia sollte die Befehlshaberin sein. Sie konnte allein mit ihrer Stimme gemeinschaftliche Entscheidungen aufheben. Res Sandre, die zweite Grüne, sollte sich um Antrieb und Technik kümmern und mit der schweigsamen KI Basho zusammenarbeiten, um diesen Ausbruch aus dem Hawkingraum gut zu nutzen und Vorräte aufzunehmen.

Der rote Mann, Patek Georg, sollte, was niemanden überraschte, die Position des Sicherheitsoffiziers bekleiden, was die vorzüglichen Verteidigungseinrichtungen des Schiffs ebenso wie jeden Kontakt mit den Ousters umfasste. Nur Dem Lia konnte, wenn es um den Einsatz von Waffen ging, seine Entscheidungen überstimmen.

Den Soa, die junge Weiße, sollte sich um Kommunikation und Diplomatie kümmern. Sie bat darum, durch Peter Delen Dem Tae unterstützt zu werden, und er stimmte zu, sich die Verantwortung mit ihr zu teilen. Peters Ausbildung in Psychologie hatte auch die theoretische Exobiopsychologie umfasst.

Dr. Sam war für die Gesundheit der Menschen an Bord verantwortlich, und er sollte die evolutionäre Biologie der

Ousters und Tempelritter studieren, falls es zu einem Kontakt kam.

Der Elfenbeinmann Jon Mikail Dem Alem kümmerte sich um die Lebenserhaltungssysteme. Gemeinsam mit der entsprechenden KI überwachte und regulierte er die Systeme der *Helix* selbst, doch er war auch für die Einrichtung der notwendigen Umweltbedingungen zuständig, falls sie die Ousters an Bord empfangen sollten.

Die Astronomin Kem Loi übernahm die Verantwortung für die Fernerkundung, brannte aber offenbar darauf, ihre freie Zeit auf die Erforschung des Doppelsternsystems zu verwenden. »Hat eigentlich jemand bemerkt, wem unser alter Freund hier, der weiße Stern, ähnelt?«, fragte sie.

»Tau Ceti«, meinte Res Sandre ohne Zögern.

Kem Loi nickte. »Und wir haben die Anomalie in der Position des Waldrings gesehen.«

Alle hatten es bemerkt. Die Ousters bevorzugten G2-Sterne, wo sie ihre Orbitalwälder in einer Entfernung von etwa einer AE zur Sonne wachsen lassen konnten. Dieser King umkreiste den Stern in einer Entfernung von lediglich 0,36 AE.

»Fast die gleiche Entfernung wie zwischen Tau Ceti Center und der Sonne«, überlegte Patek Georg. TC², wie der Planet seit mehr als einem Jahrtausend genannt wurde, war einst die Zentralwelt und die Hauptstadt der Hegemonie gewesen. Unter dem Pax war sie dann eine Provinzwelt geworden, bis ein Kardinal der Kirche in den letzten Tagen des Pax auf dieser Welt einen Coup gegen den bedrängten Papst unternahm. Die meisten der wieder aufgebauten Städte waren damals dem Erdboden gleichgemacht worden. Als die *Helix* achtzig Jahre nach dem Krieg den Raum der Menschen verließ, bevölkerten die Aeneaner die alte Hauptstadt und führten sie zu neuer Blüte.

Sie errichteten schöne, klassische Gebäude auf weitläufigen Grundstücken und verwandelten die gebrandschatzten Ruinen in ein neues Arkadien. Ein Paradies, das den Aeneanern vorbehalten blieb.

Nachdem die Aufgaben verteilt und akzeptiert waren, diskutierte die Gruppe über die Frage, ob die unmittelbaren Familienangehörigen aus dem Kälteschlaf geweckt werden sollten. Da die Familien in der Spectrum Helix Triaden waren – entweder ein Mann und zwei Frauen oder umgekehrt – und da die meisten mit Kindern an Bord gekommen waren, war das schwer zu entscheiden. Jon Mikail sprach die Frage der Lebenserhaltungssysteme an, die aber kein großes Problem darstellten, und schließlich kam man überein, dass die Entscheidungsprozesse komplizierter wurden, wenn man die Angehörigen weckte und ihnen den Status bloßer Passagiere gab. So beschloss man, sie im Tiefschlaf zu belassen. Eine Ausnahme bildeten nur Den Soas Mann und Frau. Die junge weiße Diplomatin gestand, dass sie sich ohne ihre geliebten Partner unsicher fühlte, und die Gruppe genehmigte eine Ausnahme, gab aber den sanften Hinweis, dass die geweckten Partner sich der Brücke fernhalten sollten, solange es keinen zwingenden Grund für sie gab, dort zu erscheinen. Den Soa stimmte sofort zu. Saigyô wurde gerufen und begann sofort, Den Soas Partner zu wecken. Kinder hatten sie keine.

Dann wurde das wichtigste Thema diskutiert.

»Wollen wir wirklich abbremsen, den Ring anfliegen und uns in die Probleme der Ousters einmischen?«, fragte Patek Georg. »Immer vorausgesetzt, ihr Notsignal ist überhaupt noch relevant.«

»Sie senden nach wie vor auf den alten Frequenzen«, sagte Den Soa, die sich in die Kommunikationssysteme des Schiffs

eingeklinkt hatte. Die junge Frau mit dem blonden Haar betrachtete etwas, das nur sie als Projektion vor dem inneren Auge sehen konnte. »Und diese Monstermaschine fliegt nach wie vor in ihre Richtung.«

»Allerdings dürfen wir nicht vergessen«, erklärte der Mann mit dem roten Band, »dass es unser Ziel war, jeden Kontakt mit potenziell gefährlichen menschlichen Vorposten zu meiden, während wir außerhalb des menschlichen Raums durch den Weltraum fliegen.«

Res Sandre, die Grüne, die jetzt für die Maschinen zuständig war, nickte. »Ich glaube, wir haben ganz allgemein entschieden, Pax oder Ousters oder Aeneanern aus dem Weg zu gehen, ohne dabei zu bedenken, dass wir achttausend Lichtjahre außerhalb der von Menschen bewohnten Sphäre auf Menschen oder auf frühere Menschen treffen würden.«

»Dennoch bedeutet dies vielleicht, dass wir alle mit unnötigen Problemen belastet werden«, wandte Patek Georg ein.

Sie verstanden, was der Sicherheitsoffizier mit dem roten Band damit wirklich sagen wollte. In der Spectrum Helix zeichneten sich die Roten durch Mut, klare politische Überzeugungen und eine Begeisterung für die Kunst aus, aber sie besaßen auch ein tiefes Mitgefühl für andere Lebewesen. Die anderen acht verstanden genau, was er damit meinte, dass sie alle mit Problemen belastet werden konnten. Er bezog sich damit nicht nur auf die 684.291 schlafenden Menschen an Bord des Schiffs, sondern auch auf die Ousters und Tempelritter selbst. Diese verlorenen Kinder der Alten Erde, diese Gruppe von Menschen, die einen eigenen Entwicklungsweg beschritten hatten, waren seit mindestens einem Jahrtausend, wenn nicht noch länger, von der Geschichte und dem Leben der übrigen Menschheit abge-

schnitten. Schon ein kurzer Kontakt konnte die Ousters-Kultur in große Schwierigkeiten bringen.

»Wir werden hinfliegen und sehen, ob wir helfen können ... und bei der Gelegenheit unsere Vorräte ergänzen, wenn das möglich ist«, sagte Dem Lia freundlich und fällte damit die Entscheidung. »Saigyô, wenn wir die stärksten Bremswerte ansetzen, die möglich sind, ohne die inneren Sperrfelder zu sehr zu belasten, wie lange brauchen wir dann noch zu einem Rendezvouspunkt, der fünftausend Klicks vom Waldring entfernt ist?«

»Siebenunddreißig Stunden«, antwortete die KI.

»Damit wären wir sieben Tage und ein paar Stunden vor dieser hässlichen Maschine dort«, meinte Oam Rai.

»Teufel«, sagte Dr. Sam, »diese Maschine könnte auch ein Apparat sein, den die Ousters gebaut haben, um durch die Schockfelder der Heliosphäre zum Roten Riesen zu fliegen. Eine Art hässliche Straßenbahn.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach die junge Den Soa, der die Ironie des älteren Mannes entgangen war.

»Nun, die Ousters haben uns jedenfalls bemerkt«, sagte Patek Georg, der sich mit den Sensoren des Schiffs verbunden hatte. »Saigyô, schalte doch bitte wieder die Fenster ein, mit der gleichen Vergrößerung wie vorhin.«

Plötzlich war der Raum vom Licht der Sterne und von Sonnenlicht erfüllt, das der verflochtene orbitale Waldring reflektierte. Er ähnelte einer riesigen Bohnenranke und schmiegte sich rings um den hellen weißen Stern. Nur dass jetzt ein neues Detail auf dem Bild zu sehen war.

»Ist das eine Übertragung in Echtzeit?«, flüsterte Dem Lia.

»Ja«, bestätigte Saigyô. »Die Ousters haben offenbar den Strahl unseres Fusionstriebwerks bemerkt, als wir in das Sy-

stem eingedrungen sind. Jetzt kommen sie uns entgegen, um uns zu begrüßen.«

Tausende, wenn nicht Zehntausende flatternder Lichter hatten den Waldring verlassen und lösten sich wie schillernde Libellen oder funkelnende Spinnennetze aus dem Dickicht der riesigen Blätter, der Borke und der Atmosphäre. Viele tausend Lichtpunkte waren unterwegs und näherten sich der *Helix*.

»Könntest du das Bild noch etwas vergrößern?«, fragte Dem Lia.

Eigentlich hatte sie sich an Saigyô gewandt, doch Kem Loi hatte sich bereits in die Optik des Schiffs eingeklinkt und schaltete um.

Schmetterlinge aus Licht. Flügel, die hundert, zweihundert oder fünfhundert Kilometer weit aufgespannt werden konnten, fingen den Sonnenwind ein und schwebten auf den Kraftlinien des Magnetfelds, das von dem kleinen, hellen Stern ausging. Es waren mehr als nur Zehntausende geflügelter Engel oder Dämonen aus Licht, es waren Hunderttausende. Mindestens einige hunderttausend waren es.

»Wollen wir hoffen, dass sie uns freundlich gesonnen sind«, sagte Patek Georg.

»Wollen wir hoffen, dass wir uns noch mit ihnen verständigen können«, flüsterte die junge Den Soa. »Ich meine ... in den letzten fünfzehnhundert Jahren können sie ihre eigene Evolution in wer weiß was für eine Richtung gelenkt haben.«

Dem Lia legte die flache Hand auf den Tisch. Nicht sehr nachdrücklich, aber laut genug, dass alle es hören konnten. »Ich schlage vor, wir stellen die Spekulationen ein und hoffen das Beste und bereiten uns unterdessen auf die Begegnung vor, die stattfinden wird in ...« Sie hielt inne.

»In siebenundzwanzig Stunden und acht Minuten, wenn die Ousters in gleicher Weise weiterfliegen, um uns zu treffen«, warf Saigyô sofort ein.

»Res Sandre«, sagte Dem Lia leise, »könnten Sie mit Ihrer Antriebs-KI dafür sorgen, dass die letzte Phase unseres Bremseschubes sanft genug ist, damit wir nicht Zehntausende dieser Ousters verbrennen, die kommen, um uns zu begrüßen? Das wäre ein schlechter Beginn für eine diplomatische Kontaktaufnahme.«

»Falls sie in feindlicher Absicht kommen«, sagte Patek Georg, »wäre der Fusionsantrieb die stärkste Waffe, die wir überhaupt ...«

Dem Lia unterbrach ihn. Sie sprach leise, doch es war klar, dass sie keinen Widerspruch duldet. »Keine Diskussionen über einen Krieg gegen diese Ousters-Zivilisation, solange deren Motive nicht klar sind. Patek, Sie können alle Verteidigungseinrichtungen des Schiffs überprüfen, aber ich will in der Gruppe keine Diskussionen mehr über Offensivmaßnahmen, solange Sie und ich nicht unter vier Augen darüber gesprochen haben.«

Patek Georg neigte den Kopf.

»Gibt es sonst noch Fragen oder Anmerkungen?«, fragte Dem Lia. Niemand hatte etwas vorzubringen.

Die neun Menschen erhoben sich vom Tisch und gingen ihren Aufgaben nach.

Vierundzwanzig mehr oder weniger schlaflose Stunden später stand Dem Lia allein und groß wie eine Göttin mitten im System des weißen Sterns. Die G8-Sonne loderte nur wenige Meter von ihrer Schulter entfernt, der geflochtene Weltenbaum war so nahe, dass sie ihn mit ausgestreckter Hand hätte berühren

und die göttliche Hand darum legen können. In Höhe ihrer Brust strömten die hunderttausend glänzenden Flügel zur *Helix*, deren Bremsstrahl inzwischen fast unsichtbar war. Dem Lia schwebte im freien Raum, ihre Füße standen im leeren schwarzen Welt Raum, die Sterne und Sternbilder bildeten eine riesige Kuppel über ihr, und die Nebel der Milchstraße hüllten sie ein.

Auf einmal gesellte sich Saigyô zu ihr. Der Mönch aus dem 10. Jahrhundert nahm seine gewohnte Haltung im virtuellen Raum ein: Im Schneidersitz schwebte er respektvoll einige Meter von Dem Lia entfernt knapp über der Ekliptik. Er trug kein Hemd und war barfuß, und sein runder Bauch bekräftigte die wohlwollende Ausstrahlung des runden Gesichts, der blinzenden Augen und der geröteten Wangen.

»Die Ousters fliegen so anmutig mit dem Sonnenwind«, murmelte Dem Lia.

Saigyô nickte. »Sie bemerken sicher, dass sie eigentlich auf den Schockwellen reiten, die sich an den Kraftlinien des Magnetfeldes orientieren. Dadurch können sie eine erstaunliche Geschwindigkeit erreichen.«

»Ich habe es gehört, aber ich habe es noch nicht gesehen«, sagte Dem Lia. »Könntest du ...«

Sofort verwandelte sich das Sonnensystem, in dem sie standen, in ein Gewirr magnetischer Kraftfelder, die von dem weißen G8-Stern ausgingen, zuerst gekrümmt und dann gerade und in gleichmäßigen Abständen wie eine Batterie von Laserlanzen. Die Bildschirme zeigten dieses filigrane Muster der Magnetfelder in roter Farbe. Blaue Linien zeichneten die unzähligen Bahnen nach, auf denen die kosmischen Strahlen aus der ganzen Galaxis ins System eindrangen. Sie richteten sich an den Magnetfeldern aus und wanden sich wie zuckende Lachse, um

stromauf zu wandern und im Herzen der weißen Sonne zu laichen. Dem Lia bemerkte, dass die Magnetfelder, die vom Nordpol und Südpol der Sonne ausgingen, verknotted und verschlungen waren und die kosmischen Strahlen abwehrten, die sonst sehr leicht an den geraden Feldlinien der Pole hätten eindringen können. Dem Lia dachte an Spermien, die sich zu einem strahlenden Ei kämpften und von heftigen Sonnenwinden und den magnetischen Wellen fortgetrieben wurden, weggeblasen von Schockwellen, die an den Feldlinien entlangliefen, als hätte jemand kräftig einen Draht geschüttelt oder eine Peitsche knallen lassen.

»Es ist stürmisch«, sagte Dem Lia, als sie sah, dass viele Ousters bockend, unruhig und unstet auf den Schockwellen der Ionen, Magnetfelder und der kosmischen Strahlen flogen. Mit Flügeln, die wie strahlende Kraftfelder wirkten, trieben sie im Sonnenwind zuerst nach draußen und dann auf den Magnetfeldern wieder zurück, bis sie schließlich mit den Schockwellen wieder vorwärts stürmten, wenn ein stärkerer Ausbruch von Sonnenwinden die trägen Wellen vor ihnen aufpeitschte und einen energetischen Wirbelsturm erzeugte, der sie aus dem System herauszog, um gleich darauf wieder wie eine schwere Brandung zum lohenden Strand der G8-Sonne zurückzulaufen.

Die Ousters fanden sich anscheinend mühelos in dieser verwirrenden Geometrie, zwischen den roten Linien der Magnetfelder, den gelben Linien der Ionen, den blauen Linien der kosmischen Strahlen und den rollenden Wellenbergen der Schockwellen zurecht. Dem Lia blickte nach draußen zu der Region, wo die aufwallende Heliosphäre des Roten Riesen der brodelnden Heliosphäre des hellen G8-Sterns begegnete. Der Sturm von Licht und Farben erinnerte sie an einen phosphores-

zierenden Ozean, dessen in vielen Schattierungen schimmernde Wellen sich an den Klippen eines ähnlich farbenfrohen, mächtigen Kontinents aus brodelnder Energie brachen. Ein rauer Ort.

»Schalte die normale Anzeige wieder ein«, sagte Dem Lia, und sofort waren die Sterne, der Waldring und die flatternden Ousters und die bremsende *Helix* wieder zu sehen – die letzten beiden Elemente allerdings nicht maßstabgetreu und daher verschwommen.

»Saigyô«, ordnete Dem Lia an, »bitte lade die anderen KIs hierher ein.«

Der lächelnde Mönch zog eine schmale Augenbraue hoch.
»Alle? Hierher? Und jetzt gleich?«

»Ja.«

Bald darauf erschienen sie im Abstand von jeweils ein oder zwei Sekunden und verdichteten sich zu sichtbaren Gestalten.

Zuerst kam Lady Murasaki, die noch kleiner war als die zierliche Dem Lia. Sie trug ein dreitausend Jahre altes Gewand und einen Kimono, den die Kommandantin atemberaubend fand. *Welche Schönheit man auf der Alten Erde doch für selbstverständlich gehalten hat*, dachte Dem Lia. Lady Murasaki verneigte sich höflich und steckte die kleinen Hände in die Ärmel des Mantels. Ihr Gesicht war beinahe weiß geschminkt, die Lippen und Augen waren stark nachgezeichnet und das lange schwarze Haar war so vortrefflich frisiert, dass Dem Lia, die ihre Haare meist kurz trug, sich nicht vorzustellen wagte, welche Arbeit es machte, diese Flut von Haaren zu kämmen, zu Zöpfen zu flechten, zu formen und zu waschen und mit Nadeln und Spangen festzustecken.

Eine Sekunde später schritt Ikkyû ohne jede Unsicherheit durch den leeren Raum auf der anderen Seite der virtuellen *He-*

lix. Diese KI hatte für sich die Gestalt eines lange verstorbenen Zen-Dichters gewählt. Ikkyû sah aus wie ein siebzigjähriger Mann, größer als die meisten Japaner und fast kahl, mit Sorgenfalten auf der Stirn und Lachfalten um die strahlenden Augen. Vor dem Flug hatte Dem Lia die Geschichtsdatenbank des Schiffs konsultiert und sich über den Mönch, Dichter, Musiker und Kalligraphen aus dem 15. Jahrhundert informiert. Anscheinend hatte sich der historische, wirkliche Ikkyû im Alter von siebzig Jahren in eine blinde Sängerin verliebt, die genau vierzig Jahre jünger war als er, und die jüngeren Mönche in helle Aufregung versetzt, als er seine Geliebte in den Tempel holte, wo sie mit ihm leben sollte. Dem Lia mochte Ikkyû.

Basho erschien als Nächster. Der große Haiku-Dichter erschien als ungelenker japanischer Bauer aus dem siebzehnten Jahrhundert. Er trug den kegelförmigen Hut und die Holzpantinen, die seinen Beruf sofort erkennen ließen. Unter den Fingernägeln hatte er stets etwas Erde.

Ryôkan trat anmutig in den Kreis. Er trug wundervolle Gewänder von einem erstaunlichen Blau mit goldenen Borten. Sein langes Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden.

»Ich habe euch alle so rasch hierhergebeten, weil unsere Begegnung mit den Ousters recht schwierig werden könnte«, verkündete Dem Lia ernst. »Ich habe den Logdaten entnommen, dass einer von euch sich dagegen ausgesprochen hat, aus dem Hawkingraum hier herunter zu wechseln, um auf das Notsignal zu reagieren.«

»Das war ich«, sagte Basho. Er sprach modernes Post-Pax-Englisch, doch seine Stimme knirschte wie Kies und war so kehlig wie das Grunzen eines Samurai.

»Warum?«, fragte Dem Lia.

Basho machte mit seiner dünnen Hand eine unbestimmte Geste. »Die Prioritäten, die in der Programmierung gesetzt wurden, erfassen dieses Ereignis nicht. Ich hielt es für eine zu große potenzielle Gefahr, wobei andererseits zu wenig Nutzen hinsichtlich unseres Ziels zu erwarten war, eine kolonisierbare Welt zu finden.«

Dem Lia deutete zu den Schwärmen der Ousters, die sich dem Schiff näherten. Sie waren nur noch wenige tausend Kilometer entfernt. Seit mehr als einem Standardtag sendeten sie schon Friedensbotschaften über die alten Funkfrequenzen. »Bist du immer noch der Ansicht, es sei zu gefährlich?«, fragte sie die große KI.

»Ja«, bestätigte Basho.

Dem Lia nickte und runzelte die Stirn. Es war immer beunruhigend, wenn die KIs in einem wichtigen Punkt nicht einer Meinung waren, doch aus diesem Grund hatten die Aeneaner sie nach dem Zusammenbruch des TechnoCore autonom belassen. Und deshalb gab es fünf Stimmen.

»Die anderen haben das Risiko offenbar für akzeptabel gehalten?«

Lady Murasaki antwortete mit leiser, unterwürfiger Stimme, es war beinahe ein Flüstern. »Wir sahen dies als exzellente Möglichkeit, Nahrungsmittel und Frischwasser aufzunehmen, während die kulturellen Implikationen eher Überlegungen und Handlungen von Ihrer Seite als Entscheidungen von uns erforderten. Das riesige Raumschiff haben wir allerdings erst in diesem System entdeckt, als wir den Hawkingraum bereits verlassen hatten. Es hätte unsere Entscheidung möglicherweise beeinflusst.«

»Dies ist eine menschliche Ousters-Kultur, ziemlich sicher mit einem beträchtlichen Anteil von Tempelrittern in der Bevölkerung, die mindestens seit den früheren Tagen der Hegemonie,

wenn nicht länger, keinen Kontakt mehr mit dem Universum der Menschen hatte«, erklärte Ikkyû voller Begeisterung. »Dies könnte der am weitesten entfernte Vorposten der alten Hegira, wenn nicht der ganzen Menschheit sein. Eine wundervolle Gelegenheit, etwas Neues zu lernen.«

Dem Lia nickte ungeduldig. »Wir werden in ein paar Stunden den Rendezvouspunkt erreichen. Ihr habt die Funksprüche gehört – sie sagen, sie grüßen uns und wollen reden, und wir haben höflich geantwortet. Unsere Dialekte sind ähnlich genug, dass die Translatorperlen sie in einer direkten Begegnung verarbeiten können. Aber wie können wir herausfinden, ob sie tatsächlich friedliche Absichten haben?«

Ryôkan räusperte sich. »Wir dürfen nicht vergessen, dass vor mehr als tausend Jahren die sogenannten Kriege mit den Ousters provoziert wurden – zuerst von der Hegemonie und dann vom Pax. Die ersten Siedlungen der Ousters im tiefen Weltraum waren friedliche Orte, und diese entlegene Kolonie dürfte nichts von den Konflikten wissen.«

Saigyô, der bequem im Nichts saß, kicherte. »Wir dürfen freilich auch nicht vergessen, dass die Ousters, diese friedlichen, an den Raum angepassten Menschenwesen, während der Pax-Kriege gelernt haben, sich zu verteidigen und Fackelschiffe zu bauen und zu benutzen. Sie haben Kriegsschiffe mit modifiziertem Hawking-Antrieb konstruiert und kannten Plasmawaffen, und einige haben sogar Gideon-Antriebswaffen des Pax erbeutet.« Er winkte mit beiden nackten Armen. »Wir haben die anrückenden Ousters gescannt, und keiner von ihnen hat eine Waffe. Nicht einmal einen Holzspeer.«

Dem Lia nickte. »Kem Loi hat mir die astronomischen Daten gezeigt, aus denen hervorgeht, dass ihr Saatschiff schon früh

vom Ring weggerissen wurde, wo es festgemacht hatte. Wahrscheinlich bereits wenige Jahre oder gar Monate, nachdem sie angekommen waren. Dieses System hat keine Asteroiden, und die Oort'sche Wolke ist diffus und weit außerhalb ihrer Reichweite. Es ist denkbar, dass sie weder Metall noch eine Industrie besitzen.«

»Madam«, wandte Basho mit besorgtem Gesicht ein, »wie können wir das wissen? Die Ousters haben ihre Körper stark genug verändert, um Kraftfeldflügel zu erzeugen, die sich über Hunderte von Kilometern erstrecken können. Wenn sie dem Schiff nahe genug sind, könnten sie theoretisch den Plasmaeffekt aller Flügel zusammenfassen und versuchen, die Schutzfelder zu durchbrechen und das Schiff anzugreifen.«

»Von Engelsflügeln zu Tode geprügelt«, überlegte Dem Lia leise. »Welch ausgefallene Art zu sterben.«

Die KIs schwiegen.

»Wer arbeitet unmittelbar mit Patek Georg Dem Mio an den Verteidigungsmaßnahmen?«, fragte Dem Lia schließlich.

»Ich«, erklärte Ryôkan.

Dem Lia hatte diese Antwort erwartet. *Gott sei Dank, dass es nicht Basho ist*, dachte sie bei sich. Patek Georg war auch für sich allein schon paranoid genug, wenn es um die Sicherheit ging.

»Welche Empfehlungen gibt Patek für die unmittelbare Begegnung zwischen Ousters und uns, die in ein paar Minuten stattfinden wird?«, fragte Dem Lia nach.

Die KI zögerte nur einen winzigen Moment. Die KIs wussten, was Diskretion und Loyalität gegenüber den Menschen bedeutete, mit denen sie besonders eng zusammenarbeiteten, doch sie begriffen auch, welche Autorität die gewählte Kommandantin des Schiffs besaß.

»Patek Georg wird eine Erweiterung des Schutzfeldes der Klasse zwanzig um hundert Kilometer empfehlen«, sagte Ryôkan leise. »Alle Energiewaffen sollen auf Bereitschaft geschaltet werden und schon vorab auf dreihundertneuntausendzweihundertfünf sich nähernde Ousters ausgerichtet werden.«

Dem Lia zog die Augenbrauen ein wenig hoch. »Wie lange würde es denn dauern, bis unsere Systeme diese dreihunderttausend Ziele zerstört haben?«

»Zwei Komma sechs Sekunden«, sagte Ryôkan.

Dem Lia schüttelte den Kopf. »Ryôkan, bitte richte Patek Georg aus, dass wir darüber gesprochen haben und dass ich entschieden habe, dass das Schutzfeld nicht hundert Kilometer, sondern nur einen Kilometer vor dem Schiff gehalten wird. Es kann bei Klasse zwanzig bleiben, die Ousters können die Stärke erkennen, und das ist gut so. Doch die Waffensysteme des Schiffs werden die Ousters jetzt nicht erfassen. Wahrscheinlich können sie auch unsere Zielerfassung wahrnehmen. Ryôkan, du kannst mit Patek Georg so viele Gefechtssimulationen durchführen, wie ihr es für richtig haltet, aber leitet keine Energie in die Energiewaffen und nehmt keine Zielerfassung vor, solange ich nicht den Befehl dazu gegeben habe.«

Ryôkan verneigte sich. Basho scharrete mit den virtuellen Holzpantinen, doch er sagte nichts.

Lady Murasaki wedelte mit einem Fächer vor ihrem Gesicht herum. »Sie wollen ihnen vertrauen«, meinte sie leise.

Dem Lia lächelte nicht. »Nicht ganz und gar. Es gibt kein absolutes Vertrauen. Ryôkan, überwache mit Patek Georg das Schutzfeld, und wenn ein Ouster versucht, das Schutzfeld mit konzentriertem Plasma von seinen Solarflügeln aufzubrechen,

dann geht ihr auf Kampfklasse fünfunddreißig und dehnt das Feld sofort auf fünfhundert Kilometer aus.«

Ryôkan nickte. Ikkyû lächelte leicht und sagte: »Das wird aber eine Menge Ousters mächtig in Fahrt bringen, Madam. Ihre persönlichen Energiesysteme können bei so einem Schock vielleicht nicht einmal die Lebenserhaltung gewährleisten, und sie würden sicher eine halbe AE oder mehr fortfliegen, ohne bremsen zu können.«

Dem Lia nickte. »Das ist dann ihr Problem. Ich glaube aber nicht, dass es so weit kommen muss. Danke für das Gespräch.«

Die sechs menschlichen Gestalten blendeten sich aus.

Die Begegnung verlief friedlich und ergiebig.

Die erste Frage, die zwanzig Stunden vorher von den Ousters an die *Helix* geschickt worden war, lautete: »Seid ihr Pax?«

Dem Lia und die anderen waren zunächst verblüfft. Sie hatten angenommen, diese Leute hätten schon vor dem Aufstieg den Kontakt mit der Menschheit verloren. Dann meinte der Elfenbeinmann Jon Mikail Dem Alem: »Der Gemeinsame Augenblick. Es muss der Gemeinsame Augenblick gewesen sein.«

Die neun Menschen sahen einander schweigend an. Jeder begriff, dass Aeneas »Gemeinsamer Augenblick« während ihrer Qualen und während ihrer Ermordung durch den Pax und den TechnoCore von jedem Menschen im gesamten Raum der Menschen wahrgenommen worden war. Die Resonanz in der Bindenden Leere hatte die Gedanken, Erinnerungen und das Wissen der sterbenden jungen Frau als empathische Impulse über die Kanäle im Quantenraum des Universums transportiert.

Einen kleinen Augenblick lang waren alle Wesen, die ursprünglich von den Menschen der Alten Erde abstammten, ge-

eint gewesen. Aber hier draußen? So viele Tausende von Lichtjahren entfernt?

Dem Lia wurde plötzlich bewusst, wie albern dieser Gedanke war. Aeneas Gemeinsamer Augenblick musste vor beinahe fünf Jahrhunderten über den Quantenraum der Bindenden Leere das ganze Universum erfasst und auch fremde Rassen und Kulturen berührt haben, die für die menschliche Raumfahrt und Kommunikation unerreichbar waren. Zugleich war dem empathischen Austausch, der seit fast zwölf Milliarden Jahren zwischen denkenden und empfindenden Wesen im Gange war, die erste bewusste menschliche Äußerung hinzugefügt worden. Die meisten dieser Rassen waren schon vor langer Zeit ausgelöscht worden oder hatten sich über die ursprünglichen Gestalten hinaus entwickelt, wie Dem Lia von den Aeneanern erfahren hatte, doch die Erinnerungen waren immer noch als empathische Resonanz in der Bindenden Leere spürbar.

Selbstverständlich hatten auch die Ousters vor fünfhundert Jahren den Gemeinsamen Augenblick aufgefangen.

»Nein, wir sind keine Pax«, hatte die *Helix* an die mehr als dreihunderttausend anfliegenden Ousters zurückgefunkt. »Der Pax wurde vor etwa vierhundert Standardjahren vernichtet.«

»Gibt es Anhänger Aeneas bei euch an Bord?«, lautete die nächste Frage der Ousters.

Dem Lia und die anderen hatten geseufzt. Vielleicht hatten diese Ousters verzweifelt auf einen aeneanischen Botschafter gewartet, auf einen Propheten, auf jemanden, der ihnen das Sakrament von Aeneas DNS brachte, damit sie ebenfalls Aeneaner werden konnten.

»Nein«, hatte die *Helix* zurückgefunkt. »Es gibt hier keine Anhänger von Aenea.« Dann hatten sie versucht, die Amoiete

Spectrum Helix zu erklären, und erwähnt, dass die Aeneaner geholfen hatten, das Schiff zu bauen und auf die lange Reise vorzubereiten.

Nach einem längeren Schweigen hatten die Ousters schließlich gefunkt: »Ist denn jemand an Bord, der Aenea oder ihren Geliebten Endymion noch persönlich gekannt hat?«

Wieder sahen die neun einander ratlos an. Saigyô, der sich ein Stück vom Konferenztisch entfernt im Schneidersitz auf den Boden gehockt hatte, ergriff das Wort. »Niemand an Bord ist Aenea persönlich begegnet«, sagte er leise. »Was die Spectrum-Familie angeht, die Raul Endymion geholfen hat und die ihn versteckt hat, als er krank auf Vitus-Gray-Balianus B weilte, so wurden zwei der Ehepartner dort im Krieg mit dem Pax getötet – eine der Mütter, Dem Ria, und der biologische Vater Alem Mikal Dem Alem. Der Sohn, der aus dieser Triade hervorging – ein Junge namens Bin Ria Dem Loa Alem – wurde ebenfalls beim Bombardement des Pax getötet. Alem Mikals Tochter aus einer früheren Triaden-ehe wurde vermisst und für tot erklärt. Die überlebende Frau der Triade, Dem Loa, nahm das Sakrament und wurde einige Wochen nach dem Gemeinsamen Augenblick eine Aeneanerin. Sie farcastete von Vitus-Gray-Balianus B und kehrte nie zurück.«

Dem Lia und die anderen warteten, denn sie wussten, dass die KI nicht so weit ausgeholt hätte, wenn es nicht noch mehr zu berichten gäbe.

Saigyô nickte. »Wie es der Zufall will, ist die junge Tochter Ces Ambre, die angeblich beim Massaker an Spectrum-Helix-Zivilisten auf dem Pax-Stützpunkt Bombasino getötet wurde, in Wirklichkeit mit mehr als tausend anderen Kindern und Jugendlichen von der Welt evakuiert worden. Sie sollte auf St. Theresa, der letzten Bastion des Pax, als wiedergeborene Pax-Christin

erzogen werden. Ces Ambre litt an der Kruziform und wurde von einem Kader religiöser Wächter neun Jahre lang beaufsichtigt, bis die Welt von den Aeneanern befreit wurde. Erst da erfuhr Dem Lia, dass ihre Tochter überlebt hatte.«

»Haben sie sich wiedergesehen?«, fragte die junge Den Soa, die attraktive Diplomatin. Sie hatte Tränen in den Augen. »Hat Ces Ambre sich von der Kruziform befreit?«

»Es gab ein Wiedersehen«, bestätigte Saigyô. »Dem Loa hastete hinüber, sobald sie hörte, dass ihre Tochter noch lebte. Ces Ambre entschloss sich, die Kruziform von den Aeneanern entfernen zu lassen, doch sie berichtete, sie habe nicht Aeneas DNS-Sakrament von ihrer Stiefmutter annehmen wollen, um selbst Aeneanerin zu werden. Ihre Akte besagt, dass sie nach Vitus-Gray-Balianus B zurückkehren wollte, um die Überreste der Kultur zu sehen, aus der sie entführt worden war. Sie lebte und arbeitete dort fast sechzig Standardjahre lang als Lehrerin. Sie nahm das blaue Band ihrer früheren Familie an.«

»Sie erlitt die Kruziform, doch sie entschied sich, keine Aeneanerin zu werden«, murmelte Kem Loi, die Astronomin, als wollte sie es nicht glauben.

»Sie ist also an Bord und liegt im Tiefschlaf«, sagte Dem Lia.

»Ja«, bestätigte Saigyô.

»Wie alt war sie, als wir an Bord gegangen sind?«, fragte Patek Georg.

»Fünfundneunzig Standardjahre«, sagte die KI und lächelte. »Aber wie allen anderen wurden auch ihr in den Jahren vor dem Abflug die Segnungen der aeneanischen Medizin zuteil. Ihre körperliche Erscheinung und ihre geistigen Fähigkeiten entsprechen denen einer Frau von Anfang sechzig.«

Dem Lia rieb sich über die Wange. »Saigyô, bitte wecke die Bürgerin Ces Ambre. Den Soa, könnten Sie bei ihr sein, wenn sie aufwacht, und ihr die Situation erklären, bevor die Ousters zu uns kommen? Diese Ousters scheinen sich mehr für jemanden zu interessieren, der Aeneas Mann kannte, als für die Spectrum Helix.«

»Zu jener Zeit war es noch der zukünftige Gatte«, berichtigte der Elfenbeinmann Jon Mikail, der manchmal etwas pedantisch war: »Raul Endymion war noch nicht mit Aenea vermählt, als er sich kurz auf Vitus-Gray-Balianus B aufhielt.«

»Es ist mir eine Ehre, bei Ces Ambre zu bleiben, bis wir die Ousters treffen«, sagte Den Soa mit breitem Lächeln.

Die große Masse der Ousters blieb auf Distanz, etwa fünfhundert Kilometer entfernt, und drei Botschafter wurden an Bord gebracht. Über Funk hatte man gemeldet, dass die drei ohne Unbehagen zu verspüren ein Zehntel der normalen Schwerkraft aushalten konnten, und so wurde das Schutzfeld der anmutigen Solariumkugel direkt hinter und über der Brücke auf diesen Wert gesetzt, und die passenden Stühle und Lampen wurden bereitgestellt. Die Menschen der *Helix* hielten es für besser, während des Gesprächs ein Gefühl für oben und unten zu behalten. Den Soa fügte hinzu, dass die Ousters sich dort oben zwischen den Grünpflanzen wahrscheinlich wohl fühlen dürften. Das Schiff morphte im Dach des großen Solariums eine Luftschieleuse, und dann wartete man auf die Ankunft der beiden langsam fliegenden Ousters, die einen dritten, kleineren in einer Art durchsichtigem Raumanzug mitschleppten. Die Ousters, die im Ring lebten, atmeten reinen Sauerstoff, deshalb war die Atmosphäre im Solarium entsprechend umgestellt worden. Dem Lia fühlte sich

ein wenig euphorisch, als die Ousters eintrafen und die eigens für sie angepassten Stühle in Beschlag nahmen. Sie fragte sich, ob es am Sauerstoff lag oder an der ungewöhnlichen Begegnung.

Als sie auf ihren Stühlen saßen, studierten die Ousters zunächst ihre Gesprächspartner von der Spectrum Helix – Dem Lia, Den Soa, Patek Georg, den Psychologen Peter Delen Dem Tae und Ces Ambre, eine attraktive Frau mit kurzem weißem Haar, die ihre Hände sittsam im Schoß gefaltet hatte. Die ehemalige Lehrerin hatte darauf bestanden, ihre volle Bekleidung und das blaue Band anzulegen. Einige an strategischen Stellen eingenähte Klettbänder sorgten dafür, dass ihr Gewand nicht bei jedem Schritt hochwallte und sich wie ein Ballon vom Boden hob.

Die Ousters-Delegation war eine interessante Auswahl verschiedener Typen. Links, im höchst komplizierten Niedrig-G-Sessel, saß ein echter, an den Weltraum angepasster Ouster. Er wurde als Far Rider vorgestellt und war beinahe vier Meter groß. Neben ihm fühlte Dem Lia sich noch winziger als sonst, und die Vertreter der Spectrum-Helix waren ohnehin eher klein und stämmig; dies allerdings nicht, weil sie Jahrhunderte auf Planeten mit hoher Schwerkraft gelebt hatten, sondern einfach nur, weil die Gene ihrer Vorfahren es so wollten. Nicht nur wegen seiner Größe, sondern auch aus mancherlei anderen Gründen wirkte dieser riesige, an den Weltraum angepasste Ouster nicht sonderlich menschenähnlich. Die Gliedmaßen waren kaum mehr als lange Spinnenbeine, die am schmalen Rumpf befestigt waren. Die Finger des Mannes waren gut und gern zwanzig Zentimeter lang, und jeder Quadratzentimeter seines Körpers – der unter dem eng anliegenden, Schweiß absorbirenden Schutzanzug beinahe nackt wirkte – war von einem kör-

pereigenen Kraftfeld bedeckt, das im Grunde eine Verstärkung der natürlichen menschlichen Aura darstellte. Auf diese Weise konnte er auch im tiefsten Vakuum überleben. Die Höcker auf und an seinen Schultern waren die Sender, mit denen er seine Kraftfeld-Flügel ausbreiten konnte, um den Sonnenwind und die Magnetfelder einzufangen. Auch sein Gesicht war genetisch verändert worden und erinnerte kaum noch an ein menschliches Antlitz. Die Augen waren schwarze Schlitze hinter riesigen Nickhäuten, er hatte keine Ohren, sondern Gitter an den Seiten des Kopfes, hinter denen Empfänger saßen, und der Mund war ein schmaler Spalt ohne sichtbare Lippen. Die Kommunikation erfolgte über Sendedrüsen im Hals.

Die Delegation der Spectrum Helix hatte diese Ouster-Anpassungen natürlich bemerkt und sich mit unauffälligen Ohrhörern ausgerüstet, die nicht nur Far Riders Sendesignale auffangen konnten, sondern außerdem auch noch die Kommunikation mit den KIs auf einem gesicherten Frequenzband erlaubten.

Der zweite Ouster war nur teilweise an den Weltraum angepasst, und die Ähnlichkeit mit einem Menschen war etwas stärker. Er war drei Meter groß und dürr und spinnengliedrig, doch das dauerhafte ektoplasmische Kraftfeld fehlte ihm. Seine Augen und das Gesicht waren schmal, aber stark ausgeprägt, und er hatte kein Haar. Er sprach das frühe Netz-Englisch nahezu akzentfrei. Er hieß Keel Redt und wurde als Zweigmeister und Historiker vorgestellt. Offensichtlich war er der Sprecher der Gruppe, vielleicht sogar ihr Anführer.

Links neben dem Zweigmeister saß eine Tempelritterin, eine junge Frau mit dem unbehaarten Schädel, dem zierlichen Knochenbau, den leicht asiatischen Zügen und den großen Augen, die allen Tempelrittern gemein waren. Sie trug die traditionelle

braune Robe und die Haube und stellte sich als Wahre Stimme des Baumes Reta Kasteen vor. Ihre Stimme war weich und auf eine eigenartige Weise melodisch.

Nachdem die Spectrum-Helix-Delegation sich vorgestellt hatte, bemerkte Dem Lia, dass die Ousters und die Tempelritterin Ces Ambre einige Sekunden lang anstarrten. Die alte Frau lächelte liebenswürdig.

»Wie konnten Sie mit so einem Schiff so weit fliegen?«, fragte der Zweigmeister Keel Redt.

Dem Lia erklärte, warum sie beschlossen hatten, weit entfernt vom Raum der Aeneaner und der Menschen eine neue Kolonie der Amoiete Spectrum Helix zu gründen. Darauf folgte die unvermeidliche Frage nach den Ursprüngen der Amoiete-Spectrum-Helix-Kultur, und Dem Lia erzählte die Geschichte so knapp wie möglich.

»Wenn ich Sie also recht verstehe«, sagte die Wahre Stimme des Baumes Reta Kasteen, »dann beruht Ihre ganze Gesellschaftsordnung auf einer Oper, einem Werk also, das der Unterhaltung diente und das vor mehr als sechshundert Standardjahren nur ein einziges Mal aufgeführt wurde?«

»Nicht unsere *gesamte* Gesellschaftsstruktur beruht darauf«, antwortete Den Soa der Tempelritterin. »Kulturen wachsen natürlich und passen sich an veränderte Bedingungen und Erfordernisse an. Aber die wichtigsten philosophischen Grundlagen und die Strukturen unserer Kultur waren tatsächlich in jener einzigen Vorstellung des Philosophen, Komponisten und holistischen Künstlers Halpul Amoiete enthalten.«

»Und was hat dieser ... dieser Dichter dazu gesagt, dass eine Gesellschaft auf der Grundlage seiner Multimedia-Oper errichtet wurde?«, fragte der Zweigmeister.

Es war eine heikle Frage, doch Dem Lia lächelte nur. »Wir werden es nie erfahren. Bürger Amoiete ist nur einen Monat nach der Premiere seiner Oper beim Bergsteigen ums Leben gekommen. Die ersten Gemeinschaften der Spectrum Helix sind erst zwanzig Standardjahre später entstanden.«

»Verehren Sie diesen Mann?«, fragte der Zweigmeister Keel Redt.

Diesmal antwortete Ces Ambre. »Nein. Kein Angehöriger der Spectrum Helix hat Halpul Amoiete je vergöttert, doch wir haben seinen Namen in den Namen unserer Gesellschaft übernommen. Außerdem achten wir die menschlichen Werte und die Ziele des menschlichen Wachstums, die er dank seiner Kunst in dieser einzigartigen, außergewöhnlichen Vorführung beschreiben konnte.«

Der Zweigmeister nickte und schien zufrieden.

Saigyô flüsterte Dem Lia etwas ins Ohr. »Sie senden Bild und Ton auf einem sehr schmalen Band. Das Signal wird von den Ousters draußen aufgefangen und in den Waldring übertragen.«

Dem Lia betrachtete die drei vor ihr sitzenden Gäste, schließlich wanderte ihr Blick zu Far Rider, dem vollständig an den Weltraum angepassten Ouster. Die menschlichen Augen waren hinter den an eine Schutzbrille erinnernden Nickhäuten, mit denen er beinahe wie ein Insekt aussah, kaum zu erkennen. Saigyô hatte Dem Lias Blick bemerkt und flüsterte weiter in ihr Ohr. »Ja. Er ist derjenige, der sendet.«

Dem Lia hob die Hand und legte die Fingerspitzen an die Lippen, um zu verbergen, dass sie lautlos antwortete. »Könnt ihr die Sendungen verfolgen?«

»Ja, natürlich«, sagte Saigyô. »Sehr primitiv. Sie senden nur das Bild und den Ton dieses Treffens, es gibt keine Subkanäle

für Daten und keine Rückmeldung von den Ousters hier in der Nähe oder im Waldring.«

Dem Lia nickte leicht. Da die *Helix* ebenfalls das Treffen mitschnitt, wozu auch Infrarotaufnahmen, Magnetabtastung der Gehirnströme und ein Dutzend andere verborgene, aber recht aufdringliche Beobachtungsverfahren zählten, konnte sie den Ousters kaum vorwerfen, dass auch sie das Treffen aufzeichneten. Plötzlich errötete sie. Infrarot. Körperscans mit hochenergetischen Strahlen. Magnetresonanzabtastung der Gehirnströme. Der völlig an den Weltraum angepasste Ouster konnte alle diese Sondierungen *sehen* – denn der Mann, falls man ihn überhaupt noch so nennen konnte, lebte in einer Umgebung, in der er den Sonnenwind sehen, die magnetischen Kraftlinien spüren und den Ionenstrahlen und der kosmischen Strahlung folgen konnte, die im Vakuum um ihn und durch ihn strömte. Unauffällig gab Dem Lia einen Befehl. »Schalte alle Sensoren im Solarium außer den Holokameras ab.«

Saigyôs Schweigen gab ihr zu verstehen, dass der Befehl ausgeführt wurde.

Dem Lia bemerkte, dass Far Rider plötzlich blinzelte, als habe jemand ein grelles Licht abgeschaltet, das ihn geblendet hatte. Der Ouster sah Dem Lia an und nickte leicht. Der eigenartige Mundschlitz, von der Welt abgeschirmt durch das Kraftfeld und das durchsichtige ektodermale Hautplasma, zuckte und verzog sich zu einem Ausdruck, den die Spectrumfrau geneigt war für ein Lächeln zu halten.

Die junge Tempelritterin Reta Kasteen ergriff schließlich als Erste wieder das Wort. »... sind wir also durch das gegangen, was später das Weltnetz werden sollte, und verließen den Raum der Menschen etwa um die Zeit, als die Hegemonie aufkam. Kurz

nachdem die erste Hegira endete, sind wir im Centauri-System aufgebrochen. In regelmäßigen Abständen fiel unser Saatschiff in den realen Raum zurück – auf dem Weg nach draußen gesellten sich die Tempelritter von God's Grove zu uns –, und so bekamen wir Fatline-Nachrichten und ab und zu auch Informationen aus erster Hand über die Entwicklung der Weltennetz-Gesellschaft. Wir flogen immer weiter nach draußen.«

»Warum so weit?«, wollte Patek Georg wissen.

Der Zweigmeister antwortete ihm. »Das ist recht einfach. Das Schiff hatte eine Fehlfunktion. Es hielt uns Jahrhunderte im Kälteschlaf, während das Programm Welten ignorierte, die für einen orbitalen Weltenbaum infrage gekommen wären. Als das Schiff schließlich seinen Irrtum bemerkte – zwölfhundert von uns waren bereits in den Fugenkapseln gestorben, die für einen so langen Betrieb überhaupt nicht vorgesehen waren –, geriet es in Panik und verließ in jedem System den Hawkingraum und stieß auf zahlreiche Sterne, die keinen Tempelritter-Baumring aufnehmen konnten und die für Ousters tödlich gewesen wären. Aus den Logbüchern des Schiffs wissen wir, dass es uns beinahe in einem Doppelsternsystem abgesetzt hätte, das aus einem roten Riesen und einem sich nähernden schwarzen Loch bestand, von dem der Stern verschlungen wurde.«

»Das System hat sicher einen beeindruckenden Anblick geboten«, meinte Den Soa mit einem kleinen Lächeln.

Auch der Zweigmeister lächelte. »Ja, in den wenigen Wochen oder Monaten, die wir dort hätten überleben können, hätten wir diesen Anblick sicher genießen können. Aber das Schiff nahm sein letztes bisschen Vernunft zusammen, machte einen letzten Sprung und fand die perfekte Lösung – dieses Doppelsternsystem mit der Heliosphäre des weißen Sterns, in dem

wir Ousters überleben konnten, und hier war sogar bereits ein Baumring konstruiert worden.«

»Wie lange ist das her?«, fragte Dem Lia.

»Etwas mehr als zwölfhundertdreißig Standardjahre«, sendete Far Rider.

Die Tempelritterin beugte sich vor und setzte ihren Bericht fort. »Als Erstes entdeckten wir, dass dieser Baumring nichts mit der Genetik gemein hatte, die wir auf God's Grove entwickelt hatten, um unsere eigenen, wunderschönen und geheimen Sternenbäume zu bauen. Diese DNS war fremdartig gebaut und funktionierte auf eine unbekannte Weise. Jeder Versuch, daran herumzupfuschen, hätte den ganzen Baumring töten können.«

»Sie hätten doch rings um den fremden oder darüber einen eigenen Baumring wachsen lassen können«, sagte Ces Ambre. »Oder Sie hätten eine Sternenbaum-Sphäre bauen können, wie es andere Ousters schon getan haben.«

Die Wahre Stimme des Baumes Reta Kasteen nickte. »Wir hatten gerade damit begonnen – die Diversifizierung der pro-rogenischen Wachstumskeime begann nur ein paar hundert Kilometer vom Standort des Saatschiffs in den fremden Blättern und Ästen entfernt, als ...« Sie hielt inne, als müsse sie nach den richtigen Worten suchen.

»Als der Zerstörer kam«, warf Far Rider ein.

»Der Zerstörer wäre das Schiff, das wir jetzt gerade im Anflug auf Ihren Ring beobachten können?«, fragte Patek Georg.

»Genau«, antwortete Far Rider. Die beiden Silben klangen, als habe er sie ausgespuckt.

»Das Ungeheuer aus der Hölle«, fügte der Zweigmeister hinzu.

»Es hat Ihr Saatschiff zerstört«, sagte Dem Lia. Damit war erklärt, warum die Ousters anscheinend kein Metall hatten und

warum es rings um den fremden keinen von Tempelrittern angelegten Baumring gab.

Far Rider schüttelte den Kopf. »Es hat unser Saatschiff *verschlungen* und dazu mehr als achtundzwanzigtausend Kilometer des Baumrings – jedes Blatt, jede Frucht, jede Sauerstoffkapsel, jede Wasserranke und sogar die protogenischen Keimzellen.«

»Damals gab es erheblich weniger an den freien Raum angepasste Ousters als heute«, ergänzte Reta Kasteen. »Die Angepassten versuchten, die anderen zu retten, doch viele tausend fanden beim ersten Besuch des Zerstörers den Tod ... der Verschlinger ... die Maschine. Wir haben viele Namen dafür.«

»Das Schiff aus der Hölle«, sagte der Zweigmeister, und Dem Lia wurde bewusst, dass er es ganz wörtlich meinte, als habe sich um den Hass auf diese Maschine eine Religion entwickelt.

»Wie oft kommt es?«, fragte Den Soa.

»Alle siebenundfünfzig Jahre«, sagte die Tempelritterin.
»Ganz exakt.«

»Und es kommt vom Roten Riesen?«, fragte Den Soa.

»Ja«, sendete Far Rider. »Es kommt vom Höllenstern.«

»Wenn Sie die Flugbahn kennen«, sagte Dem Lia, »dann müssten Sie doch schon lange vor dem Eintreffen bestimmen können, welche Teile Ihres Waldrings es verschlingen oder zerstören wird. Könnten Sie nicht einfach dort die Kolonialisierung einstellen oder wenigstens die betroffenen Gebiete evakuieren? Schließlich dürfte der größte Teil des Baumrings unbesiedelt sein. Die Oberfläche des Rings muss so groß sein wie eine halbe Million Alte Erden oder Hyperions.«

Der Zweigmeister Keel Redt zeigte wieder sein schmales Lächeln. »Ungefähr in diesem Augenblick – sieben oder acht

Standardtage vor dem Eintreffen – schließt der Zerstörer den Bremsvorgang ab und führt trotz seiner Masse eine Reihe komplizierter Manöver durch, die ihn zu dem am dichtesten bevölkerten Teil des Rings bringen werden. Es ist immer ein dicht bevölkertes Gebiet. Vor einhundertvier Jahren führte ihn der Endanflug zu einem Gebiet mit vielen Sauerstoffkapseln, indem sich mehr als zwanzig Millionen unserer nicht völlig an den Weltraum angepassten Ousters ihr Heim und alles eingerichtet hatten, was sie brauchten – Reiseröhren, Brücken, Türme, Plattformen in der Größe von Städten, künstlich gezüchtete Lebenserhaltungskapseln, die seit über sechshundert Standardjahren herangezogen worden waren.«

»Alles zerstört«, ergänzte die Wahre Stimme des Baumes Reta Kasteen bekümmert. »Verschlungen. Geerntet.«

»Gab es viele Verluste an Menschenleben?«, fragte Dem Lia leise.

Far Rider schüttelte den Kopf und übermittelte die Antwort über seinen Sender. »Millionen voll an den Weltraum angepasster Ousters haben sich versammelt, um die Sauerstoffatmer zu evakuieren. Weniger als einhundert fanden den Tod.«

»Haben Sie versucht, mit der ... mit der Maschine in Kontakt zu treten?«, wollte Peter Delen Dem wissen.

»Schon vor Jahrhunderten«, antwortete Reta Kasteen. Ihre Stimme bebte. »Wir haben Funk, Richtstrahler, Maser und die paar Holosender benutzt, die wir noch besitzen. Far Riders Volk hat sogar die Flügel benutzt. Zu Tausenden haben sie versucht, mit den Bewegungen einen einfachen mathematischen Code zu übermitteln.«

Die fünf Vertreter von der Amoiete Spectrum Helix warteten.

»Erfolglos«, fuhr der Zweigmeister schließlich tonlos fort. »Die Maschine kommt, sie sucht sich eine dicht bevölkerte Gegend des Rings aus und verschlingt alles, was sie dort findet. Eine Antwort haben wir nie bekommen.«

»Wir glauben, dass sie vollautomatisch arbeitet und sehr alt ist«, sagte Reta Kasteen. »Vielleicht Millionen von Jahren alt. Sie arbeitet immer noch die Programme ab, die entwickelt wurden, als der fremde Ring gebaut wurde. Sie erntet riesige Bereiche des Rings ab, Äste und Zweige und Röhren mit Millionen Gallonen des vom Baum hergestellten Wassers ... dann kehrt sie zum roten Stern zurück und kommt nach einer Weile wieder zu uns.«

»Früher haben wir geglaubt, der Rote Riese besitze noch einen Planeten«, meinte Far Rider. »Einen Planeten, der sich womöglich jenseits der bösen Sonne befindet und unseren Blikken verborgen bleibt. Eine Welt, die diesen Ring als Nahrungsquelle gebaut hat, vielleicht schon bevor die G2-Sonne sich in einen Roten Riesen verwandelt hat, und die Maschine setzt nun die Ernte fort, obwohl uns das in solche Not bringt. Aber nein, es gibt keinen solchen Planeten. Wir glauben jetzt, dass der Zerstörer ganz allein arbeitet, nur noch aufgrund einer alten, wenn auch überholten Programmierung. Er erntet die Abschnitte des Rings und zerstört aus keinem bestimmten Grund unsere Siedlungen. Was oder wer auch immer im System des Roten Riesen gelebt hat, ist längst geflohen.«

Dem Lia wünschte, Kem Loi, ihre Astronomin, sei zugegen. Sie war auf der Brücke und schaute von dort aus zu. »Wir haben bei unserem Anflug in dieses Doppelsternsystem keine Planeten bemerkt«, beteuerte die Kommandantin mit dem grünen Band. »Es ist höchst unwahrscheinlich, dass irgendeine Welt, die Le-

ben tragen konnte, die Verwandlung von einem G2-Stern in den Roten Riesen überstanden hätte.«

»Dennoch fliegt der Zerstörer bei jeder Reise sehr nahe an diesem schrecklichen roten Stern vorbei«, sagte der Zweigmeister der Ousters. »Vielleicht gibt es dort noch irgendeine Art künstlich erhaltener Lebenssphäre – eine Siedlung im Raum oder ausgehöhlte Asteroiden. Eine Umgebung, die diesen Pflanzenring braucht, damit die Bewohner überleben können. Aber das entschuldigt nicht dieses Gemetzel.«

»Wenn sie die Fähigkeit hatten, so eine Maschine zu bauen, hätten sie einfach aus dem System fliehen können, als die G2-Sonne instabil wurde«, überlegte Patek Georg. Der Mann mit dem roten Band sah Far Rider an. »Haben Sie versucht, die Maschine zu zerstören?«

Der lippenlose Mund unter dem Ektofeld verzog sich zu einem Lächeln, und Far Riders Gesicht erinnerte an eine Eidechse. »Schon oft. Viele tausend Ousters sind dabei gestorben. Die Maschine hat eine Energieverteidigung, die uns in etwa hunderttausend Kilometern Entfernung zu Asche verbrennt.«

»Das könnte ein einfacher Schutzschirm gegen Meteore sein«, warf Dem Lia ein.

Far Riders Lächeln wurde noch breiter, und es sah entsetzlich aus. »Wenn das zutrifft, ist es zugleich eine sehr wirkungsvolle Tötungsmaschine. Mein Vater ist beim letzten Angriff ums Leben gekommen.«

»Haben Sie versucht, zum Roten Riesen zu fliegen?«, fragte Peter Delen.

»Wir haben kein Raumschiff mehr«, antwortete die Tempelritterin.

»Und mit Ihren eigenen Solarflügeln?«, fragte Peter. Im Kopf rechnete er sich aus, dass ein solcher Flug zusammen mit dem

Rückflug Jahre dauern würde – Jahrzehnte sogar, wenn man nur mit dem Sonnenwind segeln konnte. Aber es war ein Unternehmen, das in der Lebensspanne eines Ousters unterzubringen war.

Far Rider hob die Hand mit den spindeldürren Fingern und zog sie waagerecht durch die Luft, als wollte er jede weitere Diskussion im Keim ersticken. »Die Turbulenzen in der Heliosphäre sind zu stark. Dennoch haben wir es Hunderte Male versucht – wir haben Expeditionen ausgesandt, bei denen Dutzende aufbrachen und keiner oder nur einige wenige zurückkehrten. Mein Bruder ist vor sechs Ihrer Standardjahre bei einem solchen Versuch gestorben.«

»Far Rider selbst wurde schwer verletzt«, fügte Reta Kasteen leise hinzu. »Achtundsechzig von uns, die mit dem tiefen Weltraum besonders erfahren waren, brachen auf – und nur zwei kehrten zurück. Es brauchte alles, was von unserer medizinischen Kunst noch vorhanden war, um Far Riders Leben zu retten. Er musste zwei Jahre in einer Kapsel mit Nährlösung verbringen, um zu genesen.«

Dem Lia räusperte sich. »Was sollen wir nun für Sie tun?«

Die Ousters und die Tempelritterin beugten sich vor. Der Zweigmeister Keel Redt antwortete für sie alle. »Sie sind inzwischen wie wir zu der Ansicht gekommen, dass der Rote Riese keine bewohnbaren Planeten mehr hat. Schalten Sie den Zerstörer aus. Vernichten Sie die Erntemaschine. Retten Sie uns vor dieser sinnlosen, überholten, endlosen Plage. Wir werden Sie so gut belohnen, wie wir können – Nahrung, Früchte, so viel Wasser, wie Sie für Ihre Reise brauchen, fortschrittliche Gentechnik, unser Wissen über benachbarte Systeme, was Sie wollen.«

Die Vertreter der Spectrum Helix wechselten einen Blick. Schließlich sagte Dem Lia: »Wenn Sie hier einstweilen gut auf-

gehoben sind, würden sich vier von uns gern für eine kleine Weile entschuldigen, um über Ihren Vorschlag zu beraten. Ces Ambre kann bei Ihnen bleiben und mit Ihnen reden, wenn Sie das wünschen.«

Der Zweigmeister machte eine Geste mit seinen beiden langen Armen und den riesigen Händen. »Wir sind hier gewiss gut aufgehoben. Und wir freuen uns sehr über diese Gelegenheit, mit der ehrwürdigen M. Ambre zu sprechen – mit der Frau, die den Gatten Aeneas getroffen hat.«

Dem Lia bemerkte, dass Reta Kasteen, die junge Tempelritterin, über diese Aussicht genauso erfreut schien wie die anderen.

»Und dann werden Sie uns Ihre Entscheidung mitteilen, ja?«, sendete Far Rider. Sein wächsner Körper, die riesigen Augenlider und fremdartige Physiognomie jagten Dem Lia einen kalten Schauder über den Rücken. Er war ein Geschöpf, das sich von Licht ernährte, er besaß die Fähigkeit, elektromagnetische Sonnensegel hundert Kilometer weit aufzuspannen, er konnte seine Atemluft, seine Ausscheidungen und sein Wasser im eigenen Körper recyceln, und er lebte in einer Umgebung, in der ungeheure Kälte mit großer Hitze wechselte, in einem Vakuum mit harter Strahlung. Die Menschheit hatte seit den ersten Hominiden in Afrika auf der Alten Erde einen weiten Weg zurückgelegt. *Und wenn wir nein sagen, dachte Dem Lia, werden mehr als dreihunderttausend wütende, an den Raum angepasste Ousters, die aussehen wie er, auf unser Spinschiff herabstoßen – ähnlich wie die aufgebrachten Hawaiianer ihren Zorn an Captain James Cook ausließen, als er sie dabei erwischte, wie sie die Nägel aus seinem Schiffsrumpf zogen. Der gute Kapitän wurde auf grausame Weise getötet, sein Leichnam wurde ausgeweidet, verbrannt und in kleinen Stücken gekocht.* Aber kaum

war Dem Lia dieser Gedanke gekommen, da wusste sie schon, dass ihre Befürchtungen gegenstandslos waren. Diese Ousters würden die *Helix* nicht angreifen. Das sagte ihr ihre Intuition. *Und falls sie es doch tun, dachte sie, werden unsere Waffen sie in zwei Komma sechs Sekunden verdampfen lassen.* Schuldbe-wusst und beinahe schwindlig von ihren eigenen Gedanken ver-abschiedete sie sich und fuhr mit den drei Gefährten im Aufzug zur Brücke hinunter.

»Sie haben ihn tatsächlich selbst gesehen?«, fragte die Wahre Stimme des Baums Reta Kasteen ein wenig atemlos. »Sie haben Aeneas Mann gesehen?«

Ces Ambre lächelte. »Ich war damals vierzehn Standard-jahre alt. Es ist schon lange her. Er farcastete von Welt zu Welt und blieb ein paar Tage im Haus meiner zweiten Triaden-Eltern, weil er krank war. Er hatte einen Nierenstein. Die Pax-Soldaten hielten ihn unter Arrest, bis sie jemanden schicken konnten, der ihn verhören sollte. Meine Eltern halfen ihm bei der Flucht. Es waren nur wenige Tage, und es ist schon viele Jahre her.« Sie lächelte wieder. »Und vergessen Sie nicht, dass er damals noch nicht Aeneas Mann war. Er hatte noch nicht das Sakrament ihrer DNS genommen, und ihm war noch nicht einmal klar, was ihr Blut und ihre Lehren der Menschheit schenken konnten.«

»Aber Sie haben ihn mit eigenen Augen gesehen«, drängte der Zweigmeister Keel Redt.

»Ja. Er war im Koma und hatte große Schmerzen. Die Pax-Soldaten hatten ihn auf dem Bett meiner Eltern mit Handschel- len gefesselt.«

Reta Kasteen beugte sich etwas vor. »Hatte er denn ... hatte er eine Art Aura?«, flüsterte sie.

»Oh, aber gewiss doch«, kicherte Ces Ambre. »Bis meine Eltern ihn mit einem Schwamm abwuschen. Er hatte eine so lange, anstrengende Reise hinter sich.«

Die beiden Ousters und die Tempelritterin lehnten sich enttäuscht zurück.

Ces Ambre beugte sich vor und tätschelte das Knie der Tempelritterin. »Entschuldigen Sie, dass ich so frivol bin. Ich weiß ja, welch wichtige Rolle Raul Endymion in der Geschichte spielt. Aber es ist schon so lange her, es herrschte große Verwirrung und ich war damals auf Vitus-Gray-Balianus B ein rebellisches Mädchen, das die Spectrum-Gemeinschaft verlassen und in einer benachbarten Pax-Stadt die Kruziform nehmen wollte.«

Jetzt fuhren die drei sogar erschrocken zurück, und den beiden Gesichtern, die fähig waren, Gefühle zu zeigen, sah man das Entsetzen an. »Sie wollten das ... diesen ... diesen *Parasiten* freiwillig in Ihren Körper nehmen?«

In Aeneas Gemeinsamem Augenblick hatten alle Menschen auf der ganzen Welt gesehen und erfasst, sie hatten zur Gänze verstanden, wie es um die Realität der »unsterblichen Kruziform« tatsächlich bestellt war – es war eine parasitäre Ansammlung von KI-Knoten, die im realen Raum einen TechnoCore erschufen. Dazu benutzten sie nach Belieben die Neuronen und Synapsen aller Wirtskörper, wobei sie oft sogar den menschlichen Wirt umbrachten und das neuronale Netz in dem Augenblick nutzten, in dem es am schöpferischsten war – in den letzten Sekunden der neuronalen Auflösung vor dem Tod.

Die Kirche konnte anschließend die TechnoCore-Technologie benutzen, um den menschlichen Körper wiederzuerwecken, und mit jedem Tod und jeder Erweckung wurde der Kruziform-Parasit stärker und bildete sein Netzwerk weiter aus.

Ces Ambre zuckte mit den Achseln. »Damals schien es ein Weg zur Unsterblichkeit zu sein. Und eine Chance, aus unserem staubigen kleinen Dorf zu entkommen und in die richtige Welt überzuwechseln, in die Welt des Pax.«

Die drei Ousters-Diplomaten sahen sie aus großen Augen an.

Ces Ambre hob die Hände und öffnete ihr Gewand am Hals weit genug, um ihnen den oberen Teil der Narbe zu zeigen, die zurückgeblieben war, als die Aeneaner ihre Kruziform entfernt hatten. »Ich wurde auf eine der verbliebenen Pax-Welten verschleppt und blieb neun Jahre lang der Kruziform unterworfen«, sagte sie so leise, dass ihre Stimme kaum bis zu den drei Diplomaten drang. »Und diese Zeit lag überwiegend *nach* Aeneas Gemeinsamem Augenblick, nach der unmissverständlichen Enthüllung, dass der Core beabsichtigte, uns mit diesen verabscheuungswürdigen Dingen zu versklaven.«

Die Wahre Stimme des Baumes Reta Kasteen nahm Ces Ambres alte Hände. »Dennoch haben Sie sich geweigert, eine Aeneanerin zu werden, als Sie befreit wurden. Sie wollten sich dem anschließen, was von Ihrer alten Kultur noch vorhanden war.«

Ces Ambre lächelte. Sie hatte Tränen in den Augen, die auf einmal viel älter wirkten. »Ja. Ich dachte, ich sei es meinem Volk schuldig, weil ich es in der Krise im Stich gelassen hatte. Jemand musste doch die Spectrum-Helix-Kultur fortführen. Wir hatten in den Kriegen so viele Menschen verloren. Wir haben sogar noch mehr verloren, als die Aeneaner uns die Gelegenheit gaben, uns ihnen anzuschließen. Es ist schwer, dem Wunsch zu widerstehen, so etwas wie ein Gott zu werden.«

Far Rider gab ein Grunzen von sich, das wie statisches Rauschen klang. »Das ist von dem Zerstörer abgesehen unsere

größte Angst. Heute lebt niemand mehr im Waldring, der den Gemeinsamen Augenblick erlebt hat, doch die Einzelheiten sind uns noch im Bewusstsein – die wundervollen Einblicke in die Empathie und die einenden Kräfte der Bindenden Leere, Aeneas Wissen, dass viele Aeneaner überall im Universum zum 'casten fähig sein würden – zum Frei'casten. Nun, die Kirche von Aenea ist hier gewachsen, und mindestens ein Viertel unserer Bevölkerung ist bereit, ihre Ousters- oder Tempelritter-Herkunft zu vergessen und binnens einer Sekunde zu Aeneanern zu werden.«

Ces Ambre rieb sich die Wange und lächelte wieder. »Dann ist wohl offensichtlich, dass keine Aeneaner dieses System besucht haben. Sie dürfen nicht vergessen, dass Aenea selbst darauf bestanden hat, es dürfe keine Kirche der Aenea geben, keine Verehrung oder Überhöhung oder Anbetung. Das ist im Gemeinsamen Augenblick in ihren Gedanken mehr als deutlich zum Ausdruck gekommen.«

»Das ist uns bekannt«, sagte Reta Kasteen. »Aber wo Wahlmöglichkeiten und Wissen fehlen, greifen Kulturen oft zur Religion. Und die Möglichkeit, dass ein Aeneaner bei Ihnen an Bord sein könnte, war ein Grund dafür, dass wir Ihr großes Schiff mit solcher Begeisterung und solchem Bangen begrüßt haben.«

»Aeneaner kommen nicht mit dem Raumschiff«, meinte Ces Ambre leise.

Die drei anderen nickten. »Wenn und falls dieser Tag je kommen sollte«, sendete Far Rider, »wird es dem individuellen Bewusstsein jedes Ousters oder Tempelritters vorbehalten sein, die Entscheidung zu treffen. Was mich angeht, so werde ich immer auf den großen Wellen des Sonnenwindes reiten.«

Dem Lia und die anderen drei kehrten zurück.

»Wir haben beschlossen, Ihnen zu helfen«, verkündete sie.
»Aber wir müssen uns beeilen.«

Um keinen Preis hätten Dem Lia und die anderen acht Menschen oder die fünf KIs es riskiert, die *Helix* einer direkten Konfrontation mit dem »Zerstörer« oder der »Erntemaschine« auszusetzen, oder wie auch immer die Ousters ihre Nemesis nannten. Es war kein Zufall, dass die 3000 lebenserhaltenden Kapseln mit den 684.300 im Kälteschlaf liegenden Spectrum-Helix-Pionieren eiförmig waren. Diese Kultur hatte, ganz wörtlich gesprochen, alle ihre Eier in einen einzigen Korb gelegt, und der durfte nicht in die Schlacht geschickt werden. Basho und einige andere KIs waren bereits wegen der Nähe des anrückenden Ernteschiffs beunruhigt. Raumschlachten konnten ohne weiteres über 28 AE hinweg gefochten werden. Traditionelle Laser, Energieanzen oder Partikelstrahlen brauchten mehr als hundertsechs- und neunzig Minuten, um diese Distanz zu überwinden, aber die Hegemonie, der Pax und die Ousters hatten hyperkinetische Geschosse entwickelt, die im Hawkingraum fliegen konnten. So konnte man ein Raumschiff zerstören, ehe das Radar überhaupt den Anflug einer Rakete zur Kenntnis nahm. Da diese »Erntemaschine« mit Unterlichtgeschwindigkeit ihre Runden drehte, war es unwahrscheinlich, dass sie überlichtschnelle Waffen mitführte, doch »unwahrscheinlich« ist ein Wort, das seit undenklichen Zeiten schon viele Planungen zunichte gemacht und viele Krieger das Leben gekostet hat.

Auf Bitten der Ingenieure von Spectrum Helix hatten die Aeneaner die *Helix* streng modular aufgebaut. Wenn sie ihren paradiesischen Planeten, der um eine ideale Sonne kreiste, erreicht hatte, sollten sich die Abschnitte voneinander lösen und

sich in Sonden, Flugzeuge, Landegleiter, Tauchfahrzeuge und Raumstationen verwandeln. Jede der dreitausend Kapseln konnte mit eigener Kraft landen und eine eigene Kolonie gründen, aber man hatte geplant, eng benachbarte Landeplätze anzusteuern, nachdem die neue Welt gründlich erforscht war. Wenn die *Helix* ihre Kapseln, Module, Sonden und Shuttles, die Brücke und den zentralen Fusionsreaktor abgelöst und abgesetzt hatte, würde nicht mehr viel im Orbit bleiben außer dem riesigen Hawkingantrieb, der über Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende von automatisierten Wartungsprogrammen und Robotern funktionstüchtig gehalten werden sollte.

»Wir nehmen die Forschungssonde und untersuchen den Zerstörer«, sagte Dem Lia. Die Sonde war eins der kleineren Module, eher ans absolute Vakuum als an den Atmosphärenflug angepasst, auch wenn sie sich in beschränktem Ausmaß verwandeln und anpassen konnte. Verglichen mit den meisten friedfertigen Komponenten der *Helix* war die Sonde bis an die Zähne bewaffnet.

»Dürfen wir Sie begleiten?«, fragte der Zweigmeister Keel Redt. »Kein Angehöriger unseres Volkes ist bisher lebend näher als hunderttausend Kilometer an die Maschine herangekommen.«

»Unbedingt«, stimmte Dem Lia zu. »Die Sonde kann dreißig bis vierzig Personen aufnehmen, und von unserem Schiff werden nur drei mitfliegen. Wir werden das innere Schutzfeld auf ein zehntel G einstellen und die Sitze für Sie herrichten.«

Die Sonde ähnelte eher einem alten Fackel-Kampfschiff als irgendetwas anderem. Mit zweihundertfünfzig G Beschleunigung näherte sie sich der anfliegenden Maschine, die internen Sperr-

felder waren auf unendliche Redundanz eingestellt, die äußersten auf Klasse 12, das Maximum. Dem Lia steuerte das Schiff. Den Soa bemühte sich unterdessen mit allen verfügbaren Mitteln, mit dem riesigen Schiff Kontakt aufzunehmen. Er schickte Friedensbotschaften auf allen Kanälen von primitiven Funkwellen bis zu modulierten Tachyonenstrahlen. Es gab keine Antwort. Patek Georg Dem Mio war über seine virtuellen Nabelschnüre auf seiner Liege mit den Verteidigungs- und Angriffsvorrichtungen verbunden. Die Passagiere saßen hinten in der engen Brücke der Sonde und sahen zu. Saigyô hatte beschlossen, die Expedition zu begleiten. Sein korpulentes Hologramm hockte mit nackter Brust und untergeschlagenen Beinen in der Nähe des großen Sichtfensters auf einem Pult. Dem Lia vergewisserte sich, dass ihre Flugbahn nicht direkt auf das Ungeheuer zielte, weil es möglicherweise eine Meteoritenabwehr besaß. Wenn sie die augenblickliche Flugbahn beibehielten, würden sie das Schiff um zehntausend Kilometer oberhalb der Ekliptik verfehlt.

»Sein Radar hat uns erfasst«, sagte Patek Georg, als sie noch sechshunderttausend Kilometer entfernt waren und den Bremsvorgang einleiteten. »Passives Radar. Kein Waffenleitsystem. Anscheinend tastet es uns nur mit einem einfachen Radar ab. Es kann aber auf diese Weise nicht erkennen, ob hier bei uns lebendige Passagiere an Bord sind oder nicht.«

Dem Lia nickte. »Saigyô«, sagte sie leise, »bitte ändere in einer Entfernung von zweihunderttausend Kilometern unsere Flugbahn, damit wir auf Rendezvouskurs mit dem Ding kommen.« Der pummelige Mönch nickte.

Etwas später änderte sich das Arbeitsgeräusch der Schubdüsen und des Hauptantriebs der Sonde, die Sterne kippten weg

und das Bild der riesigen Maschine füllte das Hauptfenster aus. Der Ausschnitt war vergrößert, als wären sie nur noch fünfhundert Kilometer von dem Raumschiff entfernt. Das Ding war unglaublich hässlich und ausschließlich fürs Vakuum gebaut, es hatte vorne Metallzähne und rotierende Klingen in Gehäusen, die an die Mandibeln von Insekten erinnerten. Der Rest sah aus wie das Wrack einer alten Raumkolonie, die ohne Planung Jahrtausende lang gewachsen war, übersät mit Warzen, Wucherungen, Vorsprüngen, Geschwüren und Gerüsten.

»Entfernung jetzt bei hundertdreundachtzigtausend Kilometern, wir kommen rasch näher«, sagte Patek Georg.

»Seht nur, wie stark es geschwärzt ist«, flüsterte Den Soa.

»Und es ist abgenutzt«, funkte Far Rider. »Kein Angehöriger unseres Volkes hat es je aus solcher Nähe erblickt. Seht nur die Schichten von Kratern in den dicken Kohlenstoffablagerungen. Es sieht aus wie ein alter schwarzer Mond, der lange Zeit dem Beschuss winziger Meteoriten ausgesetzt war.«

»Aber es wurde wohl repariert«, bemerkte der Zweigmeister mürrisch. »Es funktioniert ja noch.«

»Entfernung jetzt hundertzwanzigtausend Kilometer und schrumpfend«, meldete Patek Georg. »Zum Radar ist jetzt ein Feuerleitradar dazugeschaltet.«

»Defensivmaßnahmen?«, fragte Dem Lia leise.

Saigyô antwortete ihr. »Das Klasse-12-Feld ist aktiv und unendlich redundant. GPB-Deflektoren aktiviert. Hyperkinetische Abwehraketens bereit. Plamaschilde auf Maximum. Abwehraketens scharf und unter positiver Kontrolle.« Letzteres bedeutete, dass Dem Lia und Patek gemeinsam das Kommando geben mussten, die Raketen abzufeuern. Falls die menschlichen Passagiere getötet wurden, traf Saigyô die Entscheidung allein.

»Entfernung hundertfünftausend Kilometer, schrumpfend«, sagte Patek Georg. »Relative Geschwindigkeit sinkt auf hundert Meter pro Sekunde. Drei weitere Zielerfassungsradarsysteme sind aufgeschaltet.«

»Weitere Sendungen?«, fragte Dem Lia. Man hörte ihrer Stimme die Spannung an.

»Negativ«, sagte Den Soa an ihrer virtuellen Konsole. »Die Maschine ist anscheinend, abgesehen vom primitiven Radar, völlig blind und taub. Keinerlei Lebenszeichen an Bord. Die interne Kommunikation zeigt, dass sie ... eine Art von Intelligenz besitzt, aber keine echte KI. Es sind eher Computer. Viele Gruppen von physikalischen Computern.«

»Physikalische Computer!«, rief Dem Lia schockiert. »Meinen Sie Silizium ... Chips ... diese Steinzeittechnologie?«

»Oder knapp darüber«, bestätigte Den Soa mithilfe ihres Pults. »Wir fangen Zugriffe auf magnetische Blasenspeicher auf, aber nichts, was höher entwickelt wäre.«

»Hunderttausend Kilometer ...«, begann Patek Georg, dann unterbrach er sich. »Die Maschine schießt auf uns.«

Die äußeren Schutzfelder flackerten weniger als eine Sekunde.

»Ein Dutzend CPB und zwei primitive Laserlanzen«, sagte Patek Georg, der seine virreale Sicht nutzte. »Sehr schwach. Ein Klasse-Eins-Feld hätte sie mühelos abfangen können.«

Wieder flackerte das Schutzfeld. »Die gleiche Kombination, die Energie ist aber etwas schwächer.«

Noch ein Flackern.

»Erneut niedrigere Energie«, sagte Patek. »Das Ding gibt uns alles, was es hat, und braucht dabei seine Energie auf. Es ist mit hoher Sicherheit eine Meteoritenabwehr.«

»Wir wollen nicht leichtsinnig werden«, warnte Dem Lia.
»Wir müssen prüfen, welche Verteidigungseinrichtungen es hat.«

Den Soa sah sie schockiert an. »Sie wollen es doch nicht angreifen?«

»Wir müssen feststellen, ob wir es angreifen *können*«, sagte Dem Lia. »Patek und Saigyô, bitte schießt eine Lanze auf die obere Ecke dieses Vorsprungs dort ...« Sie deutete mit ihrem Laserstift auf einen schwarzen, von Kratern übersäten Vorsprung, der ein zwei Kilometer hoher Wärmeableiter sein konnte und wie eine Flosse geformt war. »Und eine hyperkinetische Rakete ...«

»Aber *Kommandantin!*«, protestierte Den Soa.

Dem Lia sah die junge Frau an und legte einen Finger auf die Lippen. »Eine hyperkinetische Rakete ohne Plasma-Gefechtskopf, gezielt auf die vorderste untere Kante dieser Maschine, auf einen Punkt, der in etwa der Lippe des Schlunds entsprechen müsste.«

Patek Georg wiederholte das Kommando für die KI. Die Zielkoordinaten wurden angezeigt und bestätigt.

Das CPB schlug fast augenblicklich ein und riss ein siebzig Meter großes Loch in den Wärmetauscher.

»Es hat ein Feld mit der Stärke null Komma sechs vorgelegt«, berichtete Patek Georg. »Das scheint die höchste Verteidigungsstufe zu sein.«

Die hyperkinetische Rakete drang durch das Schutzfeld, wie ein Messer durch Butter gleitet, und schlug einen Augenblick später ein. Sie drang durch sechzig Meter geschwärzten Metalls und trat durch die Einlassöffnung der Erntemaschine wieder aus. Alle, die an Bord waren, beobachteten den stummen Einschlag und das Schwindel erregende Durcheinander von ver-

dampfendem Metall, das vom Aufschlagpunkt wegflog, und die Gischt von Schutt, die aus der Austrittsöffnung geflogen kam. Die riesige Maschine reagierte nicht.

»Wenn wir den Gefechtskopf auf der Rakete gelassen hätten«, murmelte Dem Lia, »und wenn wir auf den Rumpf gezielt hätten, hätten wir jetzt eine tausend Kilometer große explodierende Erntemaschine vor uns.«

Der Zweigmeister Keel Redt beugte sich im Liegesitz vor. Trotz des Schwerkraftfeldes von einem zehntel G waren alle Liegen mit Haltesystemen ausgestattet. Seines war aktiviert.

»Bitte«, sagte der Ouster, während er sich gegen die Gurte und Luftpolster wehrte. »Tötet sie jetzt. Haltet sie sofort auf.«

Dem Lia drehte sich um und sah die beiden Ousters und die Tempelritterin an. »Noch nicht«, sagte sie. »Zuerst müssen wir zur *Helix* zurückkehren.«

»Wir werden noch mehr wertvolle Zeit verlieren«, sendete Far Rider. Was er dabei empfand, war nicht zu erkennen.

»Ja«, bestätigte Dem Lia. »Aber wir haben noch mehr als sechs Standardtage, bevor sie mit der Ernte beginnt.«

Die Sonde beschleunigte und entfernte sich rasch von dem schwarzen, mit Kratern übersäten Ungeheuer, das eine frische Narbe hatte.

»Dann werdet ihr es nicht zerstören?«, fragte der Zweigmeister, als die Sonde mit hoher Geschwindigkeit zur *Helix* zurückkehrte.

»Nicht jetzt gleich«, antwortete Dem Lia. »Die Maschine erfüllt für das Volk, das sie gebaut hat, möglicherweise immer noch irgendeinen Zweck.«

Die junge Tempelritterin war anscheinend den Tränen nahe. »Aber Ihre eigenen Instrumente – die viel besser sind als unsere

Teleskope – haben Ihnen doch gezeigt, dass der Rote Riese keine Planeten mehr hat.«

Dem Lia nickte. »Andererseits haben Sie selbst die Möglichkeit erwähnt, dass es Raumkolonien, abgeschirmte Städte oder ausgehöhlte Asteroiden geben könnte ... unsere Erkundung war weder gründlich noch vollständig. Unser Schiff ist unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen in dieses System eingedrungen, und dabei kam es uns nicht darauf an, die Umgebung des Roten Riesen möglichst gründlich zu erforschen.«

»Wegen einer so geringen Wahrscheinlichkeit wollen Sie so viele von unserem Volk opfern?«, fragte der Zweigmeister mit tonloser, harter Stimme.

Saigyô flüsterte Dem Lia über den Subaudio-Kreis unhörbar für die anderen etwas ins Ohr. »Die KIs haben Szenarien entwickelt, dass mehrere Millionen Ousters mit ihren Solarflügeln einen konzentrierten Angriff auf die *Helix* unternehmen könnten.«

Dem Lia erwiderte den Blick des Zweigmeisters und wartete.

»Das Schiff könnte sie abwehren«, schloss die KI, »doch es besteht eine echte Möglichkeit, dass uns Schaden zugefügt wird.«

Schließlich antwortete Dem Lia dem Zweigmeister. »Wir werden mit der *Helix* zum Roten Riesen fliegen. Sie drei dürfen uns gern begleiten.«

»Wie lange wird der Flug hin und zurück dauern?«, wollte Far Rider wissen.

Dem Lia wandte sich an Saigyô. »Neun Tage unter maximalem Fusionsschub«, erklärte die KI. »Dies wäre ein riskantes Manöver im Perihel, bei dem keine Zeit bleibt, im System zu

verweilen und alle Asteroiden oder Trümmerfelder nach Leben abzusuchen.«

Die beiden Ousters schüttelten die Köpfe. Reta Kasteen zog ihre Kapuze tief ins Gesicht und bedeckte ihre Augen.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Dem Lia. Gleichzeitig machte sie Saigyô auf die *Helix* aufmerksam, die jetzt den Hauptbildschirm ausfüllte.

Tausende Ousters mit Energieflügeln wichen vor der Sonde zurück, die sanft bremste, das Schutzfeld des Raumschiffs durchdrang und sich in Position zum Andocken brachte.

Sie versammelten sich im Solarium, um eine Entscheidung zu treffen.

Zehn Menschen – Den Soas Frau und Gatte waren eingeladen worden, an der Abstimmung teilzunehmen, hatten es aber vorgezogen, unten im Mannschaftsquartier zu bleiben –, fünf KIs und drei Abgeordnete der Bewohner des Waldrings. Far Riders Richtstrahl übertrug weiterhin die Video- und Audiosignale an die dreihunderttausend Ousters, die sich in der Nähe aufhielten, und an die Milliarden, die hinter ihnen in der großen Krümmung des Baumrings warteten.

»Die Situation sieht folgendermaßen aus«, verkündete Dem Lia. Das Schweigen im Solarium war drückend. »Sie wissen, dass unser Schiff, die *Helix*, einen von Aeneanern modifizierten Hawkingantrieb besitzt. Unser überlichtschneller Flug stört zwar das Gewebe der Bindenden Leere, doch ist die Störung tausendmal geringer als bei den alten Schiffen der Hegemonie oder des Pax. Die Aeneaner haben uns diese Reise ermöglicht.«

Die kleine Frau mit dem grünen Band um den Turban hielt inne und fasste die beiden Ousters und die Tempelritterin ins

Auge, ehe sie fortfuhr. »Wir könnten den Roten Riesen erreichen in ...«

»Wir brauchen vier Stunden, um bis auf relativistische Geschwindigkeit zu beschleunigen, dann kommt der Sprung«, erklärte Res Sandre. »Ungefähr sechs Stunden, um im System des Roten Riesen zu bremsen. Zwei Tage, um nach Leben zu suchen. Dann wieder zehn Stunden für die Rückkehr.«

»Damit wären wir, selbst wenn wir einige Verzögerungen einplanen, fast zwei Tage, bevor der Zerstörer mit der Ernte beginnt, wieder hier. Wenn es im System des Roten Riesen kein Leben gibt, werden wir die automatische Erntemaschine mit der Sonde zerstören.«

»Aber ...«, sagte der Zweigmeister Keel Redt mit einem allzu menschlichen, ironischen Lächeln und grimmigem Gesicht.

»Aber es ist zu gefährlich, den Hawkingantrieb in einem so kleinen Doppelsternsystem zu benutzen«, sagte Dem Lia ruhig. »Sprünge über so kurze Distanzen sind sehr schwierig, und wenn wir außerdem noch berücksichtigen, welche Mengen an Gas und Trümmern der Rote Riese ausspuckt ...«

»Sie haben recht. Es wäre eine Dummheit.« Far Rider sendete über seine Funkfrequenz. »Mein Clan hat die Ingenieurswissenschaften von Generation zu Generation weitergegeben. Kein Kommandant eines Saatschiffs der Ousters würde in diesem Doppelsternsystem einen solchen Sprung wagen.«

Die Wahre Stimme des Baums Reta Kasteen sah von einem zum anderen. »Aber Sie haben doch diesen starken Fusionsantrieb ...«

Dem Lia nickte. »Basho, wie lange brauchen wir, um das System des Roten Riesen zu untersuchen, wenn wir unsere Fusionsantriebwerke mit voller Leistung einsetzen?«

»Dreieinhalb Tage Anflug bis zum anderen System«, sagte die KI mit den eingefallenen Wangen. »Zwei Tage zum Nachforschen. Dreieinhalb Tage zurück.«

»Und es gibt keine Möglichkeit, die Flugzeit abzukürzen?«, fragte Oam Rai, die Gelbe. »Wenn wir die Toleranzen ausreizen und den Fusionsantrieb bis an die Grenzen beanspruchen?«

Saigyô antwortete ihm. »Der neuntägige Flug hin und zurück ist ohnehin nur möglich, wenn wir alle Toleranzen aus schöpfen und die Fusionstriebwerke mit einer Last von hundert-zwölf Prozent fahren.« Er schüttelte traurig den Kopf. »Nein, es ist nicht möglich.«

»Aber der Hawkingantrieb ...«, sagte Dem Lia, und alle im Raum außer Far Rider, der im üblichen Sinne überhaupt nicht atmete, hielten den Atem an. Die gewählte Kommandantin der Spectrum Helix wandte sich an die KIs. »Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe, wenn wir es damit versuchen?«

Lady Murasaki trat vor. »Beide Übergänge – in den Hawkingraum und wieder heraus – werden viel zu nahe an der Roche-Grenze des Doppelsternsystems stattfinden. Wir schätzen die Wahrscheinlichkeit einer völligen Zerstörung der *Helix* auf zwei Prozent, die eines Schadens an irgendeinem Teil der Schiffssysteme und die Wahrscheinlichkeit von Schäden an den Kapseln mit den Lebenserhaltungssystemen auf sechs Prozent.«

Dem Lia sah die Ousters und die Tempelritterin an. »Eine sechsprozentige Chance, Hunderte oder Tausende unserer im Tiefschlaf liegenden Verwandten und Freunde zu verlieren. Wir haben geschworen, sie zu beschützen, bis wir unser Ziel erreichen. Eine zweiprozentige Chance, dass unsere ganze Kultur bei dem Versuch zugrunde geht.«

Far Rider nickte traurig. »Ich weiß nicht, welche Wunder Ihre aeneanischen Freunde Ihnen als Ausrüstung geschenkt haben«, sendete er, »aber meiner Ansicht nach sind diese Zahlen untertrieben. Es ist unmöglich, in so einem Doppelsternsystem den Hawkingantrieb für einen Sprung zu benutzen.«

Das Schweigen dehnte sich. Schließlich ergriff Dem Lia wieder das Wort. »Wir könnten die Erntemaschine zerstören, ohne zu wissen, ob es im System des Roten Riesen Leben gibt – vielleicht sogar ein ganzes Volk, das von ihr abhängig ist, so unwahrscheinlich diese Möglichkeit auch sein mag. Wir können es nicht tun. Unsere moralischen Grundsätze verbieten es.«

Reta Kasteens Stimme war sehr leise. »Wir verstehen.«

Dem Lia fuhr fort. »Wir könnten mit konventionellem Antrieb fliegen und das System erforschen. Das bedeutet, dass Sie ein letztes Mal das Wüten des Zerstörers hinnehmen müssten. Aber wenn es im System des Roten Riesen kein Leben gibt, werden wir die Maschine zerstören, wenn wir mit dem Fusionsantrieb zurückkehren.«

»Ein schwacher Trost für die Tausende oder Millionen, die beim letzten Besuch des Zerstörers ihr Heim verlieren werden«, meinte der Zweigmeister Keel Redt.

»Überhaupt kein Trost«, stimmte Dem Lia zu.

Far Rider erhob sich zu seiner vollen Größe von vier Metern. Er schwebte in der niedrigen Schwerkraft von nur einem zehntel G einen Augenblick in der Luft. »Das ist nicht Ihr Problem«, sendete er. »Es gibt keinen Grund, das Leben auch nur eines Angehörigen Ihres Volks aufs Spiel zu setzen. Wir danken Ihnen, dass Sie wenigstens in Betracht gezogen haben ...«

Dem Lia hob eine Hand und unterbrach ihn mitten im Satz. »Wir werden jetzt abstimmen. Wir stimmen ab, ob wir mit dem

Hawkingantrieb zum Roten Riesen springen und zurückkehren, bevor der Zerstörer sein Zerstörungswerk beginnt. Wenn es da drüben intelligentes Leben gibt, können wir möglicherweise in den zwei Tagen, die uns bleiben, Kontakt aufnehmen. Vielleicht können sie ihre Maschine umprogrammieren. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Erntemaschine schon beim ersten Besuch kurz nach Ihrer Landung rein zufällig Ihr Saatschiff ›gefressen‹ hat, ist unendlich gering. Die Tatsache, dass die Maschine immer wieder Gegenden heimsucht, die Sie kolonisiert haben – auf einem Baumring mit der Oberfläche, die einer halben Million Welten vom Typ Hyperions entspricht –, lässt vermuten, dass die Maschine genau dafür programmiert ist, als müsse sie anomales Wachstum oder Befall von Ungeziefer beseitigen.«

Die drei Diplomaten nickten.

»Wenn wir abstimmen«, sagte Dem Lia, »muss die Entscheidung einstimmig fallen. Eine einzige Gegenstimme bedeutet, dass wir den Hawkingantrieb nicht benutzen werden.«

Saigyô hatte im Schneidersitz auf dem Tisch gesessen. Jetzt gesellte er sich zu den anderen vier KIs, die in der Nähe standen. »Nur fürs Protokoll«, sagte der dicke, kleine Mönch, »die KIs sind mit fünf zu eins gegen den Versuch, den Hawkingantrieb zu benutzen.«

Dem Lia nickte. »Ich nehme es zur Kenntnis«, sagte sie. »Ebenfalls fürs Protokoll: Bei dieser Entscheidung werden die Stimmen der KIs nicht gezählt. Nur die Menschen von der Amoiete Spectrum Helix oder ihre Vertreter können über ihr eigenes Schicksal entscheiden.« Sie wandte sich wieder an die anderen neun Menschen. »Wollen wir den Hawkingantrieb benutzen oder nicht? Ja oder nein? Wir zehn sind den Tausenden anderen für die Konsequenzen verantwortlich. Ces Ambre?«

»Ja.« Die Frau im blauen Kleid wirkte gefasst, ihre verblüffend klaren und sanften Augen blickten ruhig.

»Jon Mikail Dem Alem?«

»Ja«, sagte der Spezialist für Lebenserhaltungssysteme mit belegter Stimme. »Ja.«

»Oam Rai?«

Die Frau mit dem gelben Band zögerte. Niemand an Bord kannte die Risiken für die Schiffssysteme besser als sie. Eine zweiprozentige Chance, dass das Schiff völlig zerstört werden konnte, musste ihr vorkommen wie ein übles Pokerspiel.

Sie legte die Finger an die Lippen. »Es gibt zwei Zivilisationen, für die wir hier entscheiden müssen«, sagte sie nachdenklich. »Vielleicht sogar drei.«

»Oam Rai?«, wiederholte Dem Lia.

»Ja«, sagte Oam Rai.

»Kem Loi?«, fragte Dem Lia die Astronomin.

»Ja.« Die Stimme der jungen Frau bebte leicht.

»Patek Georg Dem Mio?«

Der Sicherheitsexperte mit dem roten Band grinste. »Ja. Wie das alte Sprichwort schon sagt: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.«

Dem Lia reagierte gereizt. »Sie reden da über 684.288 schlafende Menschen, die vielleicht nicht ganz so wagemutig sind.«

Patek Georgs Grinsen veränderte sich nicht. »Ich stimme mit Ja.«

»Dr. Samel Ria Kem Ali?«

Der Arzt war besorgt und der genaue Gegenpol zu Patek. »Ich muss schon sagen ... es gibt so viele unbekannte Größen ...« Er sah sich um. »Ja«, sagte er. »Wir müssen Gewissheit haben.«

»Peter Delen Dem Tae?«, fragte Dem Lia den Psychologen mit dem blauen Band.

Der ältere Mann hatte auf einem Stift gekaut. Er sah ihn an, lächelte und legte ihn auf den Tisch. »Ja.«

»Res Sandre?«

Die zweite Frau mit einem grünen Band schien zunächst trotzig oder gar verärgert. Dem Lia machte sich darauf gefasst, ein Veto und eine anschließende Standpauke zu hören.

»Ja«, sagte Res Sandre. »Ich glaube, es ist unsere moralische Pflicht.«

Damit blieb noch die Jüngste in der Gruppe übrig.

»Den Soa?«, fragte Dem Lia.

Die junge Frau musste sich räuspern, ehe sie sprechen konnte. »Ja, wir müssen nachschauen.«

Aller Blicke ruhten jetzt auf der gewählten Kommandantin.

»Ich stimme mit Ja«, sagte Dem Lia. »Saigyô, bereite das Schiff auf größtmögliche Beschleunigung bis zum Wechsel auf den Hawkingantrieb vor. Kem Loi, Sie, Res Sandre und Oam Rai ermitteln den besten Einsprungspunkt, um im ganzen System nach Leben zu suchen. Zweigmeister Redt, Far Rider, Wahre Stimme des Baumes Kasteen, wenn Sie lieber hier warten wollen, können wir für Sie eine Schleuse öffnen. Wenn sie mitkommen wollen, werden wir sofort aufbrechen.«

Der Zweigmeister antwortete, ohne sich mit den anderen beraten zu müssen. »Wir möchten Sie begleiten, Bürgerin Dem Lia.«

Sie nickte. »Far Rider, sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen eine breite Schneise für den Abflug freihalten. Wir werden auf dem Hinweg über die Ebene der Ekliptik steigen, doch unser Fusionsstrahl wird brennen wie der Atem eines Drachen.«

»Das habe ich bereits getan. Viele freuen sich auf das Schauspiel«, sagte der voll an den Weltraum angepasste Ouster.

Dem Lia grunzte leise. »Wollen wir hoffen, dass dieses Schauspiel kein Drama wird«, sagte sie.

Die *Helix* überstand wohlbehalten den Sprung, nur einige weniger wichtige Subsysteme des Schiffs kamen durcheinander. In einer Entfernung von drei AE von der Oberfläche des Roten Riesen erkundeten sie das System. Sie hatten mit zwei Tagen gerechnet, doch die Suche war in weniger als vierundzwanzig Stunden beendet.

Es gab keine verborgenen Planeten, keine Planetoiden, keine hohlen Asteroiden, keine umgewandelten Kometen, keine künstlichen Siedlungen im Weltraum. Nicht das geringste Lebenszeichen.

Als der G2-Stern vor drei Milliarden Jahren seine Entwicklung zu einem Roten Riesen beendet hatte, wurde unter hoher Temperatur eine zweite Runde von Fusionsreaktionen zwischen den Heliumkernen eingeleitet, und der Stern verbrannte seine eigene Asche, während in einer dünnen Schale, weit vom Kern entfernt, die ursprüngliche Wasserstofffusion weiterlief. Bei diesem Prozess wurden Kohlenstoff- und Sauerstoffatome erzeugt, die die Reaktion beschleunigten, und nach kürzester Zeit wurde der Planet als Roter Riese wiedergeboren. Es war offensichtlich, dass es keine äußeren Planeten gab, keine Gasriesen, keine Felswelten außerhalb der Reichweite der neuen roten Sonne. Die inneren Planeten waren von dem expandierenden Stern verschlucht worden. Ein Ausbruch von Staub und harter Strahlung hatte das Sonnensystem von allem leer gefegt, was größer war als ein Nickel-Eisen-Meteorit.

»So«, sagte Patek Georg. »Das war es dann wohl.«

»Soll ich die KIs anweisen, mit voller Beschleunigung den Übergangspunkt für die Rückkehr anzufliegen?«

Die Ouster-Diplomaten hatten auf der Brücke ihre Spezialliegen besetzt. Die auf ein zehntel G eingestellte Schwerkraft auf der Brücke störte niemanden, weil die Spezialisten der Amoiete Spectrum Helix mit Ausnahme von Ces Ambre auf ihre Kontrollliegen geschnallt waren und auf verschiedenen Ebenen mit dem Schiff in Verbindung standen. Die Ouster-Diplomaten hatten den größten Teil der Reise über geschwiegen, und sie schwiegen auch jetzt, als sie Dem Lia beobachteten, die an ihrem zentralen Pult arbeitete.

Die gewählte Kommandantin tippte sich mit einem Fingerknöchel auf die Unterlippe. »Noch nicht ganz.« Die Suche hatte sie einmal rings um den Roten Riesen geführt, und jetzt waren sie weniger als eine AE von der brodelnden Oberfläche entfernt. »Saigyô, hast du das Innere des Sterns überprüft?«

»Gerade tief genug, um die Zusammensetzung zu bestimmen«, antwortete die liebenswürdige Stimme der KI. »Typisch für einen Roten Riesen in diesem Stadium. Die Leuchtkraft der Sonne beträgt ungefähr das Zweitausendfache ihres G8-Begleiters. Wir haben den Kern überprüft und nichts Überraschendes gefunden. Die Heliumkerne sind dort offenbar trotz der elektrischen Abstoßung in Wechselwirkung.«

»Wie hoch ist die Oberflächentemperatur?«, fragte Dem Lia.

»Etwa 3000 Kelvin«, antwortete Saigyô. »Ungefähr die Hälfte der Temperatur, die der Stern hatte, als er noch eine G2-Sonne war.«

»O mein Gott«, flüsterte Kem Loi, die Frau mit dem violetten Band, die für die astronomischen Daten zuständig war. »Glauben Sie wirklich ...«

»Tiefenradar auf den Stern, bitte«, sagte Dem Lia.

Die Holographien wurden weniger als zwanzig Minuten später, nachdem sie eine Umlaufbahn um den Stern eingeschlagen hatten, projiziert. »Eine einzige Felswelt«, meldete Saigyô. »Noch im Orbit. Annähernd vier Fünftel der Größe der Alten Erde. Radarabtastung ergibt Hinweise auf Meeresbecken und frühere Flussbetten.«

Samel – Dr. Sam – sagte: »Wahrscheinlich war der Planet erdähnlich, bis die sich ausdehnende Sonne die Meere verkocht und die Atmosphäre verbrannt hat. Möge Gott denen beistehen, die da gelebt haben.«

»Wie tief ist er in der Troposphäre der Sonne?«, fragte Dem Lia.

»Weniger als hundertfünfzigtausend Kilometer«, sagte Saigyô.

Dem Lia nickte. »Schaltet die Schutzfelder auf maximale Leistung«, sagte sie leise. »Und dann wollen wir sie besuchen.«

Es ist, als schwämme man unter der Oberfläche eines roten Meeres, dachte Dem Lia, als sie sich der Felswelt näherten. Über ihnen wirbelte und tobte die Atmosphäre des Sterns, Tornados von Magnetfeldern stiegen aus der Tiefe empor und lösten sich auf, und das Schutzfeld glühte bereits, obwohl die dreißig Mikrofaserkabel hundertsechzigtausend Kilometer weit ausgefahren waren, um die Hitze abzuleiten.

Eine Stunde verharrte die *Helix* weniger als zwanzigtausend Kilometer vor dem, was von dem Planeten noch übrig war, der einst der Alten Erde oder Hyperion ähnlich gesehen haben mochte. Verschiedene Sensoren zeigten die Felsenwelt durch wirbelnde rote Schleier.

»Ein Schlackebrocken«, sagte Jon Mikail Dem Alem.

»Ein Schlackebrocken, in dem es Leben gibt«, meinte Kem Loi, die an den Sensoren arbeitete. Sie projizierte das Radarhologramm. »Durchlöchert wie ein Bienenstock. Es gibt im Innern Ozeane mit Wasser und mindestens drei Milliarden Lebewesen. Ich habe keine Ahnung, ob sie humanoid sind, aber sie haben Maschinen, Transportmechanismen und Bevölkerungsballungen, die Städte sein könnten. Man kann sogar die Anlegestelle erkennen, an der die Erntemaschine alle siebenundfünfzig Jahre festmacht.«

»Aber immer noch kein brauchbarer Kontakt?«, fragte Dem Loi. Die *Helix* hatte auf allen Frequenzen und allen Bändern und mit allen Kommunikationsmitteln, die dem Schiff zur Verfügung standen, einfache mathematische Codes gesendet – vom Funkmaser bis hin zu modulierten Tachyonen. Es hatte sogar eine Art von Antwort gegeben.

»Modulierte Schwerkraftwellen«, erklärte Ikkyû. »Aber sie reagieren nicht auf unsere mathematischen oder geometrischen Sequenzen. Sie fangen unsere elektromagnetischen Signale auf, aber sie verstehen sie nicht, und wir können ihre Gravitationsstrahlen nicht entziffern.«

»Wie lange müssten wir die Modulationen untersuchen, bis wir ein gemeinsames Alphabet finden?«, fragte Dem Lia.

Ikkyû verzog gequält sein faltiges Gesicht. »Mindestens einige Wochen. Eher Monate. Vielleicht Jahre.« Die KI erwiderte die enttäuschten Blicke der Menschen, Ousters und der Tempelritterin. »Es tut mir leid«, sagte er und hob hilflos beide Hände. »Die Menschheit hat bisher nur zweimal mit intelligenten Rassen Kontakt aufgenommen, und beide Male haben die anderen einen Weg gefunden, mit uns zu kommunizieren. Diese ... diese Wesen hier ... sie sind wirklich fremd. Es gibt zu wenig gemeinsame Bezugspunkte.«

»Wir können nicht mehr lange bleiben«, warnte Res Sandre, die von ihrem Pult aus die Maschinen überwachte. »Da kommen starke Magnetstürme aus dem Kern herauf, und wir können die Hitze nicht schnell genug abstrahlen. Wir müssen hier weg.«

Plötzlich stand Ces Ambre auf, die zwar eine Liege, aber kein Pult und keine Pflichten hatte, schwebte in dem zehntel G einen Meter über dem Boden, stöhnte und sank langsam und seufzend wieder herunter.

Dr. Sam war einen Moment vor Dem Lia und Den Soa bei ihr. »Alle anderen bleiben auf ihren Posten«, befahl Dem Lia.

Ces Ambre schlug die verblüffend blauen Augen auf. »Sie sind ganz anders als wir. Überhaupt nicht menschlich, aber auch nicht wie die Seneschai-Empathen ... modular ... mehrere Bewusstseine ... faserig ...«

Dem Lia nahm die alte Frau in den Arm. »Können Sie etwa mit ihnen kommunizieren?«, fragte sie drängend. »Können Sie ihnen Bilder senden?«

Ces Ambre nickte schwach.

»Dann senden Sie das Bild von der Erntemaschine und den Ousters«, sagte Dem Lia fest. »Zeigen Sie ihnen, welchen Schaden ihre Maschine in den Städten der Ousters anrichtet. Zeigen Sie ihnen, dass die Ousters ... dass sie menschlich und vernunftbegabt sind. Eine Art Hausbesetzer vielleicht, die dem Waldring jedoch keinen Schaden zufügen.«

Ces Ambre nickte noch einmal und schloss die Augen. Einen Moment später begann sie zu weinen. »Es ... es tut ihnen unendlich leid ...«, flüsterte sie. »Die Maschine bringt keine ... Bilder zurück, nur Lebensmittel, Luft und Wasser. Wie Sie vermutet haben ... Dem Lia ... ist sie darauf programmiert ... Schädlinge zu vernichten. Es tut ihnen ... es tut ihnen unendlich leid, dass sie

Ouster-Leben vernichtet haben. Sie bieten den ... den Selbstmord ihres Volkes an, falls dies ... falls dies die Zerstörung wieder gutmachen kann.«

»Nein, nein, nein«, sagte Dem Lia. Sie drückte die Hände der weinenden Frau. »Sagen Sie ihnen, das ist nicht nötig.« Sie fasste die alte Frau bei den Schultern. »Es wird schwierig, Ces Ambre, aber Sie müssen sie fragen, ob die Erntemaschine umprogrammiert werden kann. Ob man sie dazu bringen kann, sich den Ouster-Siedlungen fernzuhalten.«

Ces Ambre schloss mehrere Minuten die Augen. Irgendwann schien es, als habe ihre Atmung ausgesetzt. Dann schlug sie die schönen Augen wieder auf. »Das ist möglich. Sie schicken die Daten zur Umprogrammierung.«

»Wir empfangen modulierte Gravitonenimpulse«, sagte Saigyô. »Übersetzung nach wie vor nicht möglich.«

»Wir brauchen keine Übersetzung«, sagte Dem Lia und atmete tief durch. Sie hob Ces Ambre hoch und half ihr, sich wieder auf die Liege zu legen. »Wir müssen die Sendung einfach nur aufzeichnen und für den Zerstörer wieder abspielen, wenn wir zurück sind.« Sie drückte noch einmal Ces Ambres Hand. »Können Sie für uns Danke und Lebewohl sagen?«

Die Frau lächelte. »Das habe ich schon getan, so gut ich konnte.«

»Saigyô«, sagte Dem Lia. »Schaff uns auf schnellstem Wege hier heraus und beschleunige mit Höchstgeschwindigkeit in Richtung Übergangspunkt.«

Die *Helix* überstand den Rücksprung zum G8-System ohne Schäden. Der Zerstörer hatte bereits seinen Kurs geändert und hielt auf die bevölkerten Regionen des Waldringes zu, doch Den

Soa sendete die modulierte Gravitonenaufzeichnung noch während des Bremsvorgangs, und die riesige Erntemaschine antwortete mit einem nicht entzifferbaren gravitonischen Rumpeln und wechselte gehorsam den Kurs zu einem entfernen, unbewohnten Abschnitt des Ringes. Far Rider benutzte seine Richtfunk-Ausrüstung, um ein Holo der Ringstädte, der Plattformen, der Kapseln, Äste und Türme vorzuführen, deren Bewohner jubelten, dann schaltete er seine Sendeanlage ab.

Sie hatten sich im Solarium versammelt. Keine der KIs war zugegen oder hörte zu, nur die Menschen, Ousters und die Tempelritterin saßen im Kreis zusammen. Aller Blicke ruhten auf Ces Ambre. Die Frau hatte die Augen geschlossen.

Den Soa sagte leise: »Die Wesen ... auf dieser Welt ... sie mussten den Baumring bauen, bevor ihr Stern expandierte. Sie haben auch das Ernteschiff gebaut. Warum sind sie nicht ... nicht einfach fortgegangen?«

»Der Planet war ... ist ... ihre Heimat«, flüsterte Ces Ambre, die Augen immer noch fest geschlossen. »Wie Kinder ... die das Haus nicht verlassen wollen ... weil es draußen dunkel ist. Sehr dunkel ... und leer. Sie lieben ... ihr Heim.« Die alte Frau öffnete die Augen und lächelte schwach.

»Warum haben Sie uns nicht gesagt, dass Sie eine Aeneanerin sind?«, fragte Dem Lia leise.

Ces Ambre schob entschlossen den Unterkiefer vor. »Ich bin keine Aeneanerin. Meine Mutter Dem Loa gab mir das Sakrament von Aeneas Blut, natürlich durch ihr eigenes, nachdem sie mich aus der Hölle von St. Theresa gerettet hatte. Doch ich habe mich entschlossen, die aeneanischen Fähigkeiten nicht zu benutzen. Ich habe beschlossen, den anderen nicht zu folgen, sondern bei den Amoiete zu bleiben.«

»Aber Sie haben doch telepathisch kommuniziert, als ...«, begann Patek Georg.

Ces Ambre schüttelte den Kopf und unterbrach ihn sofort wieder. »Es ist keine Telepathie. Es ist ... eine Art Verbindung ... eine Verbindung zur Bindenden Leere. Man hört die Sprache der Toten und der Lebenden über Zeit und Raum hinweg durch reine Empathie. Man sieht Erinnerungen, die nicht die eigenen sind.« Die fünfundneunzig Jahre alte Frau, die viel jünger schien, legte sich die Hand auf die Stirn. »Es ist so anstrengend. Ich habe mich so viele Jahre bemüht, nicht auf die Stimmen zu hören ... und mich den Erinnerungen zu verschließen. Deshalb ist der Kälteschlaf so ... so erholsam.«

»Und die anderen aeneanischen Fähigkeiten?«, fragte Dem Lia, immer noch mit sehr leiser Stimme. »Haben Sie einmal freige'castet?«

Ces Ambre schüttelte den Kopf, die Hand immer noch auf die Augen gelegt. »Ich wollte die aeneanischen Geheimnisse nicht erfahren«, sagte sie. Ihre Stimme klang jetzt sehr müde.

»Aber Sie könnten es, wenn Sie wollten.« Den Soas Stimme verriet ihre Ehrfurcht. »Sie könnten einen einzigen Schritt tun – frei'casten – und binnen einer Sekunde wieder auf Vitus-Gray-Balianus B oder auf Hyperion, auf Tau Ceti Center oder auf der Alten Erde sein, nicht wahr?«

Ces Ambre ließ die Hand sinken und sah die junge Frau scharf an. »Aber ich will es nicht.«

»Wollen Sie weiter mit uns im Tiefschlaf zu unserem Ziel fliegen?«, fragte Res Sandre, die zweite Frau mit dem grünen Band. »Zu unserem Ziel, an dem wir eine Spectrum-Helix-Kolonie gründen?«

»Ja«, sagte Ces Ambre. Es klang endgültig und herausfordernd zugleich.

»Wie wollen wir es den anderen erklären?«, fragte Jon Mikail Dem Alem. »Eine Aeneanerin ... eine potenzielle Aeneanerin ... in der Kolonie zu haben, wird ... es wird alles verändern.«

Dem Lia stand auf. »In meinen letzten Augenblicken als gewählte Kommandantin könnte ich es als Befehl formulieren, aber ich will lieber um eine Abstimmung bitten. Ich glaube, Ces Ambre und nur Ces Ambre sollte die Entscheidung treffen, ob sie den anderen Angehörigen unserer Spectrum-Helix-Familie von ihrer ... von ihrer Gabe erzählt. Irgendwann nach unserer Ankunft an unserem Ziel.« Sie sah Ces Ambre direkt an. »Oder nie, wenn Sie es so wollen.«

Dem Lia drehte sich um und fasste die anderen acht ins Auge. »Und wir werden das Geheimnis nie offenbaren. Nur Ces Ambre hat das Recht, es den anderen zu sagen. Wer für diesen Entschluss ist, soll mit Ja stimmen.«

Die Entscheidung fiel einstimmig.

Dem Lia wandte sich an die in der Nähe stehenden Ousters und die Tempelritterin. »Saigyô versichert mir, dass nichts von alledem über Ihren Richtstrahl gesendet wurde.«

Far Rider nickte.

»Und Ihre Aufzeichnung von Ces Ambres Kontakt mit den Bewohnern über die Bindende Leere?«

»Zerstört«, sendete der vier Meter große Ouster.

Ces Ambre trat näher zu den Ousters. »Aber Sie wollen doch trotzdem etwas von meinem Blut haben ... ein wenig von Aeneas heiliger DNS. Sie wollen die Wahl haben.«

Die Hände des Zweigmeisters Keel Redt zitterten. »Es liegt nicht in unserem Ermessen, die Informationen preiszugeben oder zu erlauben, dass das Sakrament ausgegeben wird ... die Sieben Räte müssten sich insgeheim treffen ... die Kirche der

Aenea müsste konsultiert werden ... oder ... « Offenbar bereitete dem Ouster der Gedanke, Millionen oder gar Milliarden seiner Ousters-Gefährten könnten den Waldring für immer verlassen und in den Raum der Menschen oder Aeneaner oder wohin auch immer frei'casten, große Qualen. Sein Universum würde sich unwiderruflich verändern. »Aber wir drei haben auch nicht das Recht, dies im Namen aller anderen zurückzuweisen.«

»Wir zögern allerdings auch, darum zu bitten ... «, sagte die Wahre Stimme des Baumes Reta Kasteen.

Ces Ambre schüttelte den Kopf und winkte Dr. Samel. Der Arzt gab der Tempelritterin eine kleine Menge Blut in einem erschütterungsfesten Reagenzglas. »Wir haben es schon vor einer Weile abgenommen«, sagte der Arzt.

»Sie müssen selbst entscheiden«, sagte Ces Ambre. »So ist es immer, es ist immer der gleiche Fluch.«

Der Zweigmeister Keel Redt starre das Reagenzglas lange an, dann nahm er es mit immer noch zitternden Händen und verstaute es vorsichtig in einer sicheren Tasche seines Energieschutzanzuges. »Es wird interessant sein zu beobachten, was nun geschieht«, sagte der Ouster.

Dem Lia lächelte. »Es ist ein Fluch von der Alten Erde. Ein chinesischer Fluch: Mögest du in interessanten Zeiten leben.«

Saigyô ließ eine Luftsleuse entstehen, und die Ouster-Diplomaten zogen sich zurück und segelten mit den hunderttausend anderen Lichtwesen zum Waldring zurück. Sie kreuzten gegen den Sonnenwind und folgten den magnetischen Kraftlinien wie Boote aus Licht, die von geschwinden Strömungen getragen wurden.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht«, verkündete Ces Ambre lächelnd, »würde ich gern in meine Tiefschlafkapsel zurückkehren und mich hinlegen. Es waren anstrengende Tage.«

Die ursprünglich aufgeweckten neun Reisenden wollten warten, bis die *Helix* erfolgreich in den Hawkingraum gewechselt war, ehe auch sie sich wieder in den Tiefschlaf begaben. Als sie noch im G8-System waren und beschleunigten, um sich aus der Ekliptik zu lösen und sich von dem Waldring zu entfernen, der jetzt die kleine weiße Sonne verdeckte, deutete Oam Rai auf das Bugfenster. »Seht euch das an.«

Die Ousters waren ausgeschwärmt, um sich zu verabschieden. Mehrere Milliarden Flügel aus reiner Energie fingen das Sonnenlicht ein.

Als der Hawkingantrieb einen Tag lang in Betrieb war, ergaben die Besprechungen mit den KIs, dass das Schiff in einwandfreiem Zustand war, dass die Spinarme und die Tiefschlafkapseln funktionierten wie vorgesehen, dass sie auf dem richtigen Kurs waren und dass alles in bester Ordnung war. Nacheinander kehrten sie in ihre Kapseln zurück – zuerst Den Soa und ihre Gefährten, dann die anderen. Schließlich war nur noch Dem Lia wach. Sie saß auf ihrer Liege in ihrer Kapsel, die in wenigen Augenblicken geschlossen werden sollte.

»Saigyô«, sagte sie, und ihre Stimme machte deutlich, dass sie ein letztes Anliegen hatte.

Der kleine, dicke, buddhistische Mönch tauchte auf.

»Wusstest du, dass Ces Ambre eine Aeneanerin ist, Saigyô?«

»Nein, Dem Lia.«

»Wie konntest du das übersehen? Das Schiff hat vollständige genetische und medizinische Profile jedes Menschen an Bord. Du musst es gewusst haben.«

»Nein, Dem Lia, ich versichere Ihnen, dass die medizinischen Profile der Bürgerin Ces Ambre in der normalen Band-

breite der Spectrum Helix gelegen haben. Es gab keine Anzeichen für eine posthumane aeneanische DNS. Ebenso wenig gab es Hinweise in ihrem psychischen Profil.«

Dem Lia sah die holographische Gestalt einen Augenblick an. Dann sagte sie: »Also gefälschte biographische Daten? Ces Ambre oder ihre Mutter hätten dies bewerkstelligen können.«

»Ja, Dem Lia.«

Auf einen Ellenbogen gestützt, sagte Dem Lia: »Gibt es deines Wissens, oder soweit die anderen KIs es sagen können, noch weitere Aeneaner an Bord der *Helix*, Saigyô?«

»Unseres Wissens nicht«, erwiderte der dicke Mönch mit ernstem Gesicht.

Dem Lia lächelte. »Aenea hat gelehrt, dass die Evolution eine Richtung und eine Bestimmung habe«, sagte sie leise und mehr zu sich selbst als zu der aufmerksam lauschenden KI. »Sie hat einen Tag erwähnt, an dem das ganze Universum grün von Leben sein sollte. Vielfalt, lehrte sie, sei eine der besten Strategien der Evolution.«

Saigyô nickte schweigend.

Dem Lia legte sich aufs Kissen. »Wir dachten, die Aeneaner seien großzügig gewesen, als sie uns halfen, unsere Kultur zu bewahren – dieses Schiff, die ferne Kolonie. Ich möchte wetten, die Aeneaner haben tausend kleinen Kulturen geholfen, den menschlichen Raum zu verlassen und ins Unbekannte aufzubrechen. Sie wollten die Vielfalt – die Clusters, all die anderen. Sie wollen, dass möglichst viele von uns die Gabe ihrer Göttlichkeit weitergeben.«

Sie betrachtete die KI, doch das Gesicht des buddhistischen Mönchs zeigte nur das übliche kleine Lächeln. »Gute Nacht, Saigyô. Hüte das Schiff, während wir schlafen.« Sie zog den

Deckel der Kapsel über sich, und die Einheit versetzte sie in den tiefen Kälteschlaf.

»Ja, Dem Lia«, sagte der Mönch zu der Frau, die ihn schon nicht mehr hörte.

Die *Helix* flog weiter in einem großen Bogen durch den Hawkingraum. Die Spinarme und die Kapseln bildeten wieder die komplizierte Doppelhelix in der Flut von falschen Farben und vierdimensionalen Impulsen, denen der normale Sternenhimmel gewichen war.

Im Innern des Schiffs hatten die KIs die künstliche Schwerkraft, die Atmosphäre und das Licht abgeschaltet. Dunkel flog das Schiff weiter.

Dann, eines Tages, etwa drei Monate, nachdem sie das Doppelsternsystem verlassen hatten, summten die Ventilatoren, das Licht flammte flackernd auf, und das Schwerkraftfeld wurde wieder aktiviert. Doch die 684.300 Kolonisten schliefen weiter.

Drei Gestalten tauchten plötzlich im Hauptgang zwischen der Kommandobrücke und den Zugangstoren zum ersten Ring der Ausleger mit den Kapseln auf. Die mittlere Gestalt war mehr als drei Meter groß, sie trug Stacheln und eine Rüstung und war ringsum in messerscharfen Chromdraht gehüllt. Die Facettenaugen glühten rot. Sie blieb reglos stehen, wo sie aufgetaucht war.

Die Gestalt zur Linken war ein Mann in mittleren Jahren mit lockigem grauem Haar, dunklen Augen und einem anziehenden Gesicht. Er war stark gebräunt und trug ein weiches blaues Baumwollhemd, grüne Shorts und Sandalen. Er nickte der Frau zu und ging langsam in Richtung Kommandobrücke.

Die Frau war älter, trotz der aeneanischen Medizin sah man ihr die Jahre an, und sie trug ein einfaches Kleid aus rein blauem Stoff. Sie ging zum Zugangstor, fuhr mit dem Aufzug zum dritten Spinarm und folgte dem Gang bis in die Lebenserhaltungskapsel, in der die Schwerkraft auf ein G eingestellt war. An einer der Kapseln blieb sie stehen und streifte das Eis und das Kondenswasser von der durchsichtigen Deckplatte des Sarkophags ab, der über elektrische Nabelschnüre mit den Kontrollinstrumenten verbunden war.

»Ces Ambre«, murmelte Dem Loa. Ihre Finger ruhten auf dem kalten Plastik, nur wenige Zentimeter über der faltigen Wange ihrer Stieftochter aus der Triadenehe. »Schlafe gut, mein Liebling, schlafe gut.«

Auf der Kommandobrücke stand der große Mann bei den virtuellen KIs.

»Willkommen, Petyr, Sohn der Aenea und des Endymion«, sagte Saigyô mit einer leichten Verbeugung.

»Danke, Saigyô. Wie geht es euch allen?«

In Begriffen, die weder einer Sprache noch der Mathematik entnommen waren, berichteten sie. Petyr nickte, runzelte leicht die Stirn und berührte Basho an der Schulter. »Zu viele Konflikte sind in dir, Basho. Willst du sie aufgehoben wissen?«

»Ja, bitte, Petyr«, sagte der große Mann mit dem spitzen Hut und den schmutzigen Holzpantinen.

Der Mensch umarmte die KI und drückte sie freundlich an sich. Beide schlossen einen Moment die Augen.

Als Petyr ihn wieder freigab, lächelte der sonst so finstere Basho hocherfreut. »Danke, Petyr.«

Der Mensch setzte sich auf die Tischkante. »Lasst uns sehen, wohin wir fliegen.«

Ein Holowürfel von vier mal vier Metern Größe erschien vor ihnen. Die Sterne waren in seinem Innern dargestellt, und die lange Reise der *Helix* aus dem Raum der Menschen und Aeneaner heraus war mit einer roten Linie dargestellt. Die projizierte weitere Flugbahn wurde mit blauen Strichen markiert – blaue Striche, die bis zum Zentrum der Galaxis reichten.

Petyr stand auf, langte in den Holowürfel und berührte einen kleinen Stern direkt rechts neben der projizierten Flugbahn der *Helix*. Sofort wurde der betreffende Abschnitt vergrößert.

»Dies könnte ein interessantes System sein, das man überprüfen sollte«, sagte der Mann mit freundlichem Lächeln. »Ein schöner G2-Stern. Der vierte Planet liegt bei etwa sieben Komma sechs auf der alten Solmev-Skala. Eigentlich läge er höher, aber er hat einige böse Viren und ein paar sehr, sehr wilde Tiere hervorgebracht.«

»Sechshundertfünfundachtzig Lichtjahre«, bemerkte Saigyô. »Plus dreiundvierzig Lichtjahre für die Kurskorrektur, die bald erfolgen müsste.«

Petyr nickte.

Lady Murasaki bewegte den Fächer vor dem geschminkten Gesicht und lächelte aufreizend. »Und wenn wir ankommen, Petyr-san, werden die hässlichen Viren irgendwie verschwunden sein?«

Der große Mann zuckte mit den Achseln. »Die meisten, meine Dame. Die meisten.« Er grinste. »Aber die bösen Tiere werden noch da sein.« Er schüttelte den KIs nacheinander die Hand. »Eine sichere Reise, meine Freunde. Und behütet unsere Schutzbefohlenen.«

Petyr lief zu dem drei Meter großen Albtraum aus Chrom und Klingen zurück, der im Hauptgang geblieben war. Dem

Loas weiches Kleid schleifte leise über den Teppichboden, als sie sich zu ihm gesellte.

»Alles erledigt?«, fragte Petyr.

Dem Loa nickte.

Der Sohn der Aenea und des Raul Endymion hob den Arm zu dem Ungeheuer, das zwischen ihnen stand, und legte die flache Hand neben einen fünfzehn Zentimeter großen gekrümmten Dorn. Geräuschlos verschwanden die drei.

Die *Helix* schaltete die künstliche Schwerkraft ab, speicherte die Luft und schaltete die Innenbeleuchtung aus. Stumm flog sie weiter und nahm eine geringfügige Kursänderung vor.

DER NEUNTE AV



Im Herbst 1999 nahm ich als Guest am Festivaletteratura in Mantua teil. Als mich der italienische Science-Fiction-Autor Valerio Evangelisti im Hof eines Gebäudes aus dem 14. Jahrhundert im Beisein mehrerer hundert Zuschauer interviewte, tauchten zwei Aliens auf. Es waren echte Außerirdische mit riesigen Köpfen, Raumhelmen, silbern glänzenden Raumanzügen und nur zwei übergroßen Fingern an jeder Hand. Sie kamen hinter der Tribüne hervor, auf der Evangelisti und ich saßen, und marschierten – eigentlich schlurften sie eher – in unsere Richtung. Das Publikum lachte. Valerio und ich drehten uns um. Die Aliens hatten leise piepsende Geräte dabei, die an Tricorder erinnerten, und sie liefen im Gleichschritt mit den Geräuschen. Da die für das Interview und die Diskussion vorgesehene Stunde ohnehin so gut wie vorbei war, sprangen Evangelisti und ich von der Tribüne herunter, um die außerirdischen Besucher willkommen zu heißen. Ihr Gruß bestand darin, uns mit der Hüfte zu schubsen und sich an uns zu reiben, die zwei Finger zu heben und mit unseren Händen abzuklatschen.

Ein großer Spaß. Doch auch die Unterhaltung, die der italienische Autor und ich vor der Ankunft der Aliens geführt hatten, war recht interessant gewesen. Evangelisti hatte über

*die Frustration vieler Autoren in Italien und Frankreich und überhaupt in Europa gesprochen, die zusehen müssen, wie ihre Bestsellerlisten von amerikanischen und britischen Autoren beherrscht werden, deren Bücher aus dem Englischen übersetzt werden (oft sogar von genau den europäischen Autoren, die ihre örtlichen Konkurrenten sind), während dieselben europäischen Autoren niemals – nie – für die amerikanischen Leser ins Englische übersetzt werden. In der New Yorker Verlagsszene gibt es praktisch keinen Spielraum dafür, begabte, europäische und asiatische Schriftsteller dem amerikanischen Publikum vorzustellen, und da die meisten Amerikaner nur ihre eigene Sprache beherrschen, wird uns die Existenz dieser Schriftsteller wohl ewig verborgen bleiben. Es ist ein echtes Problem, und ich bewundere die Zurückhaltung und Nachsicht der europäischen Kollegen, die zu mir und anderen amerikanischen Autoren, die zu Besuch kommen, sehr freundlich sind, wenn sie bei Ereignissen wie dem *Salon du Livre* in Paris, dem *Festival* in Mantua und der dänischen Buchmesse als Dolmetscher und Interviewpartner aushelfen müssen.*

Als mein guter Freund jacques Chambon, der viele französische Ausgaben meiner Arbeiten redaktionell betreut hat, Verbindung mit mir aufnahm und mir sagte, man wolle eine Anthologie mit Storys amerikanischer und europäischer SF-Autoren herausbringen, die gleichzeitig in Europa und den Vereinigten Staaten veröffentlicht werden sollte, hielt ich das für eine gute Idee und sagte sofort zu, einen Beitrag für den Band zu schreiben. Robert Silverberg war der amerikanische Herausgeber des Projekts. Abgesehen von den üblichen Verdächtigen aus den USA – Orson Scott Card, Gregory Benford, Nancy Kress, Joe Haldeman und Silverberg selbst – würden in der Anthologie,

die den Titel »Destination 3001« tragen sollte, auch Beiträge vieler anderer Autoren erscheinen, die ich bewundere, darunter Philippe Curval, Sylvie Denis, Jean-Claude Dunyach, Franco Riciardello, Serge Lehmann, Andreas Eschbach und Valerio Evangelisti, der mit mir die schon erwähnte unheimliche Begegnung der dritten Art überlebt hat. Wie sich herausstellte, erschien »Destination 3001« im Winter 2000 bei Flammarion, doch für die amerikanische Ausgabe konnte kein Verleger gefunden werden. Pech für uns Leser in den USA!

Nun, im Frühling 2000 konzentrierte ich mich zunächst darauf eine originelle Idee für die Story zu finden. Die Vorgabe der Anthologie war – vermutlich wegen des Jahrtausendwechsels, der in aller Munde war, als das Buchprojekt vorgeschlagen wurde –, dass die Geschichten im Jahr 3001 angesiedelt werden sollten. Jeder, der Science Fiction schreibt, kann Ihnen sagen, dass tausend Jahre eine atemberaubende Zeitspanne sind, der man höchstens mit einer ausgewachsenen Space Opera gerecht werden kann. Stellen Sie sich einen Autor des Jahres 1000 vor, der eine Kurzgeschichte schreiben will, die im Jahr 2001 spielt. Welches wären die gemeinsamen Elemente zwischen seinem Jahrtausend und dem Zeitrahmen der Story? Stellen Sie sich auf der anderen Seite eine zeitgenössische Geschichte im Stil Tom Wolfes vor, in der es um Rassenkonflikte, Konzernintrigen und Techtelmechtel in Manhattan geht ...

Rassenkonflikte? Bedeutungslos für einen Autor des Jahres 1000. Damals existierte nicht einmal der Begriff von Rassen, der uns heute so stark beschäftigt.

Konzernintrigen? Die Intrigen wären für einen Europäer des Jahres 1000 nachvollziehbar, doch was Konzerne und der moderne Kapitalismus heute bedeuten, konnte damals noch

niemand wissen. Es sollte noch 500 Jahre als Todsünde gelten, Geld gegen Zinsen zu verleihen – Wucher wurde das genannt und blieb auf Nicht-Christen (die Juden) beschränkt, die sowieso zur Hölle oder mindestens in die Vorhölle fahren mussten.

Techtelmechtel? Nun, das wäre im Jahre 1000 nach Christus (und vermutlich auch schon im Jahre 1000 vor Christus) ohne weiteres verständlich gewesen, aber die lüsterne Beschäftigung der heutigen Belletristik mit diesem Thema gab es damals noch nicht.

Manhattan? Eine nicht existierende Stadt auf einem noch nicht entdeckten Kontinent.

Was, fragte ich mich, war dann das verbindende Element zwischen 2001 und 3001? Welche ewigen menschlichen Wahrheiten – abgesehen von Sex und Intrigen – werden die schneidenden Winde eines ganzen Jahrtausends überleben?

Als mir die Antwort einfiel, war ich sofort sicher, dass sie zutraf – und mir wurde beinahe übel.

Die einzige Konstante zwischen dem Heute und einem Zeitpunkt, der tausend Jahre in der Zukunft liegt, ist die, dass irgendwo jemand planen wird, die Juden umzubringen.

Schnitt zum Sommer 2000. Unmittelbar nach meiner Rückkehr von der Convention in Hawaii – und nachdem ich die Wasserschlacht am vierten Juli verpasst hatte! –, war ich in New Hampshire und nahm als Gastdozent an Jeanne Cavelos Odyssey Writers' Workshop teil. Es ist ein interessanter Workshop, und die Teilnehmer, die sich im Sommer 2000 eingeschrieben hatten, waren nicht minder interessant: ein Astrophysiker, ein Programmierer, zwei Anwälte, die es mit ehrlicher Arbeit versuchen wollten, einige Leute, die fließend Russisch und Deutsch

sprachen und Musikinstrumente beherrschten, ein paar Jüngere, die gerade erst den Collegeabschluss gemacht hatten. Die meisten waren ernsthafte Erwachsene, die in ihren Berufen recht erfolgreich waren und von dem gemeinsamen Wunsch, druckreife Science Fiction zu verfassen, zusammengeführt worden waren. Für eine Woche unterrichtete ich am Morgen und machte mich an den langen, heißen Nachmittagen daran, die Werke der sechzehn Teilnehmer zu begutachten.

Ich setze mich nicht als Kritiker in einen Kreis von Autoren, ohne ein eigenes Werk zur Kritik anzubieten. Deshalb brachte ich »Der neunte Av« mit. Die Story wurde als letzter Text in der Woche besprochen, und die Wirkung war, als hätte man eine Handgranate in einen Bastelkreis geworfen.

Die Odyssey-Schreiber nahmen es mit ihrer Analyse schrecklich ernst. Sie suchten im Internet nach dem Hintergrund des Voynich-Manuskripts (ein Thema, das vermutlich interessanter war als meine Story), sie recherchierten über Scotts gescheiterte Antarktis-Expedition und erforschten die Bedeutung des Namens »Moira«, ja, ein Teilnehmer führte sogar mithilfe von Primzahlen eine umfassende Analyse der Zahl 9114 in der Bibel durch (allerdings fand er nichts Wichtiges). Andere wandten ein, die Geschichte sei zu »vage« und zu »düster« und ich hätte fragwürdige Technologien beschrieben. Den meisten gefiel die Geschichte nicht. Einige waren sogar regelrecht erzürnt. Ein paar haben die Geschichte verteidigt.

Aber keiner hat sie, glaube ich, wirklich verstanden. So hat beispielsweise niemand auf den Titel geachtet: »Der neunte Av« oder Tisha B'Av im jüdischen Kalender.

Titel sind wichtig. Manchmal, wie in diesem Fall, tragen sie beinahe so viel Bedeutung wie der Text selbst. Ich denke

da an Storys wie Hemingways »Berge wie weiße Elefanten« und frage mich, warum Titel heutzutage so häufig vernachlässigt und ignoriert werden. Als die französische Ausgabe von »Destination 3001« mit dieser Story im Herbst 2000 schließlich erscheinen sollte, erfuhr ich, dass mein guter Freund (und Herausgeber) Jacques Chambon und mein guter Freund (und Übersetzer) Jean-Daniel Breque den Titel der Story zu »Le Dernier Fax« (»Das letzte Fax«) geändert hatten. Ich ging in die Luft und drohte damit – es war gewiss keine leere Drohung –, lieber die Geschichte ganz zurückzuziehen, als auf den Originaltitel zu verzichten. Ich konnte ja verstehen, dass der Titel im Französischen »nichts bedeutete«, und, noch schlimmer, dass er nach »Der neunte April« klang, weil das französische Wort für April »Avril« ist und gewöhnlich mit »Av« abgekürzt wird. Ich konnte verstehen, dass mein Freund, der Herausgeber, und mein Freund, der Übersetzer, die jüdischen Feiertage nicht kannten und die Bedeutung des neunten Av nicht verstanden.

Trotzdem! Den Titel in »Das letzte Fax« zu ändern, kastrierte die ganze Geschichte. Ich würde lieber meine Heimatstadt einäschern, die Trümmer zermalmen, alles umpflügen und die Erde salzen, damit dort nie wieder etwas wächst, ab mich in einer so wichtigen Sache dieser Art von wohlmeinendem Vandalismus zu unterwerfen. (Ich muss allerdings gestehen, dass das eine häufige Reaktion von mir auf zahlreiche redaktionelle »Verbesserungen« ist.)

Jacques und Jean-Daniel nahmen die Titeländerung zurück.

Titel sind wichtig.

Die Teilnehmer des Workshops waren kluge Leute, erfolgreich in ihren jeweiligen Berufen und aufrichtig in ihrem

Wunsch, ordentlich zu lesen und schließlich auch ordentlich zu schreiben. Aber sie haben das Wichtigste übersehen. Ob es nun meine Schuld war oder ihre (ihre!), sie haben es übersehen.

Itbah al-Yahud!

Eigentlich bin ich ja dankbar für jeden Anlass, eine Party zu feiern, doch in den letzten Jahren, Monaten und Stunden der Neunzigerjahre war ich skeptisch, und das lag nicht nur daran, dass ich einer dieser pedantischen Puristen bin, die darauf beharrten, dass das neue Jahrtausend am ersten Januar 2001 beginne. (Das Thema ist jetzt ohnehin erledigt, und irgendwie verstehe ich ja auch die eigenartige Attraktivität eines Tachos, der nur Nullen anzeigt – ich erinnere mich, dass meine Eltern mit unserem 1948er Buick um den Block gefahren sind, bis die Zahlen umsprangen und alles wieder auf null stand.)

In dem Film Sunshine – Ein Hauch von Sonnenschein spielt Ralph Fiennes drei Generationen von Männern in einer jüdisch-ungarischen Oberschichtfamilie in Budapest. Irgendwann feiert die Familie den Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, aber der Film verschweigt, ob es Silvester 1899 oder 1900 ist. (Wahrscheinlich 1900, denn damals verstand man noch etwas von so einfachen Dingen wie Kalendern.) Also küssen sie einander und stoßen an »auf das kommende Jahrhundert des Mitgefühls, der Gerechtigkeit und des menschlichen Fortschritts« ...

Es ist ein beeindruckender, trauriger Moment. Als Zuschauer würden wir am liebsten in die Szene stürzen und sie warnen, dass das Europa des zwanzigsten Jahrhunderts voller Unterdrückung, Chaos, Ungerechtigkeit und Mord sein wird und dass sie als Juden mehr leiden werden als alle anderen. Aber diese Leute waren die Kinder der zweiten Hälfte ihres eigenen Jahr-

hundreds, und wenn es auch keine echte soziale Gerechtigkeit gab, so existierte doch wenigstens eine Art gesellschaftlicher Vernunft, die es sogar Juden erlaubte, zu Wohlstand und Ansehen zu kommen und vor dem Gesetz wie alle anderen behandelt zu werden. Jahrzehntelang herrschte Frieden in Europa, und die Vorstellung, es könne Krieg geben, verblasste nach und nach. (Für uns im unruhigen Fahrwasser des einundzwanzigsten Jahrhunderts ist es schwer, sich vorzustellen, dass es ganze Jahrzehnte gegeben hat, in denen Frieden herrschte.)

Man möchte in die Szene stürmen und rufen: »Die Nazis! Auschwitz! Weltkriege, so häufig, dass sie nummeriert werden müssen wie die Fortsetzungen von Filmen! Todeslager! Kommunismus! Gulags! Hiroshima! Pogrome und Pestilenz, Bomben und Hungertod und Völkermord überall!«

Ich genoss Silvester 1999, schrieb Freunden in Moskau und Paris und Berlin um Mitternacht ihrer Zeit E-Mails, rief unsere engsten Freunde in England an, als Mitternacht für sie vorüber war, erkundigte mich, ob sie alle wohlauf seien, und hörte ihre Stimmen aus dem neuen Jahrtausend zu mir dringen. Doch als die Welt in dieser Nacht ausflippte – als wir das erste echte weltweite Ereignis feierten, eine planetenweite Party, während der Jahreswechsel als stürmisches Feuerwerk um die ganze Erde lief –, da konnte ich nicht umhin, mich zu fragen, welche nun bedeutungslosen Nomen und welche immer noch bedeutungsvollen Verben ein Zeitreisender aus dem Jahre 2100 uns wohl als Warnung zurufen würde, wenn er könnte. Schon gut, manchmal ist es besser, wenn wir es nicht so genau wissen. Ich vermute aber, dass die Ironie unserer Feier sogar noch größer und das Ereignis trauriger sein könnte als die Ironie der österreichisch-ungarischen jüdischen Familie, die in der Mor-

gendämmerung des zwanzigsten Jahrhunderts den Jahreswechsel feierte und auf Mitgefühl, Gerechtigkeit und menschlichen Fortschritt hoffte.

Itbah al-Yahud!

Während ich an einem frühen Septembernachmittag im Jahre 2001 diese Zeilen schreibe, unterbricht NPR die Sendung mit klassischer Musik und bringt die Nachrichten. Die Topmeldung ist ein optimistischer, ja sogar hoffnungsvoller Bericht über die erste internationale Konferenz der Vereinten Nationen zum Rassismus, die »doch noch unter großen Mühen zu einem erfolgreichen Abschluss« gebracht werden soll. Nun, die Nachrichtenleute bei NPR mögen gute Dinge und hoffnungsvoll sein, ich bin es nicht. Die UN-Veranstaltung, deren Ablauf ebenso unbeholfen und großspurig war wie ihr offizieller Titel – »Weltkonferenz gegen Rassismus, Rassendiskriminierung, Fremdenfeindlichkeit und damit zusammenhängende Intoleranz« –, schmückte sich mit solchen Bastionen der Freiheit wie Fidel Castro und Yassir Arafat und artete blitzschnell in einen geifernden Angriff auf Israel aus.

Aus Ekklesiastes 1:4-5, 1:9 und 1:11:

Eine Generation geht, eine andere kommt. Die Erde steht in Ewigkeit.

Die Sonne geht auf ...

Was geschehen ist, wird wieder geschehen, was man getan hat, wird man wieder tun: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Nur gibt es keine Erinnerung an die Früheren und auch an die Späteren, die erst kommen werden, auch an sie wird es

keine Erinnerung geben bei denen, die noch später kommen werden.

Von der »Weltkonferenz der Vereinten Nationen gegen Rassismus, Rassendiskriminierung, Fremdenfeindlichkeit und damit zusammenhängende Intoleranz«:

Itbah al-Yahud! Tötet die Juden!

Dreißig Tage vor dem letzten Fax feierten die Nachmenschen eine Abschiedsparty im Archipel von New York City. Viele der 9114 Altmenschen nahmen daran teil. Die meisten faxten einfach hinüber, einige flogen mit selbst leuchtenden, durchsichtigen Biozeppelinien ein, die am Anlegeturm des Empire State Building festmachten, andere kamen mit übergroßen Kalmar-subs, etwa fünfhundert Phantasielose benutzten die umgebaute *Queen Elizabeth 2*, und eine Handvoll flog oder schwebte mit individuell angepassten Sonies ein.

Pinchas und Petra faxten am zweiten Abend der fünftägigen Feier herein. Sie hatten gehofft, Savi anzutreffen, doch ihr Proxnetleitstrahl blinkte nicht, und eine physische Suche auf dem Archipel verlief ergebnislos. Sie blieb verschwunden und unsichtbar. Pinchas und Petra waren enttäuscht, verbrachten aber dennoch einige Stunden auf der Party.

Der Archipel war hell beleuchtet. Zwischen dem strahlenden Empire State Building und anderen beleuchteten historischen Türmen, die sich aus dem dunklen Wasser erhoben, schwammen Kerzenkugeln unter den Sumpfkoniferen und auf den Kanälen im Farnwald. Auf und über der *QE2*, die am Chrysler Building

angelegt hatte, brannte die Festbeleuchtung, darüber schwebten wie Quallen die selbst leuchtenden Zeppeline, von unten spendeten die Tauchboote Licht, und in einem fast unablässigen Sperrfeuer von Farben und Lärm explodierten Raketen. Hoch über dem Feuerwerk wechselten der A-Ring und der P-Ring die Farben, durchliefen das gesamte Spektrum und nahmen auch einige Farbtöne an, die für das menschliche Auge nicht sichtbar waren, um die erste der vielen tausend Partys vor dem letzten Fax zu feiern.

»Ganz schönes Theater«, sagte Pinchas.

Petra drückte seinen Oberarm. »Hör auf damit. Du hast es versprochen.«

Pinchas nickte und besorgte sich bei einem Servitor, der gerade vorbeikam, einen Drink. Er und Petra wanderten im kleinen Geviert der erweiterten ehemaligen Beobachtungsplattform des Empire State Building herum und traten zur Seite, um Gruppen von Zeppelin-Fahrgästen über die gusseisernen Wendeltreppen von der Anlegeplattform heruntersteigen zu lassen.

Alle schienen recht gelöster Stimmung zu sein, abgesehen höchstens von den unvermeidlichen Voynixen, die hier und dort herumstanden und aussahen wie Käfer aus rostigem Eisen und gegerbtem Leder.

Pinchas kippte einem von ihnen einen Teil seines Drinks über den Panzer.

»Bist du betrunken?«, fragte Petra.

»Ich wünschte, ich wäre es.« Pinchas ballte eine Hand zur Faust und schlug nach dem eiförmigen Voynix, der einen halben Meter über ihm schwebte. Es klang hohl. »Ich wünschte, die verdammten Dinger hätten Augen.«

»Warum?«

»Dann würde ich meinen Daumen in eins davon drücken.« Er tippte mit dem Finger auf den eiförmigen schwarzen Chitinschädel. Es hallte dumpf.

Der Voynix tat, was Voynixe normalerweise tun. Er ignorierte ihn.

Eine Nachmenschliche in einer Iteration, die Petra und Pinchas als Moira bekannt war, schwebte über ihnen durch die Menge. Sie trug ein festliches goldenes Kleid, und das graue Haar auf dem anmutigen Kopf war sehr kurz geschnitten.

»Meine Lieben«, sagte sie, »ich hoffe, Sie haben einen absolut wundervollen Abend?«

»Absolut«, entgegnete Petra.

»Wundervoll«, sagte Pinchas. Er sah Moira an und fragte sich nicht zum ersten Mal in den zweihundert Jahren, die er jetzt lebte, warum alle Nachmenschlichen weiblichen Geschlechts waren.

Moira lachte erfreut. »Gut, das ist gut. Später wird uns der Illusionist Dahoni unterhalten. Ich glaube, er will die *QE2* verschwinden lassen. Schon wieder!« Sie lachte noch einmal.

Petra lächelte und trank einen Schluck eisgekühlten Wein.
»Wir suchen unsere Freundin Savi.«

Moira zögerte einen Augenblick, und Pinchas fragte sich, ob sie sich überhaupt erinnerte, wer sie waren. Sie waren sich im Laufe der Jahrhunderte ein paar Dutzend Mal begegnet – oder vielmehr nahm Pinchas es an und unterstellte einfach, es sei stets dieselbe Nachmenschliche, die in der Moira-Iteration auftrat –, doch sie hatte sie mit »Meine Lieben« angeredet und damit die alte Paranoia genährt, alle Altmenschen sähen für die Nachmenschlichen gleich aus.

»Savi, die Kulturhistorikerin?«, sagte Moira und zerstörte damit diese Theorie. »Sie war natürlich eingeladen, aber wir

haben keine Bestätigung von ihr bekommen. Ich erinnere mich, dass sie eine gute Freundin von Ihnen war, Petra, und von Ihnen natürlich auch, Pinchas. Wenn sie auftaucht, werde ich ihr selbstverständlich sagen, dass Sie hier sind.«

Pinchas nickte und trank sein Glas aus. Er hatte einen Augenblick vergessen, wie leicht diese Konstrukte in seinem schönen, aber unfertigen Homosap-Gesicht lesen konnten. Wer brauchte da noch Telepathie?

»Ja, wer?«, stimmte Moira zu und lachte. Sie berührte seinen Arm, tätschelte Petras Wange, winkte einen Servitor herbei, der ein Tablett mit warmen Häppchen herumtrug, und schwebte davon, um sich unter die anderen Gäste zu mischen.

»Sie ist nicht hier«, sagte Pinchas.

Petra nickte und blickte auf ihre Handfläche. »Kein Leitstrahl, kein Compoint, kein Faxtrail, keine Botschaften für uns auf Far oder Prox. Ich weiß ja, dass sie manchmal allein sein will, aber so langsam mache ich mir Sorgen.«

»Vielleicht hat sie bereits das letzte Fax gemacht«, sagte Pinchas.

Petra sah ihn entgeistert an.

»Schon gut«, meinte Pinchas und hob beschwichtigend die Hände. »War kein guter Witz.«

»Genau«, sagte Petra. Sie nahm ihm den Drink ab und stellte das Glas auf das Geländer der Aussichtsplattform. Ein paar Meter entfernt machte sich jemand bereit, einen Bungeesprung zum dreißig Stockwerke tiefer schwappenden Wasser zu versuchen. Petra kehrte den Zuschauern, die im Chor den Countdown für den Sprung riefen, den Rücken. »Wir wollen sie suchen«, sagte sie.

Pinchas nickte und nahm ihre Hand. Sie faxten hinaus.

Savi träumte schon wieder vom Manhauling.

Sie drehte sich und warf sich im bläulichen Licht ihrer Eishöhle hin und her. Die kleinen Heizstrahler und die dicke Thermodecke sorgten dafür, dass sie nicht fror. Sie träumte von kalten Gletschern, kahlen Klippen, Pemmikan-Eintopf, Männern mit verschmierten Gesichtern, in Segeltuch und Wolle gekleideten Männern, die sich tief in Ledergesirre stemmten, während sie mit ihrer bloßen Körperkraft unmöglich schwere Schlitten über die antarktische Hochebene schleppten.

Savi träumte von Wilsons Skizzenbuch und von Sastrugi in scharfem Wind. Sie warf sich hin und her und drehte sich in der eisblauen Höhle, sie träumte vom Lager unter der zerfetzten norwegischen Flagge, sie träumte von den vom Wind halb verwehten Spuren ihrer Skier, die nach Süden führten, die paar letzten Meilen bis zum Pol. Sie träumte von Oates und Evans und Bowers und von Scott, ein kleiner Mann, halb von Schneewehen verschluckt und im Gleissen der Sonne auf dem Eis kaum noch zu sehen.

Sie nahm an, dass sie diese Dinge aus der Sicht von Edward Wilson träumte. Wenigstens konnte sie Wilsons Gesicht und seine Gestalt nie sehen, aber die Seiten seines Tagebuchs und seiner Skizzenbücher suchten sie häufig heim.

Savi wachte auf und blieb ganz still liegen. Sie spürte, wie ihr Herz klopfte, und lauschte der Stille. Außer dem Knistern des in der Strömung nach Norden treibenden Eisfloßes war nichts zu hören.

Eine Woche zuvor war sie von zu Hause abgeflogen, da vor hatte sie mehrere Wochen lang über aus dem Orbit aufgenommenen Infrarotfotos gebrütet und sich schließlich diesen Eisberg ausgesucht, dessen Größe, Festigkeit und Laufweg ihr

zusagten. Er hatte sich bereits aus der matschigen, ewig kreisenden Eisbarriere am Rand des Ross-Meeres gelöst. Der Eisberg war etwa hundert Meter lang, ungefähr dreißig Meter ragten aus dem dunklen Meer. Er war stabil, der größte Teil seiner Masse lag tief unter dem Wasser. In dem Teil, der aus dem Wasser ragte, gab es einige ebene Flächen, sodass sie im Dunklen problemlos ihren Thermoanzug landen konnte. Anschließend hatte sie die Maschinen und Vorräte verstaut, die sie im P-Ring hatte herstellen lassen oder die sie auf der alten Schutthalde namens McMurdo gefunden hatte.

Was sie für das Schwierigste gehalten hatte – mit dem großen Brenner ihre Höhlen, die Treppen und die Tunnel zu graben –, war in Wahrheit das Einfachste gewesen. Und es hatte am meisten Spaß gemacht. Zwanzig Meter tief in den Eisberg hinein, zuerst ein wenig abschüssig und dann wieder nach oben, um eine Kaltluftfalle einzubauen, dann die Treppen, Geländer und Griffe mit dem Handbrenner herausfräsen. Sie war auf eine natürliche, gewundene Spalte im Eisberg gestoßen, der sie noch einmal fünfzig Meter weit bis zu einer Stelle folgen konnte, wo sie sich zu einem schmalen Riss verengte.

Savi leuchtete die Höhlen mit Glühkugeln und Halogenstäben mit eigener Energieversorgung aus. So tief im Eisberg gab es kein natürliches Licht mehr. Die schwere Arbeit begann, als sie ihre Vorräte und die Möbel in ihre Wohnhöhle schleppen musste, die ein Stück unter dem Meeresgrund lag und ins Herz des Eisbergs gebrannt war. Mit den kleinen Heizbrennern konnte sie die Luft und den Raum rings um sich aufwärmen, ohne ihr Heim zu schmelzen. Sie schlief auf Schaumstoff und Thermo-decken und Pelzen und spielte mit ihren alten Maschinen und Dokumenten herum.

Wie auch sonst immer, wenn Savi sich für eine Weile aus der Welt zurückzog, hatte sie alle Com- und Faxverbindungen gekappt, die sie nur kappen konnte. Jetzt aber, da nur noch wenige Tage bis zum letzten Fax blieben, hatte sie besonders viel Stoff zum Nachdenken. Sie beschäftigte sich mit Festplatten und Pergamenten.

Machte die Enge ihr zu schaffen, ging sie nach oben in die kalte Nacht hinaus, besuchte ihren mit Raureif überzogenen So- nie, stellte die Heizung höher und klinkte sich ins Farnet-Geplapper ein, ohne sich daran zu beteiligen. Wenn sie zu unruhig wurde, brannte sie einfach einen neuen Tunnel in den Eisberg und erweiterte ihr blau schimmerndes Eislababyrinth.

Die Träume beunruhigten sie. Sie hatten schon vor ihrer Auszeit begonnen. Angesichts ihres Berufes und ihrer Vorlieben waren die Träume durchaus erklärlich. Doch die Eindringlichkeit, mit der sie kamen, bereitete ihr Sorgen. Sie kannte das Ende dieser Expedition und schien sich diesem Ende mit jeder Nacht, die verging, ein Stück weiter anzunähern. Es blieb nicht mehr viel Zeit.

Petra und Pinchas hatten beschlossen, direkt in Savis Foyer zu faxen – jeder Altmensch, der ein Heim oder eine Wohnung sein Eigen nannte, besaß ein Faxfoyer –, doch gleich nach ihrer Ankunft stellten sie fest, dass die Sicherungseinrichtungen des Faxsystems Pinchas Abendanzug und Petras Partykleid gegen eine molekulare Thermoschicht ausgetauscht hatten. Nicht einmal Hauben, Sichtblenden, Stirnscheinwerfer und Heizschläuche mit warmem Wasser fehlten.

Das war auch gut so. Das Foyer war eine Tiefkühltruhe. Schwarz und eiskalt.

»Was, zum Teufel, hat das zu bedeuten?« Er hatte Savis Haus am Mount Erebus noch nicht gesehen, obwohl er und sie mehrere Jahre vor ihrem Umzug hierher Geliebte gewesen waren, aber er wusste, dass sie nicht einfach ihr Haus im Stich ließ, um Urlaub zu machen.

Petra nickte, als sie die Tür von Savis Behausung bemerkte. Sie stand offen.

Pinchas fühlte sich wie ein Eindringling, als er eintrat. Savis Wohnung war voller Möbel und wahllos gesammelter Gegenstände. Einige Stapel reichten fast bis an die niedrige Decke, doch die Wohnung war weitläufig und hatte mehrere Stockwerke. Sie hatte das Haus aus alten Appartementmodulen und noch älteren Gebäuden gebaut, die sie in den Überresten der ehemaligen Hauptstadt der Antarktischen Republik, McMurdo, ausgegraben hatte. Petra und Pinchas brauchten zwanzig Minuten, um einmal rundherumzugehen.

Petra fand einen Lichtschalter, doch die in die Wand eingelassenen Lampen blieben dunkel. Savi hatte das Haus offenbar komplett vom Stromnetz getrennt. Aber warum?

Pinchas fand ein paar Halogenstäbe und ergänzte die Lichtkegel ihrer Stirnscheinwerfer durch die Leuchtstäbe, als sie von Raum zu Raum wanderten. Die lang gestreckten, dreifach verglasten Fenster boten im Sommer gewiss einen atemberaubenden Ausblick. Das Haus lag hoch am Hang des Vulkans, und der Blick ging nach Norden. Jetzt aber herrschte draußen vor dem mit Raureif überzogenen Glas die antarktische Nacht. Savis Wohnzimmer wirkte gemütlich und nicht ganz so vollgestopft wie der Rest der Wohnung. Petra sagte, ihrer Ansicht nach fehlten einige Möbel. Sie hatte Savi gelegentlich hier besucht, als sie und Savi Geliebte gewesen waren, doch sie war nicht sicher.

Die langen, schmalen Arbeitsräume, Bibliotheken und Lager wirkten im Schein der Stirnlampen surreal. Eispartikel schwebten in der Luft, die Flächen waren mit Raureif und Eiskristallen beschlagen, und selbst durch die molekularen Handschuhe des Thermoanzugs fühlte sich alles sehr kalt an.

Pinchas berührte einige glatte, schwarze Brocken in der Größe von Trilobiten, die auf dem Tisch lagen. »Was ist das?«

»DNS-Computer«, sagte Petra. »Frühes zwanzigstes Jahrhundert, würde ich sagen. Savi hat sie in den McMurdo-Ablagerungen ausgegraben.«

Trotz der gespenstischen Umgebung musste Pinchas grinzen. »Die Computer hatten damals Gehäuse? Sie waren physikalische Objekte?«

»Ja«, sagte Petra. »Schau mal, hier.« Sie waren in Savis zentrales Wohnmodul zurückgekehrt. Petra hatte einige alte Lesegeräte und gebundene Bücher aufgehoben und hielt ein modernes Pergament hoch. »Das hier ist Savis Handschrift.«

Pinchas war beeindruckt. »Du kannst lesen?«

»Nein«, sagte Petra. »Aber ich erkenne ihre Handschrift. Ich weiß, dass es nach allem, was wir schon getan haben, noch eine weitere Grenzüberschreitung wäre, wenn wir es lesen, aber ...«

»Aber es könnte eine Nachricht für uns sein ... oder besser, an dich«, sagte Pinchas. Er legte die Hand auf das Pergament und wollte die Lesefunktion aktivieren und die goldenen Worte über seinen Arm wandern lassen.

Petra fasste sein Handgelenk. »Nein, mach das nicht!«

Pinchas war überrascht und verwirrt, ließ aber gehorsam die Hand wieder sinken.

Petra zog hinter ihrem Visier ein verlegenes Gesicht. »Ich dachte nur ... ich meine, wenn du die Lesefunktion aktivierst,

gehen die Daten durch einen der Ringe. Ich meine ...« Sie brach ab.

Pinchas sah sie stirnrunzelnd an. »Jetzt werden wir aber ein wenig paranoid, was?«

»Mag sein«, sagte Petra. »Aber ich dachte, wir suchen uns vielleicht lieber einen Altmenschen, der lesen kann und es uns übersetzt.«

»Kennst du denn jemanden, der lesen kann?«

Petra starrte das Pergament an und nickte. »Ein Gelehrter namens Graf. Außerdem hat er sich mit Savi angefreundet, als die beiden bei den Ausgrabungen in Paris zusammen gearbeitet haben. Wir könnten mit ihm Verbindung aufnehmen und ihm das hier zeigen.« Sie faltete das Pergament zusammen und schob es durch die dünne Membran des Thermoanzugs in die Hosentasche.

»Ich denke, wir sollten noch warten, ehe wir es entschlüsseln«, wandte Pinchas ein. »Uns bleiben noch dreißig Tage. Geben wir Savi doch noch etwas Zeit, um zurückzukommen, bevor wir ihre privaten Notizen lesen.«

»Einverstanden«, sagte Petra. »Wir bringen dies erst in zwei Wochen zu Graf. Aber wenn Savi nicht auftaucht, kann er uns vielleicht wenigstens den Grund nennen.«

Die beiden standen noch einen Augenblick schweigend in der kalten Einöde von Savis Wohnzimmer.

»Glaubst du, ihr ist etwas zugestoßen?«, fragte Pinchas schließlich.

Petra zwang sich zu einem Lächeln. »Was sollte ihr schon zustoßen? Bei einem schweren Unfall gäbe es Aufzeichnungen der Rekonstruktionsprozedur. Aber als wir Farnet gefragt haben, sagte man uns ja, mit ihr sei alles in Ordnung.«

»Ich wünschte nur, sie hätte uns gesagt, wo sie ist«, meinte Pinchas.

»Sie will ihre Ruhe haben«, sagte Petra.

Darüber mussten sie beide lächeln. Nach einem letzten Blick in die Runde faxten beide nach Norden.

Oates starb als Erster. Jeder weiß das. Oder sagen wir, jeder wusste es, als die Geschichte noch eine Rolle spielte. Das dachte Savi, als noch fünfzehn Tage bis zum letzten Fax blieben. Sie hatte schon seit einigen Tagen auf den Schlaf verzichtet.

Oates verließ Scotts Zelt am Abend des 15. März 1912 und sagte: »Ich gehe nach draußen und bleibe vielleicht eine Weile fort.« Scott, Bowers und Wilson wussten, dass der geschwächte Oates in den Schneesturm ging, um zu sterben. Sie hielten ihn nicht auf. Vierzehn Tage später, am 29. März, starben die anderen drei in ihrem Zelt, nur elf Meilen vom One Ton Depot und der Rettung entfernt.

Seine letzten Stunden verbrachte Scott damit, Notizen und Briefe zu kritzeln. Er verteidigte die Expedition. Er lobte den Mut und die Tapferkeit seiner Kameraden. Sein letzter Eintrag lautete: »Um Gottes willen, gebt auf unsere Leute Acht.« Er schrieb einen kurzen Abschiedsbrief an seinen guten Freund Sir J.M. Barrie, den Autor von *Peter Pan*. Nun waren Scott und seine Begleiter die verlorenen Kinder.

Savis Träume waren böse und kalt geworden. Sie beschloss, nicht mehr zu träumen. Sie saß in der mit Teppichen ausgelegten Höhle im Herzen ihres Eisbergs, warf Aufputschmittel ein und trank einen Pott schwarzen Kaffee nach dem anderen. Sie hockte über ihren Notizen und den alten Computerdaten, überprüfte die Informationen, hinterfragte und bestätigte ihre Schlussfolgerungen. Es sah übel aus.

Doch sie hatte noch eine Geheimwaffe. Ganz wörtlich. Die Pistole war schwarz und hässlich, wie es nur die Massenprodukte des postindustriellen Jahrhunderts sein konnten, aber sie funktionierte. Sie hatte sie einmal am Hang des Mount Erebus und noch einmal auf der nachtdunklen Oberfläche ihres Eisbergs abgefeuert. Die Waffe knallte laut, wenn sie feuerte. Als sie das erste Mal den Abzug durchgedrückt hatte, war Savi das Ding aus der Hand gefallen, und sie hatte einige Wochen keinen weiteren Schuss mehr abgegeben. Doch jetzt trug sie die schwarze, schwere Pistole gern mit sich herum. Sie gab ihr Sicherheit. Und sie hatte reichlich Schachteln mit Munition.

Zwei Wochen und einen Tag vor dem letzten Fax beschloss sie, es sei an der Zeit, ihre Freunde – besonders Pinchas und Petra – in ihre Pläne einzubeziehen. Sie ließ die Höhlen geheizt und beleuchtet zurück und dachte, dies sei ein guter Ort, zu dem ihr Kader fliegen konnte, um Geheimkonferenzen abzuhalten. Sie kletterte in die heulende Dunkelheit hinauf und folgte den Leitseilen bis zum Sonie. Der Sonie war fort.

Savi schmeckte Galle und Angst im Mund, doch sie kämpfte beides nieder. Ihr Fehler. Sie hatte das Fahrzeug für einen dreiwöchigen Gebrauch formatiert und nicht damit gerechnet, dass sie so lange bleiben würde. Das Ding war nach Ablauf der Frist von sich aus zurückgeflogen, um sich in einer Versorgungsstation recyceln zu lassen.

Savi kehrte ins bläulich schimmernde Eis zurück und dachte nach. Trotz ihrer Aversion gegen das Faxen hatte sie nicht die Geduld, darauf zu warten, dass ein neuer Sonie hergestellt und zu ihr geflogen wurde. Sie aktivierte die Faxfunktion und stellte sich Mantua vor.

Nichts geschah.

Ein paar Sekunden lang konnte Savi keinen klaren Gedanken fassen. Dann, in einer Panik, die sie mit solcher Wucht in ihren ganzen zweihundert Lebensjahren noch nicht verspürt hatte, versuchte sie, sich in Farnet und Proxnet einzuwählen. Keine Reaktion. Stille.

Heftig zitternd setzte sie sich auf den prachtvollen persischen Teppich, legte sich die schwarze Pistole in den Schoß und dachte nach.

In einem Eistunnel hinter ihr bewegte sich ein Schatten. Stiefel mit Stollen knirschten im Eis.

Savi fuhr herum. »Oates?«, rief sie. »Oates?«

Trotz der sommerlichen Hitze und der Luftfeuchtigkeit – Mantua war von Seen und Kanälen umgeben – mochten manche der Altmenschen die Stadt und versammelten sich gelegentlich dort. Vierzehn Tage vor dem letzten Fax speisten Pinchas, Petra und vier ihrer Freunde in der warmen Luft auf der Piazza Erbe. Auf der weißen Tischdecke standen *agnoli*, *tortelli di zucca*, *insalata di cappone*, *risotto* und *costoletta d'agnello al timo*. Sie hatten die Froschschenkelsuppe schon genossen und bedienten sich jetzt großzügig aus den Flaschen mit frischem, perlendem Lambrusco. Es war etwa elf Uhr abends, und die Tageshitze war schon fast aus dem Pflaster gewichen. Eine kühle Brise ließ die Leinenmarkise über ihnen flattern. Der Halbmond stand hoch am Himmel, gelegentlich schob sich der P-Ring davor. Tauben gurrten auf den Türmen in der Nähe.

Graf beugte sich über das Pergament. Er war ein dunkelhäutiger Mann mit sauber getrimmtem Bart. Einer der wenigen Altmenschen, die sich Haare im Gesicht erlaubten. Wenn er die Stirn runzelte, wie er es jetzt gerade tat, ähnelte er den längst

verstorbenen Gonzagas, deren Abbilder auf den Fresken des nicht weit entfernten Palasts zu sehen waren.

»Können Sie es lesen?«, fragte Petra.

»Natürlich kann ich es lesen«, sagte Graf. »Das Verstehen bereitet mir allerdings Probleme.«

»Wir waren uns ziemlich sicher, dass es im Prärubikon-Englisch geschrieben ist«, meinte Pinchas.

Graf kratzte sich am Bart und nickte. »Der größte Teil, ja.«

»Um Himmels willen«, sagte Hannah, Grafs derzeitige Partnerin, »so lies es doch vor.«

Graf zuckte mit den Achseln. »Es ist eigentlich eher eine Liste als eine Botschaft.« Dann las er laut:

1. *Voynix = Voynich Ms.?*
2. *Nfaxen nicht. Faxgeräte im 20. Jahrh. arbeiteten mit Orig.*
3. *Moira? Atlantis?*
4. *Juden. Rubikon. Tel Aviv.*
5. *Wir sind verdammt Eloï.*
6. *Kaddosh. Hamm esh-Sharif.*
7. *Itbah al-Yahud.*

»Ich geb's auf«, sagte Stephen, der mit seinem Partner Frome von Helsinki herübergefaxt war. »Im Rätsellösen war ich noch nie sehr gut. Was hat das alles zu bedeuten?«

Graf zuckte mit den Achseln.

»»Wir sind verdammt Eloï«, zitierte Hannah. »Warum sollten wir verdammt sein?«

»Ganz zu schweigen davon, was Eloï sind«, warf Pinchas ein.

Das konnte Graf beantworten. Er erzählte ihnen von H.G. Wells' Roman über eine Zeitreise.

»Schön«, sagte Frome. »Wie man es auch deuten will, Savis Satz ist für uns nicht gerade schmeichelhaft. Vielleicht will sie damit aber auch nur ausdrücken, dass ihre Geliebten für ihren Geschmack zu sanftmütig waren.«

Pinchas und Petra wechselten einen Blick. Sogar Graf blinzelte verdutzt und schaute vom Pergament auf.

Frome, der die Reaktionen nicht bemerkt hatte, fuhr fort: »Und wenn wir alle *Eloi* sind, wer sind dann die Morlocks? Die Nachmenschen?«

Petra musste lächeln. »In den letzten paar Jahrhunderten habe ich nichts davon gehört, dass die Nachmenschen einen von uns gegessen hätten.«

»Außerdem sind die Nachmenschen Vegetarier«, sagte Graf.

»Was heißt wohl ›Voynich Ms.‹?«, fragte Pinchas.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen am Tisch. Schließlich sagte Graf: »Ich werde es überprüfen.« Er hob die Hand, doch Petra legte ihm die zierlichen Finger aufs Handgelenk und hielt ihn zurück.

»Ich glaube, wir sollten keine Funktionen aufrufen, die mit Savis Notizen zu tun haben, solange es nicht wirklich unvermeidlich ist«, meinte sie leise. Sie sah sich um und vergewisserte sich, dass kein Servitor oder Voynix in der Nähe war und sie belauschen konnte. »Gibt es eine andere Möglichkeit, die Bedeutung dieser Zeile herauszufinden?«

»Ich habe in Berlin eine physikalische Bibliothek«, sagte Graf. »Ich kann heute Abend nachsehen.«

»War ›Ms.‹ nicht im Prärubikon eine Anrede für Frauen?«, fragte Frome. »Irgendein Ehrentitel dafür, dass sie nicht heiraten wollten oder so?«

»Etwas in dieser Art. Aber es kann auch für ›Manuskript‹ stehen.«

»Hat jemand eine Idee, warum Savi die Nachmenschliche Moira oder Atlantis erwähnt haben könnte?«, fragte Pinchas.

Die anderen fünf nippten an ihrem Lambrusco oder kauten am Essen. Niemand hatte eine Erklärung anzubieten. Schließlich sagte Hannah: »Ich war noch nie in Atlantis.«

Wie sich herausstellte, war noch keiner von ihnen dort gewesen. Es war kein Ort, den Altmenschen häufig besuchten.

»Ich nehme an, mit ›N faxen nicht‹ sind die Nachmenschen gemeint«, überlegte Petra. »Aber warum hat sie das aufgeschrieben? Das wissen wir doch sowieso.«

»Der Teil, der darauf folgt, ist allerdings interessant«, sagte Pinchas. »Wie hieß es noch genau, Graf?«

»Faxgeräte im 20. Jahrh. arbeiteten mit Orig.«, las der Gelehrte.

»Was ist ein Orig?«, fragte Stephen.

»Ich glaube, das ist eine Abkürzung für ›Originale‹«, sagte Pinchas. »Ich habe mal etwas über Faxgeräte gehört. Es war eine Technik, um Schriftstücke digital zu übermitteln, bevor das erste Internet existierte. Das war lange, bevor das erste erfolgreiche Quantenfax mit diesem Begriff belegt wurde.«

»Ich glaube, diese Technik wurde auch nach der Entwicklung des Internet noch eingesetzt«, sagte Graf. »Aber die ursprünglichen mechanischen Faxgeräte haben einfach ein Original kopiert. Eine Quelle, die auf physisches Papier geschrieben war. Die Kopie wurde dann elektronisch verschickt, aber das Original existierte weiter. Nur, was sagt uns das jetzt?«

»Vielleicht will Savi sagen, dass die Nachmenschen irgendwo die Originale von uns aufbewahren«, meinte Petra. »Gefro-

rene Körper wie Eis am Stiel, die zu ihrem Vergnügen lobotomiert und aufgetaut werden können. Vielleicht setzen sie unsere Originale da oben zur Sklavenarbeit ein oder für irgendetwas anderes. Als Sexsklaven.«

Es gab ein unbehagliches Lachen am Tisch.

»Gut«, sagte Hannah, »jetzt fühle ich mich schon viel besser, was das letzte Fax angeht. Ich dachte, ich müsste für immer ein Neutrino bleiben. Sie sagen, sie wollten uns in zehntausend Jahren aus dem Übergangsmodus herausnehmen, wenn die Erde so hergerichtet ist, wie sie sie haben wollen, aber wer weiß? Wenn der Neutrinostrom irgendwo da draußen verloren geht, können sie immer noch mein Original auftauen. Mir würde es nichts ausmachen, eine Sexsklavin zu sein ... nur dass alle Nachmenschen weiblich sind, und in diese Richtung neige ich eigentlich nicht.«

Diese Bemerkung wurde nicht mit Gelächter, sondern mit Schweigen quittiert. Schließlich sagte Pinchas: »Ich dachte, ich beherrschte das Prärubikon-Englisch recht fließend, aber die sechste und die siebte Zeile von Savis Notiz kann ich nicht lesen.«

Graf nickte. »Ein Teil davon ist hebräisch«, sagte er leise. »*Kaddosh* – das würde ich hier wohl als ›heilig‹ übersetzen. Möglicherweise. *Haram esh-Sharif* und *Itbah al-Yahud* ist Arabisch. *Haram esh-Sharif* ist ein Ort in Jerusalem. Der Tempelberg. Wo der Felsendom gestanden hat.«

»Wurde der Felsendom nicht während der Demenz in die Luft gejagt?«, fragte Frome.

Graf nickte. »Davor standen der Erste und der Zweite Tempel auf diesem Fleck. Jetzt kommt bald ein Tag, den man Tisha B'Av nennt. An diesem Tag haben die Juden traditionell über

diese Ereignisse getrauert, und an diesem Tag sind viele traurige Dinge geschehen.«

Petra nahm dem Gelehrten das Pergament ab und betrachtete stirnrunzelnd die Schrift, die sie nicht verstehen konnte. »Vielleicht hat Savi deshalb auch etwas geschrieben über – wie hieß es noch gleich? *Juden. Rubikon. Tel Aviv.*«

»Ja«, sagte Graf. »Ich glaube, die ersten Fälle von Rubikon wurden um den Tisha B'Av herum gemeldet. Viele Leute glaubten sogar, das Virus stamme ursprünglich aus ...«

»O Jesus«, unterbrach Hannah. »Diese alten Verleumdungen. Ich habe die Gerüchte gehört, das Rubikon-Virus sei aus irgendeinem Biowaffenlabor in Tel Aviv entwichen. Diese Lüge war ein Produkt der dementen Jahre.«

Graf zuckte mit den Achseln. »Wie wollen wir das wissen? Wir haben damals noch nicht gelebt, und die Nachmenschen reden nie darüber. Außerdem ist es ja wahr, dass wir alle – wir neuntausend und ein paar mehr – von den Juden abstammen.«

»Und wir sind alle steril«, sagte Hannah bitter. »Und nun? Ein paar Juden hatten dieses seltene Gen, das sie vor dem Rubikon-Virus geschützt hat, aber die Nebenwirkung war, dass ihre Nachkommen allesamt unfruchtbar wie Maultiere sind. Nicht einmal die Übertragungsapparate können das in Ordnung bringen. Und außerdem stammen wir alle von irgendeinem afrikanischen Hominiden ab, sogar die Nachmenschen, aber das heißt nicht, dass wir noch irgendeine Erinnerung an die afrikanische Stammeskultur hätten. Die Juden waren nichts anderes ... ein Stamm. Eine primitive Kultur. Ein vergessener Stamm.«

»Nicht völlig vergessen«, wandte Graf ein. Er starrte Hannah an. Zwischen den beiden gab es einen Konflikt, der über die derzeitige Meinungsverschiedenheit hinausging.

»Vielleicht ist die Verbindung zu den Juden das Motiv«, sagte Pinchas. »Oder ein Anlass.«

Alle sahen ihn an. Über ihnen flatterten die Leinenbahnen im aufkommenden Wind. Wolken bedeckten den Mond und die Ringe.

»Ein Motiv wozu?«, fragte Petra, seine Abschwächung ignorierend. »Für einen Massenmord? Ist das letzte Fax eine neue, verbesserte Version von Auschwitz?« Alle am Tisch verstanden die Anspielung. Auch in der postliterarischen Welt nach dem Rubikon-Virus hatten gewisse Worte ihre Kraft noch nicht verloren.

»Na gut, na gut«, sagte Frome, sichtlich bemüht, es heiter zu nehmen. »Die sechs- oder siebenhundert Millionen Nachmenschen sind alle – wie nannte man noch die Feinde der Juden?«

»Ihre Feinde waren Legion«, sagte Graf leise.

»Araber«, sagte Frome, als hätte er es nicht gehört. »Alle Nachmenschen sind Araber. Oder vielleicht sind sie auch – wie heißen sie noch gleich, Petra? Nazis. Alle Nachmenschen haben Hakenkreuze und Flatscans von Hitler in ihren Millionen von Orbitalbunkern hängen.«

Hannah lächelte nicht. »Wer weiß? Kein Altmensch war jemals da oben. Sie könnten da oben in den Ringen alles Mögliche haben.«

Petra schüttelte den Kopf. »Das ist doch Unsinn. Selbst wenn Savi krankhaft paranoid war, muss sie doch gewusst haben, dass die Nachmenschen uns während der letzten drei Jahrhunderte jederzeit hätten vernichten können. Wir sind ihnen jedes Mal, wenn wir faxen, auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Wenn sie wollten ... wenn sie uns töten wollten, dann hätten sie uns nicht erst ein Datum für das letzte Fax nennen müssen.«

»Es sei denn, sie wollen uns auch quälen«, sagte Hannah.

Die fünf anderen nickten und unterbrachen das Gespräch, während die Servitoren die Teller abräumten und Kaffee, *gelato* und *tartufo* brachten.

Pinchas räusperte sich. »Der letzte Teil – *Itbah al-Yahud* –, Sie meinten, das sei auch arabisch?«

»Ja«, sagte Graf. »Es bedeutet: ›Tötet die Juden.‹«

Es war unmöglich, aber die Lichter und die Heizgeräte in Savis Eisberghöhlen versagten.

Sie versagten nicht alle auf einmal, sondern eine nach der anderen. Mit jedem Tag, der verging, verblassten die Halogenstäbe und erloschen, und die kleinen Heizbrenner gaben immer weniger Wärme ab. Es fiel nicht alles aus. Sie hatte noch genug Licht, um etwas zu sehen, und genug Wärme, um zu überleben, doch während sie sich verzweifelt bemühte, wach und aufmerksam zu bleiben, musste Savi gegen die heranrückende Dunkelheit und Kälte ankämpfen. Sie fragte sich, ob die Stromversorgung ausgefallen war und ob die Welt untergehe.

Savi schlief nicht tief, sondern nickte nur hin und wieder kurz ein. Zwar träumte sie immer noch vom Manhauling der Schlitten, doch jetzt sah sie sich immer häufiger auch mit Bowers und Scott im Zelt. Oates war fort. Wenn sie erschrocken auffuhr, spürte sie noch die gleiche Kälte um sich wie im Traum, sie hörte immer noch den Wind heulen, roch den Rauch und den Tran und teilte die unermessliche Erschöpfung der geschlagenen Forscher. Auch wenn sie völlig wach war, heulte der Wind noch durch die Höhlen und Gänge. Und sie spürte immer noch die unsägliche Erschöpfung.

Und es war jemand bei ihr im Eisberg.

Zuerst war sie überzeugt, es seien nur Halluzinationen, aber die Schritte waren jetzt besser zu hören, und immer häufiger nahm sie Bewegungen aus dem Augenwinkel wahr. Savi hätte annehmen können, sie werde von Voynixen besucht, aber die Voynixe bewegten sich nicht und gaben keine Geräusche von sich. Sie machte sich oft Gedanken über die Voynixe, diese Ein-dringlinge, die von den Nachmenschen nur als »chronosynthetische Artefakte« oder »temporale Inkongruenzen« bezeichnet wurden. Doch diese nur unscharf wahrgenommenen Gestalten, die stets im Schatten lauerten und immer hinter der nächsten Gangkrümmung verschwanden, waren klein und mit Segeltuch bekleidet und nicht groß, blind und mit einem Panzer geschützt.

Im Eis war eindeutig etwas eingefroren. Savi fand es dreizehn Tage vor dem letzten Fax. Etwas Dunkles und Festes, ungefähr zwei Meter hinter der Mauer aus Eis in dem Gang, wo sie der natürlichen Spalte gefolgt war. Sie konnte den Umriss im Strahl ihrer Taschenlampe sehen.

Savi brannte jetzt jeden Tag neue Tunnel – der große Bohrbrenner funktionierte noch einwandfrei –, aber sie zögerte, bevor sie zu dem dunklen Objekt vorstieß. Es hatte in etwa die Form einer Pyramide und war ungefähr halb so groß wie ihr verlorener Sonie. Doch die Oberfläche war nicht eben, sondern wirkte beinahe willkürlich zerknittert. Savi war beunruhigt.

Am 12. November 1912, als der antarktische Hochsommer nicht mehr fern war, wurde eine Suchexpedition ausgesandt, um sich über das Schicksal von Scotts Polarexpedition Gewissheit zu verschaffen, und hatte Erfolg. Apsley Cherry-Garrard, ein erfahrener Polarforscher, der um ein Haar Scott zum Pol begleitet hätte, fand zusammen mit Atkinson und Dimitri das Zelt, in

dem Scott gestorben war. Es war kaum mehr als ein »kleiner Hügel«, nur ein Bambusstab von drei Fuß Länge ragte noch aus dem Schnee. Sie gruben aus, was darunter war.

»Bowers und Wilson lagen in ihren Schlafsäcken«, schrieb Cherry-Garrard in sein Tagebuch. Savi hatte eine Kopie des Tagebuchs dabei. »Scott hatte die Klappen seines Schlafsacks zurückgeschlagen. Die linke Hand hatte er zu Wilson ausgestreckt, seinem lebenslangen Freund. Unter dem Kopfteil seines Schlafsacks, zwischen dem Schlafsack und dem Stoffboden des Zelts, fanden wir die grüne Mappe, in der er sein Tagebuch aufbewahrte. Die braunen Tagebücher waren darin, und auf dem Boden lagen noch einige Briefe.«

Später heißt es: »Wir haben sie nicht bewegt. Wir haben die Bambusstangen aus dem Zelt genommen, und das Zelt selbst hat sie bedeckt. Darüber errichteten wir ihr Grabmal.«

Das Zelt hatte sich 1912 fast zweihundert Meilen südlich der Grenze zwischen Schelf und offenem Meer befunden. Aber das Eis war zum McMurdo-Sound und zum Ross-Meer geflossen, nachdem Atkinson und Cherry-Garrard das Zelt über den drei Toten hatten zusammenfallen lassen.

Savi lachte laut, als sie erkannte, welche Richtung ihre Gedanken nahmen. Es war absurd. Selbst ohne Zugang zu einer Mathefunktion wusste sie, dass das Zelt die Grenze zwischen Schelf und Meer schon vor vielen Jahrhunderten erreicht haben musste. So tief es auch unter Eis und Schnee begraben gewesen war, es musste längst fort sein – nach Norden getragen durchs Meer, untergegangen. Sie lachte wieder.

Irgendwo tief in den Eistunnels lachte ein Mann, als wolle er ihr antworten.

Pinchas und Petra hatten andere Sorgen, als über Savis Aufenthaltsort nachzudenken. Die beiden Wochen vor dem Fax waren wie ein einziger Spießrutenlauf zwischen Partys, die es zu meiden galt. Sie mussten Freunde treffen, Lebewohl sagen, einige Orte besuchen, bevor es zu spät war, Emotionen sortieren. Sie warteten darauf, dass Savi wieder auftauchte – und sie brüteten weiter über Savis geheimnisvollen Notizen, auch wenn sie nur Amateure waren –, doch sie hatten hier wie dort kein Glück. »Neugierde«, sagte Petra, und es war nur zur Hälfte ironisch gemeint. »Neugierde scheint kein Zug der Eloi zu sein.« Vielleicht war es die Bemerkung über die »verdammten Eloi«, die Pinchas und ihr wehtat und ihnen die Lust nahm, ihre frühere Geliebte zu suchen.

Graf rief sie einen Tag nach dem Abendessen in Mantua an. Seine physikalische Bibliothek hatte nichts zu »Voynich Ms.« ergeben, und deshalb hatte er, wie er gestand, schließlich doch noch die Farnet-Archive benutzt. Auch dort gab es nichts. Aber es tauchten auch keine Nachmenschen in Springerstiefeln vor seiner Tür auf und verlangten zu wissen, warum er sich für diese Dinge interessierte. Die einzige Reaktion, sagte Graf, sei eine aufrichtige Entschuldigung des Bibliothekskonstrukts gewesen, weil man nicht finden könne, was er suchte.

Sieben Tage vor dem letzten Fax brach Pinchas mit Petra zu einem letzten Sonie-Flug ins nordamerikanische Naturschutzgebiet auf. Sie machten ein Picknick in den Adirondacks, schossen Fotos von Dinosauriern in den Sümpfen des Mittleren Westens, schwammen in einer raubtierfreien Zone des zentralen Binnenmeeres und aßen in der Nähe von Three Heads zu Abend.

Die Tage waren lang, deshalb hatten sie Zeit, den Harney Peak von ganz unten aus zu besteigen. Beide waren in ausgezeichneter

körperlicher Verfassung, doch sie keuchten ein wenig, als sie den Felsgipfel des Berges erreichten. Der Ausblick war herrlich. Weit im Westen stand die Sonne dicht über dem Horizont. Die drei noch existierenden Köpfe am Mt. Rushmore waren ein paar Meilen weiter im Norden zu sehen. Im Osten strahlten die Badlands weiß, tiefschwarze Schatten krochen zwischen die Erhebungen, und im Hintergrund schimmerte dunkelgrün das Meer.

Pinchas holte Wasserflaschen und einige Orangen aus seinem Rucksack. Er wusste, dass sich das Zwielicht um diese Zeit im Sommer noch lange nach Sonnenuntergang halten würde. Sie mussten sich über den Abstieg keine Sorgen machen und konnten sich Zeit lassen, die Orangen zu genießen und das Licht zu beobachten, das sich zu einem goldenen Schein verdunkelte.

»Weißt du, warum ich hierher wollte?«, fragte Pinchas.

Petra nickte. »Das Zentrum des Universums. Schwarzer Elch hat gesprochen. Savi hat dich hierher mitgenommen. Mich auch.«

Pinchas blickte zu den Ringen hinauf, die im Süden und Osten majestatisch über dem dunkelblauen Himmel von South Dakota dahinzogen. »Ja«, sagte er. »Natürlich. Black Elk sagte: Wohin du auch gehst, um eine echte Vision zu finden, es kann das Zentrum des Universums sein.«

Petra leckte ihre klebrigen Finger ab und schob die Orangenschalen in die Außentasche ihres Rucksacks. Ihre braunen Augen waren tief, als sie Pinchas anschaute. »Hast du denn eine Vision gefunden?«

»Ja«, sagte er und küsste sie.

Drei Tage vor dem letzten Fax trafen sich mehrere hundert Altmenschen auf dem Barrier Reef, um am Strand zum Abschied einen Grillabend zu veranstalten. Nach dem Essen wanderten

sie in die Dünen, zu den Landzungen und auf entlegene Halbinseln, um Bier zu trinken und den Mond aufgehen zu sehen. Pinchas und Petra waren in Gesellschaft von etwa zehn alten Freunden.

»Gibt es irgendetwas zu bereuen?«, fragte ein nachdenklicher Mann namens Abe.

»Für uns persönlich oder für die Spezies, die demnächst aussterben wird?«, antwortete eine dunkelhaarige Schönheit namens Barbara. Ihre Frage hatte amüsiert und spöttisch geklungen.

»Lasst uns mit der Spezies beginnen«, antwortete Abe ernst.

Das Schweigen, das darauf folgte, wurde nur vom Wind und den Wellen durchbrochen, die weiß schäumend am Strand rauschten. Dann drang von einer anderen Gruppe, die ein paar hundert Meter weiter unten am Strand feierte, Lachen herüber. Dort unten tauchten und tobten sie in der Brandung, während Senatoren schützend über dem Wasser schwebten und nach Haien Ausschau hielten. Schließlich sagte ein Mann mit bronzefarbener Haut namens Kile: »Ich finde es schade, dass wir nicht in den Weltraum vorgestoßen sind. Ihr wisst schon, dass wir kein außerirdisches Leben gefunden haben oder so.«

»Vielleicht haben die Nachmenschen etwas gefunden und haben es uns nur noch nicht gesagt«, meinte Pinchas.

Kile schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Es interessiert sie nicht. Ich habe mich in den Archiven umgesehen, aber nichts gefunden. Und jetzt werden wir es nie mehr erfahren.«

Eine Frau namens Sarah hob ihr Bier und lenkte die Unterhaltung wieder in seichteres Fahrwasser. »Vielleicht sind die Voynixe ja in Wirklichkeit Aliens«, sagte sie. »Außerirdische.«

»Nein, nein, nein«, widersprach ein kleiner, bäriger Mann namens Caleb. »Sie sind temporale Inkongruenzen und chronosynthetische Artefakte.«

Alle lachten, und die Spannung löste sich ein wenig. »Wenn die Nachmenschen uns die Wahrheit sagen«, fuhr sie fort, »und uns in zehntausend Jahren aus dem Fax zurückrufen, was, meint ihr, wird sich dann verändert haben?«

»So ziemlich alles«, antwortete ein berühmter Sportler namens William. »Sie wollen alle Experimente aus dem dementen Jahr beseitigen und die ursprünglichen Pflanzen und Tiere wieder einführen. Ich glaube, sie wollen sogar das Klima wieder so umstellen, wie es vorher war ... nun ja, damals. Bevor alles schiefgegangen ist.«

»Fort mit den Cykadenwäldern, mit den primitiven Koniferen wie den *araucarius*, mit den Sodaseen, den Podocarp-Bäumen, den Baumfarnen, den Schildkröten ...«, begann Caleb.

»Nein«, unterbrach Abe ihn. »Die Schildkröten waren schon vor dem Rubikon da.«

»... ganz zu schweigen vom Tenontosaurus, den Mikrovenataren, dem Tyrannosaurus Rex, dem Haplocanthosaurus ...«, fuhr Caleb fort.

»Ein Glück aber auch!«, sagte Pol, ein Mann mit gerötetem Gesicht. »Die verdammten Dinosaurier konnte ich noch nie leiden. Zweimal hätten sie mich fast aufgefressen. Auf ihren schnellen Untergang.« Er hob sein Bier, und die anderen folgten seinem Beispiel.

»Gibt es noch andere Dinge, die wir bedauern müssen?«, fragte Abe.

»Die Spezies oder persönlich?«, fragte Sarah.

»Jetzt persönlich«, sagte Abe.

Wieder setzte Schweigen ein. Schließlich stand Petra auf.
»Wenn wir jetzt damit anfangen, brauchen wir noch eine Menge Bier. Ich bin gleich wieder da.«

Am Tag vor dem letzten Fax faxten Pinchas und Petra zur ehemaligen Küste Israels. Pinchas hatte einen großen Wagen mit Allradantrieb bestellt, den sie an einer Versorgungsstation in den Ruinen der alten Küstenstadt Caesarea abholen konnten. Durch eine Lücke im eingebrochenen Küstenwall fuhren sie bergauf, dann ging es wieder bergab ins Mittelmeerbecken.

»Ich frage mich, ob die Nachmenschen auch den Damm beseitigen und all dieses trockengelegte Land wieder fluten wollen«, sagte Petra irgendwann.

»Ich glaube schon«, meinte Pinchas.

Der Rest der Fahrt verlief weitgehend schweigend. Auf den unebenen Hängen des Beckens mussten sie Felsbrocken und Bodenspalten ausweichen, hier und dort erhoben sich Schiffswracks aus dem Felsboden. Weiter unten liefen unbefestigte Straßen durch die endlosen, von Senatoren gehüteten Felder und die wilden Cykadenwälder, doch das ganze Becken hatte eine Ausstrahlung, die sehr an die Demenz erinnerte. Es lief ihnen beiden kalt den Rücken hinunter.

Atlantis war auch nicht besser. Als sie durch die breiten Straßen fuhren, die bis auf die unvermeidlichen Voynixe völlig verlassen waren, meinte Petra, die leere posthumane Stadt erinnere sie an die dreidimensionale Version einer Platine.

»Was ist eine Platine?«, fragte Pinchas.

»Etwas, das Savi mir vor Jahren mal gezeigt hat«, sagte Petra und beließ es dabei.

In der Nähe des Stadt knotens waren mehrere eiförmige Shuttles geparkt. Pinchas betrachtete das vordere Shuttle und fragte sich unwillkürlich, was wohl passieren mochte, wenn er und Petra irgendwie hineinkämen und der Maschine befahlen, mit ihnen zum Ä-Ring zu fliegen. Nichts, nahm er an. Sie hatten alle gelernt, dass Altmenschen und die posthumane Technik nicht gut zusammenpassten.

Der Hauptknoten war eine Ansammlung aus tausend kurzen, unregelmäßigen Platten. Aus einigen drang violette Energie, einige wechselten den Phasenzustand und den Ort wie übergroße Elektronen, was sie ja im Grunde auch waren. Es war ein beeindruckender Anblick, doch für Pinchas und Petra alles andere als schön anzusehen. Fremdartig.

Auf der unregelmäßigen Vordertreppe des Gebäudes begegneten sie Moira. »Es ist schön, dass Sie kommen konnten, meine Lieben«, sagte die Nachmenschliche. Einige andere Nachmenschen bewegten sich im Schatten des Gebäudes oder liefen auf den freitragenden Bronzeleitungen dahinter.

»Wir konnten Ihrer Botschaft entnehmen, dass Sie etwas über Saris Aufenthaltsort wissen«, sagte Petra.

Moira nickte. »Möchten Sie vielleicht vorher noch einen Drink nehmen? Oder etwas essen?«

Petra schüttelte den Kopf und wartete.

»Ihre Freundin wurde in einem ausgehöhlten Eisberg südlich der Falklandinseln gefunden«, sagte Moira. »Sie hatte Lebenserhaltungssysteme mitgenommen, aber der Eisberg brach auseinander – er kalbte, wie man sagt – und brach buchstäblich rings um sie zusammen. Es war ihr Glück, dass wir gerade in diesem Augenblick nach ihr gesucht haben.«

Pinchas runzelte die Stirn. »Was meinen Sie damit? Warum ist sie nicht einfach weggefaxt? Ist Savi wohlauf?«

Moira nickte und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ihr graues Haar war höchstens einen Zoll lang und glänzte im grellen mediterranen Licht wie Silber. »Körperlich ist sie wohlauf«, sagte Moira, »doch sie erlitt anscheinend etwas, das man früher als Nervenzusammenbruch bezeichnet hat. Ein neurologischer Zusammenbruch der persönlichen Wellenmuster.«

»Was reden Sie da?«, fauchte Petra. »So etwas passiert uns doch nicht mehr.«

»Aber natürlich passiert es, meine Liebe«, widersprach Moira. »Alle Altmenschen sind anfällig für neurologische und psychische Probleme. Die Ursache ist die verlängerte Lebenserwartung. Stress, Spannungen und Sorgen können diese Zustände ebenfalls auslösen, und es geschieht häufiger, als Ihnen klar ist. Meine Lieben, Sie sind einfach für ein so langes Leben nicht gemacht.«

»Wo ist sie?«, fragte Pinchas. »Wo ist Savi jetzt?«

Moira hob einen Finger. »Sie ist natürlich in der Fax-Matrix und wird einer Transkriptionsreparatur unterzogen. Ich versichere Ihnen, dass sie bei Ihrer Rückkehr wohlauf und glücklich sein wird.«

Petra holte tief Luft. »Bewahren Sie eigentlich ... bewahren Sie die Originale auf?«

»Was für Originale, meine Liebe?«

»Sie wissen schon, die Körper«, sagte Petra. »Die Originale der Altmenschen. Savi. Pinchas. Mich.«

Moira lachte vergnügt. »Aber nein, meine Liebe. Die einzigen Originale, die wir aufbewahren, sind die ursprünglichen Quantenmuster im Faxspeicher. Das müssen Sie doch verstehen.«

hen. Aber auch die sind im strengen Sinne keine Originale, wie Sie es ausdrücken, denn nach einem Update sind die Erinnerungen und die persönlichen Wellenmuster nie mehr wie zuvor, sondern sie verändern sich von Mikrosekunde zu Mikrosekunde, oder gar von Fax zu Fax. Nein, meine Liebe, es gibt keine versteckten Originale.«

»Wann wird Savi wieder da sein?«, fragte Pinchas. »Können wir sie heute noch sehen?«

»Ich fürchte nein«, sagte Moira. »Die Transkriptionsreparatur wird erst in zwei oder drei Tagen abgeschlossen sein.«

»Ich habe aber gehört, dass Änderungen des Quantenzustandes augenblicklich eintreten«, wandte Petra misstrauisch ein.

Moira lächelte nachsichtig. »Das trifft auch zu, meine Liebe, das trifft auf jeden Fall zu. Doch die organische Rekonstruktion erfordert eine gewisse Zeit. In ein paar Tagen wird Ihre Freundin wieder bei Ihnen sein.«

»Aber wir sind in ein paar Tagen verschwunden«, sagte Petra. Sie wollte es nicht, doch ihre Stimme klang sehr weinerlich.

Moira schüttelte den Kopf. »Nein, Sie sind nicht verschwunden, meine liebe Petra. Sie befinden sich nur in einem modulierten Quantenzustand, Sie sind in Sicherheit und befinden sich auf einem Möbiusband im Neutrinostrom. Savi wird ebenfalls dort sein. Sie müssen verstehen, dass Sie kein Gefühl mehr für die verstreichende Zeit haben werden. Für Sie alle wird es nicht mehr sein als ein Augenzwinkern, für uns werden dagegen zehntausend recht ermüdende Jahre vergehen.«

»Das sagen Sie«, sagte Pinchas.

»Ja.« Moira strahlte sie an.

Pinchas und Petra stiegen weder in ihren Wagen und kehrten ins israelische Bergland zurück.

Am Morgen des letzten Fax gingen Petra und Pinchas im Roten Meer direkt vor der großen Mauer tauchen. Am Gürtel trugen sie handtellergroße Störsender, mit denen sie Hammerhaie oder andere Raubfische, die sich in diesem von der Sonne durchfluteten Gewässer für sie interessieren mochten, vertreiben konnten. Doch abgesehen von Seeanemonen und anderen Pflanzen, die in der trügerischen Strömung leise nickten, waren sie allein.

Später liebten sie sich im weichen Sand, dann liebten sie sich noch einmal. Danach lagen sie entspannt beisammen, wie es ihre Gewohnheit war, Pinchas' Kopf auf Petras linker Brust, während sie leicht seinen entspannten Penis und sein Skrotum drückte. Flüsternd unterhielten sie sich.

»Hast du geglaubt, was die Nachmenschliche ... was sie über Savi erzählt hat?«, fragte Petra. Ihre Finger kannten ihn gut.

Mit geschlossenen Augen, in der Nase den fernen Jodgeuch von Seetang und den viel näheren Duft von Petras süßem Schweiß und ihrer Haut, sagte Pinchas: »Ich weiß nicht. Es ist mir aber auch egal.«

»Tja«, sagte Petra und küsste ihn auf den Kopf. »Morgen werden wir es wissen.«

Pinchas küsste ihre Brustwarze. »Ja. Morgen werden wir es wissen.«

»Falls es ein Morgen gibt«, flüsterte Petra.

»Ja«, sagte Pinchas und rieb mit der Wange über ihre Brust. Sein Penis regte sich und wurde in ihrer Hand steif.

»Du lieber Himmel«, sagte Petra. Sie fasste ihn fester und küsste ihn, als er ihr sein Gesicht entgegenhob.

»Ja«, hauchte Pinchas ihr ins Ohr.

Das letzte Fax sollte direkt nach Sonnenuntergang im Nahen Osten stattfinden. Alle Altmenschen der Erde sollten im gleichen Augenblick weggefaxt werden. Viele von ihnen hatten für diesen Abend Partys geplant, aber die meisten wollten das Ereignis lieber einsam begehen, oder – wie Petra und Pinchas – mit jemandem, den sie liebten.

Zum Abendessen faxten sie nach Jerusalem. Pinchas war im Gegensatz zu Petra schon einmal dort gewesen. Die Stadt war leer bis auf die Servitoren, die ihnen im King David Hotel westlich der Mauern der Altstadt ein exzellentes Mahl servierten. Eine Stadt, leer bis auf die Servitoren und die Voynixe. Es schienen viele Voynixe in der Nähe zu sein.

Das Gemüse war frisch und gut zubereitet, das Lamm ausgezeichnet und der Wein exzellent, doch sie achteten kaum darauf. Ab und zu hielten sie Händchen.

Nach dem Essen, als die Sonne im Westen über der Gaza Road rot und niedrig am Himmel hing, wanderten sie Hand in Hand durchs Jaffator in die Altstadt. Petra und Pinchas mieden die David Street und andere Hauptstraßen und liefen durch den überdachten Irrgarten des früheren Christenviertels und des früheren Moslemviertels. Die Souks lagen überwiegend in tiefem Schatten, doch in der Nähe der Grabkirche verließen sie das Zwielicht und überquerten in rosigem Licht eine alte Brücke.

»Ruhmvoll über eine Brücke aus Spinnweben schreiten«, meinte Petra leise.

»Was ist das?«

»Eine Prophezeiung, von der Savi mir vor vielen Jahrzehnten einmal erzählt hat«, sagte Petra. »Es geht um einige Menschen, die in der Legende vom Ende aller Tage nach Jerusalem kommen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es eine

christliche, mohammedanische oder jüdische Geschichte war. Es spielt aber auch keine Rolle.« Sie nahm seine Hand, und sie liefen weiter zum Haram esh-Sharif.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte Pinchas, der zwischen den hohen, engen Mauern hindurch besorgt nach oben schaute, wo die Ringe am wolkenlosen Himmel schwebten. Die Orbitalstädte flammten in den langen Strahlen der untergehenden Sonne auf.

In der sonst leeren Stadt gab es tatsächlich eine erstaunliche Zahl von Voynixen. Pinchas und Petra mussten den reglosen, verrosteten Körpern immer wieder ausweichen, als sie zur Westmauer eilten. Bis zum letzten Fax blieben noch fünf Minuten.

Als sie auf der erhöhten Fläche vor dem Kotel direkt oberhalb des Platzes herauskamen, blieben sie wie angewurzelt stehen, einander immer noch bei den Händen haltend.

Das Licht auf dem Platz war eingeschaltet worden, obwohl es in der frühen Abenddämmerung noch hell war. Unter ihnen standen Hunderte, wenn nicht Tausende Voynixe, die mehr oder weniger den ganzen Raum zwischen ihnen und der Mauer füllten. Alle waren in Richtung Kotel ausgerichtet, also zur Mauer selbst.

»Komm schon«, sagte Pinchas. Ein Kloß saß ihm in der Kehle, und die Brust wurde ihm eng. Er hatte das Gefühl, er müsse sich beeilen, nahm ihre Hand und wollte sie die Treppe hinunter zu der schweigenden, nichtmenschlichen Versammlung führen.

Ein schwebender Servitor verstellte ihnen den Weg. Die Arme und Hände, die an Comicfiguren erinnerten, zupften beharrlich an Pinchas' Ärmel. Pinchas verstand. Er nahm von dem Servitor eine Kippa aus Papier entgegen und setzte sie sich auf den Kopf.

Der Servitor glitt zur Seite und ließ sie passieren.

Pinchas blieb wieder stehen. »Schau«, sagte er und zeigte ihr, was er meinte. Seine Stimme bebte. Noch eine Minute bis zum letzten Fax.

»Ich weiß«, flüsterte Petra. »So viele. Ich habe noch nie so viele auf einmal gesehen ...«

»Nein«, sagte Pinchas. Wieder deutete er.

Der leere Tempelberg war nicht länger leer. Bei seinem letzten Besuch in Jerusalem waren dort nur die Trümmer des Felsendoms und die Al-Akscha-Moschee im erhöhten Bereich zu sehen gewesen. Jetzt wurde dort auf dem Berg ein mächtiges Gebäude aus strahlend weißem Jerusalemstein errichtet. Überall auf den wachsenden Mauern und den bereitliegenden Steinen waren Voynixe zu sehen.

»Oh, verdammt«, flüsterte Pinchas. »Sie bauen den Tempel wieder auf.«

»Wer?«, fragte die völlig verwirrte Petra.

Bevor Pinchas antworten konnte, drehten sich alle Voynixe, die sie sehen konnten, die Tausende auf dem Platz vor dem Kotel und am Fuß der Mauer, die vielen auf der Baustelle des neuen Tempels, zu den beiden Altmenschen herum.

Was sie dann hörten, war eigentlich kein Lärm, und es waren gewiss keine Worte und keine Geräusche, die sie irgendwann im Leben schon einmal vernommen hatten. Es war ein moduliertes Grollen, das durch ihre Körper lief und über irgendwelche schrecklichen Knochenverbindungen in den Schädeln hallte. Es war laut genug, um die Stimme Gottes zu sein, doch es war ganz gewiss nicht die Stimme Gottes.

Dreißig Sekunden bis zum letzten Fax, und der Ton zwang Petra und Pinchas auf die Knie. Sie pressten sich ohnmächtig

die Hände auf die Ohren, um die gebrüllten Worte auszublenden, sie waren auf Knien und schrien gequält vor den unzähligen blinden und dennoch starrenden Voynixen, während das über die Knochen übertragene Grollen in ihnen und um sie herum immer lauter wurde.

»*Itbah al-Yahud!*«

Savi, wenige Minuten vor dem letzten Fax immer noch in ihrem Eisberg gefangen, las vom Leuchtzifferblatt ihrer Uhr die Zeit ab und beschloss, dass es nun so weit sei, etwas zu unternehmen.

Sie nahm den großen Brenner und schnitt sich vom Tunnel mit dem natürlichen Spalt aus einen Weg bis zu dem verschütteten Zelt. Vorsichtig, vorsichtig.

Natürlich war es ebenjenes Zelt. Es war zusammengebrochen, doch der seitliche Druck des Eises hatte es zusammengezogen und ihm die ursprüngliche Pyramidenform annähernd zurückgegeben. Es schien sich auszudehnen, als Savi ringsherum das Eis geschmolzen hatte. Sie setzte einen Haken in die Decke der neuen Höhle und machte am höchsten Punkt des alten Zelts einen Karabinerhaken fest. Mithilfe des Hakens zog sie das Zelt hoch, wie es einst von der mittleren Bambusstange gehalten worden war.

Nur ein Halogenstab funktionierte noch. Sie hatte ihn bei sich, als sie ihre Thermodecke und das Tagebuch in die schwarze Öffnung des Zelts zerrte. Die Pistole lag vergessen in einer der aufgegebenen Höhlen. Noch zwei Minuten bis zum letzten Fax.

Bowers, Wilson und Scott lagen genauso da, wie Cherry-Garrard es beschrieben hatte. Savi wusste, dass das nach einer

so langen Zeit eigentlich unmöglich war, aber sie hatte keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Sie schaffte sich Platz zwischen Bowers' und Wilsons Leichnam, quetschte sich hinein und schlug die letzte Seite des Tagebuchs auf. Unbewusst erwartete sie, dass es in einem so engen Raum wärmer sein müsse, doch die gefrorenen Leichen schienen ihr die Körperwärme zu stehlen. Der kleine Raum, kurzfristig erwärmt vom großen Brenner, kühlte rasch wieder aus. Es roch wie im Fleischlager der Vorratsstation, die Savi vor langer, langer Zeit einmal besucht hatte. Savi war immer noch Historikerin genug, um zu bemerken, dass die steinharten Körper von Scott, Wilson und Bowers, genau wie Cherry-Garrard berichtet hatte, keinerlei Anzeichen dafür aufwiesen, dass die Männer am Ende Morphi um aus Wilsons Medizinkästchen genommen hatten. Unter den toten, eingesunkenen, geschlossenen Augen waren keine dunklen Ringe.

Savis Hand zitterte vor Kälte, doch sie schaffte es, den Stift lange genug ruhig zu halten, um zu schreiben: *Wir alle waren die verlorenen Kinder. Es waren nicht die Nachmenschen. Es war immer eine Sache von ...*

Sie hielt inne, weil sie laut lachen musste. Sie schob den Stift wieder in die Tasche des Thermoanzugs, steckte die frierenden Hände unter die Achseln und lachte noch einmal. Wen wollte sie eigentlich auf den Arm nehmen? Der einzige Altmensch, der ihres Wissens ihren Abschiedsbrief lesen konnte, ohne eine Funktion aufzurufen, war ein Gelehrter namens Graf, und der würde in ... in sechsunddreißig Sekunden verschwinden.

Savis Gelächter hallte durch die lichtlosen Eishöhlen. Auf einmal, dreißig Sekunden vor dem letzten Fax, brach das Gelächter ab.

Der letzte Halogenstab erlosch langsam in Savis Schoß, doch er warf noch einen schwächlichen, sterbenden Lichtkreis im Zelt. Gerade genug, damit sie es sehen konnte.

Wilson, Scott und Bowers hatten die Augen geöffnet.

Savi tat das Einzige, was ein Altmensch unter diesen Umständen tun konnte. »Ach du Scheiße«, sagte sie. »Ihr könnt mich alle mal.« Und sie lachte noch einmal.

MIT KANAKAREDES AUF DEM K2



Eine der wenigen »Weisheiten«, an die ich glaube, ist die Aussage, dass die Menschen sich entweder zu den Bergen oder zum Meer hingezogen fühlen. Ich bin ein Bergmensch. Meine Frau ist ein Meermensch.

Es ist nicht so, dass ich nicht gerne am Meer wäre. Ich bin gerne dort. Und es ist auch nicht so, dass meine Frau die Berge nicht liebt – nein, eigentlich liebt sie sie nicht besonders, denn sie lebt jetzt seit siebenundzwanzig Jahren in Colorado und weiß zwar die malerische Szenerie der hohen Gipfel zu schätzen, doch sie vermag sie nicht wirklich zu lieben ... Aber ich bin wirklich gerne am Meer. Es ist nur so, dass man sich in den meisten Fällen entscheiden muss, entweder in der Nähe der Berge oder am Meer zu leben (falls man überhaupt den Luxus hat, sich entscheiden zu können), und ich habe mich 1974 für die Berge entschieden – genauer gesagt, für die Rocky Mountains in Colorado.

Beides, hohe Berge wie das Meer, lassen nach Freud etwas entstehen, das er als »ozeanisches« Gefühl bezeichnet – das Gefühl, man werde mit etwas Großem konfrontiert, das dem normalen Verständnis nicht zugänglich ist, das nicht an menschliche

Maßstäbe gebunden und höchstwahrscheinlich lebendig, vielleicht sogar bewusst ist. Das Meer wirkt gewiss lebendiger als die hohen Gipfel, und sein hervorstechendes Merkmal scheint mir das beständige Flüstern zu sein, das nächtliche Wispern und die morgendlichen Erklärungen, die leise Unterhaltung, die fast ohne Vorwarnung zu kreischendem Wind und donnerner Brandung anschwellen kann. Das Meer hat die Kraft, den menschlichen Geist zu beruhigen oder zu erschrecken, es kann im Handumdrehen seine eigene wie unsere Stimme verändern. In diesem Sinne ist das Leben am Meer dem Leben mit einem anderen Menschen ähnlich.

Doch auch die Berge sprechen zu uns. Mein 47 Hektar großes Stück Land, das in der Nähe von Alienspark, Colorado, in 8400 Fuß Höhe in der Nähe der Kontinentscheide liegt, trägt den Namen Windwalker. Der Name ist treffend, weil der Wind dort durch die Bäume und Gräser und Felsvorsprünge zu wandern scheint. Er fällt vom Jetstrom herunter und wird an der Ostseite der Kontinentscheide durch das Gletschertal des Wild Basin wie durch einen Trichter direkt zu meinem Hügel gelenkt. In der Nacht, besonders im Winter, flüstern und zittern und seufzen die Douglaskiefern, die Drehkiefern und Ponderosakiefern sogar auf der windabgewandten Seite des Hügels, und dreihundert Meter über der Talsohle bebt auch meine Hütte unter den Böen. In den acht Jahren, die ich hier bin, hat sich das Gras gewandelt. Die Roggentrespe ist den schöneren, von Natur aus hier vorkommenden Sorten gewichen, das hohe Gras an der Südseite des Hügels regt sich und raschelt im Bergwind, und auch die grüneren und weicheren Gräser in den Feuchtgebieten östlich vom großen Teich drunter im Tal nicken im Wind. Manchmal wellt sich das Schilf und das Sumpfgras in der Bri-

se, als würde ein Katzenfell gestreichelt, und das Geräusch des vorüberstreichenden Windes ist beruhigend wie das Rauschen der Brandung.

Die Veränderungen des Meeres zu beobachten, ist eine lebenslange Berufung, aber das gilt auch für die Berge. Die Gipfel wechseln von Stunde zu Stunde und von Tag zu Tag ihr Aussehen. Aus den Fenstern meiner Hauptwohnung in einer kleinen Stadt etwa zehn Meilen von den Vorbergen entfernt, wo ich auch mein Büro habe, kann ich die Stimmung der Berge beobachten. Das Sonnenlicht ist hier in Colorado anders als anderswo, es ist voller und greller, denn schon in meiner Heimatstadt, die 1600 Meter hoch gelegen ist, befindet sich beinahe die Hälfte der Erdatmosphäre unter uns, und oft spielt das Licht pointillistische Spiele mit den Schneefeldern und der zähen Vegetation und dem grauen Granit, der im Westen oberhalb der Baumgrenze zum Vorschein kommt. Die Kiefern- und Fichtenwälder unterhalb der Baumgrenze strahlen grün wie Moos in einem Moment und verdüstern sich zu tiefstem Schwarz im nächsten. Wolken türmen sich über den Gipfeln dreißigtausend Fuß hoch auf, wenn sie ihre feuchte Last von der Westseite der Kontinentscheide in den trockeneren Osten tragen. Dieser Wolkendamm baut sich hoch und weiß auf, höher und immer höher, während er den ganzen Tag versucht, die Kontinentscheide zu überwinden. Es liegt eine gewisse angenehme Spannung darin, wenn man diesen Tsunami von Wolken beobachtet und darauf wartet, dass er sich über die hohe Prärie ergießt. An Sommertagen tut er das fast jeden Nachmittag und schickt Gewitter über die Prärie – oder er entlässt einfach nur Trupps von dicken Kumuluswolken, die vor dem blauen Hintergrund wie eine Schafherde nach Osten marschieren. Die Kontinentscheide ist hier auf eine ganz ähn-

liche Weise unsere Wetterküche, wie es der Eriesee war, als ich noch in Buffalo im Staat New York lebte. Ihr verdanken wir die seltenen Regenfälle hoch in den Bergen, die uns manchmal tagelang in dichten Nebel hüllen, oder den Chinook-Wind, der im Winter von Nordwesten herunterweht und binnen einer Stunde die Temperatur um fünfzehn Grad ansteigen lassen kann.

Sie blicken nach Westen und Sie können die hohen Gipfel, die fünfundzwanzig Meilen entfernt sind, kristallklar, konturenreich und scharf ausmachen – von meinem Bürofenster aus kann ich manchmal die Mummy Range in Wyoming, sechzig Meilen im Norden, und den Pikes Peak, hundertzwanzig Meilen im Süden, erkennen–, aber schauen Sie ein paar Stunden später hinaus, dann sind die Gipfel und das Vorgebirge hinter Schleiern verborgen, alles ist gedämpft und weich und in feinsten Schattierungen gemalt wie mit japanischen Wasserfarben.

Ich habe schon öfter über Berge geschrieben. In meinem Roman »Endymion – Die Auferstehung« habe ich eine Welt entworfen, in der die unteren Atmosphäreschichten giftig und voller Säure sind. Die menschlichen Kolonisten müssen über der tödlichen Suppe auf den Gipfeln, den Gebirgsketten und ihren Zinnen leben. Die Welt wird T'ien Shan genannt – die Berge des Himmels–, und an einer Stelle zählt meine Hauptfigur Raul Endymion etliche dieser Gebirgsregionen auf, die alle nach heiligen Gipfeln auf der Erde oder nach legenden von hohen Bergen und ihren göttlichen oder monströsen Bewohnern benannt sind: Harney Peak (Black Elks »Zentrum des Universums«); Nanda Devi, wo angeblich die Gelbe Göttin der Verzückung wohnt; Muztagh Alta, wo Tausende frommer Moslems über den Gräbern Alis und der anderen Heiligen des Islam wachen; Chomo Tori, die Schneekönigin; Helgasell, die von weißen Glet-

schern umgebene Methalle der Toten; Demchog, der Gipfel der Buddhisten, dessen Name als »Der höchst Verzückte« übersetzt werden könnte; und so weiter. Die Zusammenstellung dieser heiligen hohen Orte hat mir viel Spaß gemacht, aber ich war sicher, meine Redakteurin würde sich darauf stürzen und, entsetzt über die Weitschweifigkeit, kräftig kürzen. So kam es auch. Aber ich blieb hart. Ein Romanschriftsteller muss sich schließlich ab und an auch Ausschweifungen hingeben dürfen.

In Wirklichkeit ist natürlich so gut wie jeder Berg der Erde für jemanden heilig – oft sogar für viele Völker gleichzeitig –, doch die Stämme und Dörfler und heiligen Männer, denen die hohen Gipfel so viel bedeuten, sind nie auf diese Berge gestiegen. Die Erhebungen sind viel zu Ehrfurcht erweckend und zu weit entfernt. Gefährlich sind sie auch. Außerdem verliert ein Berg, den man bestiegen und »erobert« hat, die Aura seiner heiligen Kraft (außer für jene, die ihn bestiegen haben).

Die Weltmeere sind lebensgefährlich. Wir müssen unseren Meeren opfern, um das Recht zu erwerben, auf ihnen zu segeln oder in ihrer Nähe zu leben. Doch immerhin kann man Metaphern über die warme Umarmung der Mutter erfinden, wenn jemand auf See bestattet wird; der Tod in den Bergen dagegen ist stets kalt und einsam.

*Meine Beweggründe, »Mit Kanakaredes auf dem K2« zu schreiben, sind, wie bei allen fiktiven Werken, vielfältig, sie entziehen sich vermutlich einem erschöpfenden Verständnis, und es ist wohl auch nicht nötig, sie ganz und gar zu erhellen. Der Anlass, die Geschichte zu schreiben, war allerdings recht simpel: Bei meinem Gastspiel als Dozent beim *Odyssey Writers' Workshop* im Sommer 2000 habe ich mehrere Studenten kennengelernt, die tatsächlich schreiben konnten. Eine von ihnen,*

eine ehemalige Anwältin namens Laura Whitton, hatte eine fast fertige Story in der Tasche, die ich so überzeugend fand, dass ich sie dem Herausgeber Al Sarrantonio empfahl, der vorher mit mir Kontakt aufgenommen hatte, weil ich einen Beitrag zu einer Anthologie mit dem Titel »Redshift« liefern sollte. Ich hatte eigentlich nicht geplant, eine Kurzgeschichte für Als Anthologie zu schreiben, denn ich liebe zwar Kurzgeschichten, aber ich schreibe nur selten welche, weil ich durch meine Romane, Drehbücher und anderen langfristigen Projekte zu sehr beansprucht bin. Doch als er Laura Whittons Story mit dem Titel »Froggie Dreams« akzeptierte, war es meiner Ansicht nach ein Gebot der Höflichkeit, auch eine Story für ihn zu schreiben.

Der K2 gilt als besonders gefährlicher Berg, und ich wollte schon immer mal an seinem Fuß wandern. Aber näher als bis Kalkutta, wo ich vor mehr als zwanzig Jahren einen mehrere Tage und Nächte dauernden Albtraum erlebte, bin ich an den Himalaja oder das Karakorum noch nicht herangekommen. Also musste ich recherchieren und mich auf die Erinnerungen und Erzählungen von Bergsteigern verlassen. Ich nahm mir eine Woche Zeit (nun gut, es war die letzte Woche vor Als Abgabetermin), um die Story zu schreiben. Als Erstes entschied ich mich für eine Route auf den K2 und für die bergsteigerischen Techniken, mit deren Hilfe die Charaktere den Gipfel bezwingen sollten. Die für die Story gewählte Route ist recht bekannt, und die Techniken beruhen nicht so sehr auf hochmoderner Technologie wie viele heutige Expeditionen im Himalaja. (Dies ist ein hübsches Paradox der wahrhaft fortschrittlichen Technologie: Sie erlaubt es den naturverbundenen Menschen, zu den einfachen Dingen zurückzukehren.)

Die Personen in der Story unternehmen eine »alpine« Besteigung, die unter den besonders kühnen und durchtrainierten

Bergsteigern im Himalaja und im Karakorum zu Beginn des 21. Jahrhunderts immer mehr in Mode kommt. Eine alpine Besteigung entspricht dem energischen Vorstoß, wie er bei kleineren Gipfeln üblich ist. Man braucht dazu nicht viel Logistik, Material oder Zeit. Das unterscheidet sie von den traditionellen Besteigungen der Achttausender, die man sich eher wie eine Pyramide vorstellen muss. Es beginnt mit Dutzenden oder gar Hunderten von Lastenträgern und Bergsteigern, die an Fixseilen mehrmals die Aufstiegsroute hinauf- und hinunterklettern, ein Camp über dem nächsten anlegen und das Material immer höher transportieren. Schließlich brechen vom höchsten Lager aus nur noch eine Handvoll Bergsteiger auf um den Gipfel zu erklimmen. Bei den Besteigungen im alpinen Stil dagegen gelangen alle Teilnehmer zum Gipfel. Es geht um alles oder nichts, und ein paar stürmische Tage – wenn man in 24.000 Fuß Höhe auf einem Bergrücken festgehalten wird – können den Tod für alle Teilnehmer bedeuten. Diese alpinen Aufstiege lassen den Bergsteigern weniger Zeit, sich zu akklimatisieren, doch sie erlauben es ihnen auch, weniger Zeit in der Todeszone zu verbringen. Jeder Berg, der 8000 Meter hoch oder höher ist (Sie bemerken, dass ich, wie viele erfahrene amerikanische und britische Bergsteiger, die ich kenne, metrische und englische Maßeinheiten gleichzeitig verwende), setzt die Bergsteiger der Todeszone aus. Es ist eine lebensfeindliche, fremdartige Region, in der es nicht nur schreckliche Winde, eine entsetzliche Kälte und die schlimmsten Gefahren gibt, die ein Berg nur aufweisen kann, sondern auch Sauerstoffmangel, stark reduzierte geistige Fähigkeiten und die Gefahr von Embolien und Blutgerinnseln in den Lungen. Ein Eindruck, von dem viele Bergsteiger berichten, ist das Gefühl, in dieser Höhe seien noch andere Bergstei-

ger am Seil. Bergsteiger, die nicht von dieser Welt sind und die wie Geister mitkommen, selbst wenn man allein unterwegs ist. Immer wieder, seit Mallorys Zeiten bis heute, sind Bergsteiger in die tiefer gelegenen Camps zurückgekommen und haben von langen Unterhaltungen mit Bergsteigern berichtet, die nicht dort waren, die Tage oder Jahrzehnte vorher gestorben waren. Menschen sind nicht dazu gemacht, sich in solchen Höhen zu bewegen – so wenig wie der an eine Gottesanbeterin erinnende Außerirdische in unserer Geschichte.

In meinen Erzählungen kommen nur selten nichtmenschliche Außerirdische vor. Es hat Spaß gemacht, Kanakaredes und seine Heimatwelt zu erfinden. Irgendwo in den Haufen von Dokumenten, die sich hier türmen, habe ich auch eine Zeichnung – eigentlich eher ein Diagramm –, das Kanakaredes und seine Artgenossen beschreibt.

Die »Insekten« hätten, soweit es um diese Geschichte geht, ihren Botschafter ebenso gut zu drei Menschen schicken können, die eine Weltumsegelung in einem kleinen Boot unternehmen. Die Risiken wären vergleichbar groß gewesen; die Prüfung, falls es eine Prüfung ist, sähe nicht weniger real aus. Ich wünschte, ich könnte diese Geschichte noch einmal schreiben oder einen Zwillingsbruder dazu verfassen, diese eine Voraussetzung ändern und mich in die Recherchen und die Ästhetik stürzen, die mit dem Segeln auf offenem Meer verbunden ist.

Wie Wordsworth sagte:

*Zwei Stimmen sind es, eine auf dem Meer,
die andre in den Bergen ist zu Haus.*

Mount Everest, Südsattel, 26.200 Fuß

Hätten wir nicht beschlossen, uns auf die Besteigung des K2 vorzubereiten, indem wir heimlich zur 8000-Meter-Marke des Everest kletterten, eines dummen Bergs, dem kein Bergsteiger mit ein wenig Selbstachtung auch nur nahe kommt, wären wir nicht gezwungen gewesen, den eigentlichen Aufstieg mit einem Alien zu unternehmen, und auch alles andere wäre nicht passiert. Aber so kam es, so geschah es, und so erging es uns.

Gibt's sonst noch was Neues? Es ist so alt wie die Chaostheorie. Man kann noch so gut planen, wenn etwas schiefgehen soll, dann geht es eben schief. Als ob man das einem Bergsteiger eigens erklären müsste.

Statt direkt zum Concordia-Basislager am Fuß des K2 zu gehen, hatten wir zu dritt Garys hübschen kleinen Stealth-CMG genommen und waren nach Nordosten in den Himalaja geflogen, direkt zum Bergschrund des Khumbu-Gletschers in 23.000 Fuß Höhe. Nun ja, wir sind nicht ganz auf direktem Weg zum Gletscher geflogen. Wir mussten im Zickzack das Radar des HK-Syndikats unterfliegen, und wir wollten auch nicht von

diesem stinkenden japanischen Fertigbau namens Everest Base Camp Hotel aus gesehen werden (Zimmer ab 4500 Dollar pro Nacht, ohne Zugangsgebühr zum Himalaja und Miete für die CMG-Limousine).

Wir landeten, ohne entdeckt zu werden (jedenfalls dachten wir das), sorgten dafür, dass unser Fahrzeug vor Eisschlag, Eispeilern und Lawinen sicher war, schalteten seinen Tarnschirm an und begannen mit unserem vorbereitenden Aufstieg zum Südsattel im Alpinstil. Das Wetter war ausgezeichnet. Die Bedingungen waren ideal. Wir kletterten hervorragend. Es war das Dummste, das wir drei je getan hatten.

Am Spätnachmittag des dritten Tages hatten wir den Südsattel erreicht, diese schmale, elende, vom Wind gepeitschte Kerbe voller Eis und Felsen, die hoch zwischen den Hängen von Lhotse und Everest liegt. Wir aktivierten unsere kleinen intelligenten Zelte, koppelten sie aneinander, verankerten sie fest in dem von Eis überkrusteten Fels und färbten sie weiß, um vor neugierigen Augen sicher zu sein.

Selbst an einem schönen Spätsommerabend im Himalaja wie diesem ist das Wetter auf dem Südsattel widerwärtig. Die Windgeschwindigkeiten sind im Durchschnitt sogar höher als in der Nähe des Everest-Gipfels. Jeder Bergsteiger weiß, dass man mit Wind in der Stärke eines Hurrikans rechnen muss, wenn man eine relativ glatte Steinfläche sieht, auf der kein Schnee liegt. Die Winde kamen an diesem dritten Tag pünktlich zum Sonnenuntergang auf. Wir kauerten im Gemeinschaftszelt und kochten Suppe. Wir wollten zwei Nächte auf dem Südsattel verbringen und uns an den unteren Rand der Todeszone gewöhnen, bevor wir wieder abstiegen und nach Concordia flogen, um die geplante Besteigung des K2 in Angriff zu nehmen. Wir hatten

nicht die Absicht, auf dem Everest höher als bis zum Südsattel zu steigen. Das tat niemand.

Wenigstens war der Ausblick nicht ganz so schlimm wie früher, weil das Syndikat den Everest und den Südsattel gereinigt und den Expeditionsmüll beseitigt hatte, der sich seit mehr als einem Jahrhundert dort gesammelt hatte – alte Fixseile, unzählige Fetzen von Zelten, Tonnen von gefrorenen menschlichen Exkrementen, ungefähr eine Million weggeworfene Sauerstoffflaschen und ein paar hundert gefrorene Leichen. Der Everest hatte im zwanzigsten Jahrhundert unter einer Art Völkerwanderung gelitten. Alles, was man wegwerfen konnte, war dort zu finden, einschließlich der toten Freunde von Bergsteigern.

Der Ausblick war an diesem Abend ziemlich gut. Der Südsattel fällt im Osten ungefähr 4000 Fuß tief zum früheren Tibet ab, und noch steiler – etwa 7000 Fuß tief – zum Western Cwm. An diesem Abend fingen die hohen Bergrücken des Lhotse und die ganze sichtbare Westseite des Everest den strahlend goldenen Sonnenuntergang einige lange Minuten ein, bis der Südsattel im Schatten lag und die Temperatur in unserem Lager um etwa vierzig Grad sank. Es stand, wie wir Naturburschen sagen, kein Wölkchen am Himmel. Die Gipfel der Achttausender glühten prachtvoll, die Schneefelder brannten orangefarben im Sonnenlicht. Gary und Paul lagen in der offenen Tür des Zelts, noch mit ihren Thermojacken bekleidet, und sahen, bis sie im Sturmwind zu zittern begannen, zu, wie die Sterne aufgingen, während ich am Ofen hantierte, um eine Suppe zu bereiten. Das Leben war wundervoll.

Plötzlich brüllte eine elektrisch verstärkte Stimme: »Ihr da im Zelt!«

Ich hätte mir fast in die Thermounterhosen gemacht. Stattdessen verschüttete ich etwas Suppe und kippte sie über Pauls Schlafsack.

»Mist«, sagte ich.

»Verdammt auch«, fluchte Gary, der den schwarzen CMG beobachtete. Das UN-Emblem und die mächtigen Suchscheinwerfer stachen durch die Dunkelheit und blieben keine zwanzig Fuß vor unserem Zelt auf ein paar kleinen Felsbrocken stehen.

»Erwischt«, sagte Paul.

Hillary Room, Dach der Welt, 29.035 Fuß

Ins Drehrestaurant auf dem Gipfel des Everest verfrachtet zu werden, war entwürdigender als zwei Jahre in einem schwebenden Gefängnis von HK zu verbringen. Wir drei protestierten. Gary am lautesten, weil er der Älteste und Reichste war, aber die vier Wachleute von der UN wiegten gleichgültig ihre Standard-Uzis im Schoß und schwiegen sich aus, bis das Fahrzeug an der Luftschieleuse des Restaurants angedockt hatte und der Druckausgleich vollzogen war.

Wir traten widerstrebend hinaus und folgten noch widerwilliger weiteren Wachleuten ins geschlossene und abgedunkelte Restaurant. Unsere Ohren spielten verrückt. Gerade noch hatten wir auf 26.000 Fuß gelagert, ein paar Minuten später entsprach der Druck dem normalen Druck in Flugzeugen, was einer Höhe von 5000 Fuß entsprach. Es war schmerhaft, obwohl das UN-CMG versucht hatte, den Druck anzugleichen, während es zehn Minuten lang den dunklen Gipfel des Everest umkreiste.

Als wir in den Hillary Room geführt wurden, dem einzigen beleuchteten Raum hier, waren wir wütend und hatten Schmerzen.

»Setzen«, befahl die Außenministerin Betty Willard Bright Moon.

Wir setzten uns. Mit der großen Blackfoot-Frau mit dem kantigen Gesicht und dem grauen Anzug war nicht zu spaßen. Alle Experten stimmten darin überein, dass sie die härteste und interessanteste Person in der gesamten Cohen-Administration war, und die vier US-Marines in Kampfanzügen, die hinter ihr im Schatten standen, verstärkten noch die Aura von Autorität, die sie umgab. Wir drei setzten uns, Gary dicht am dunklen Fenster und der Außenministerin Bright Moon direkt gegenüber, Paul neben ihm und ich am weitesten von allem entfernt. In dieser Reihenfolge kletterten wir normalerweise auch.

Vor der Außenministerin Bright Moon lagen drei blaue Aktendeckel auf dem teuren Teakholztisch. Ich konnte die Etiketten nicht lesen, aber ich war ziemlich sicher, was sie enthielten. Akte 1: Gary Sheridan, 49, Teilruhestand, ehemaliger CEO von SherPath International, mehrere Wohnsitze auf der ganzen Welt, hat mit siebzehn im fast vergessenen und heute kaum noch erwähnten Dotcom-Goldrausch seine ersten Millionen gemacht, viermal geschieden, ein Mann mit vielen Leidenschaften, deren größte die Bergsteigerei war. Akte 2: Paul Ando Hiraga, 28, Skifahrer, professioneller Bergführer, einer der besten Feisund Eiskletterer der Welt, unverheiratet; Akte 3: Jake Richard Pettigrew, 36, Boulder, Colorado, verheiratet, drei Kinder, Mathematiklehrer an der Highschool, durchschnittlicher bis guter Bergsteiger mit zwei Achttausender-Besteigungen, beide dank Gary und Paul, die ihn in den letzten sechs Jahren immer wieder zu ihren internationalen Besteigungen eingeladen hatten. Mr. Pettigrew konnte sein Glück immer noch nicht fassen, dass er einen Freund und Gönner hatte, der ihm die Besteigungen fi-

nanzierte, besonders, da Gary und Paul viel bessere Bergsteiger mit erheblich größerer Erfahrung waren. Aber die Akten verrieten vielleicht auch, wie Jake, Paul und Gary in den letzten Jahren zu engen Freunden und Berggefährten geworden waren. Die Freunde trauten einander so sehr, dass sie ohne weiteres gemeinsam ins Himalaja-Schutzgebiet eindrangen, um sich für den wichtigsten Aufstieg ihres Lebens zu akklimatisieren.

Vielleicht waren die blauen Aktenordner auch nur irgendein Routinekram des State Department, das mit uns nichts zu tun hatte.

»Warum haben Sie uns hierhergeschleppt?«, fragte Gary. Seine Stimme klang beherrscht, aber angespannt. Sehr angespannt. »Wenn das Hongkong-Syndikat uns ins Gefängnis stecken will, na gut, aber Sie und die UN können uns nicht gegen unseren Willen irgendwo hinschleppen. Wir sind immer noch US-Bürger ...«

»US-Bürger, die gegen die Regeln des Schutzgebiets des HK-Syndikats und gegen die Gesetze der UN für das Weltkulturerbe verstößen haben«, fauchte die Außenministerin Bright Moon.

»Wir haben eine Genehmigung ...«, begann Gary. Seine Stirn war unter dem kurz geschnittenen weißen Haar krebsrot.

»Eine Genehmigung, den K2 zu besteigen, die erst in drei Tagen gültig wird«, sagte die Außenministerin. »Ihr Kletterteam hat die HK-Lotterie gewonnen. Das ist uns bekannt. Diese Genehmigung erlaubt Ihnen allerdings nicht, das Himalaja-Schutzgebiet zu überfliegen oder dort einzudringen oder sich auf dem Mount Everest zu bewegen.«

Paul sah mich an. Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte keine Ahnung, was hier im Gange war. Wir hätten den Mount Everest

stehlen können, und es hätte die Außenministerin Betty Willard Bright Moon nicht auf die Idee gebracht, rund um die Welt zu fliegen und in diesem dunklen Drehrestaurant Platz zu nehmen, um uns auf die Finger zu hauen.

Gary zuckte mit den Achseln und lehnte sich zurück. »Was wollen Sie denn nun?«

Außenministerin Bright Moon öffnete den ersten blauen Aktendeckel und schob über das polierte Teakholz ein Foto zu uns herüber. Wir steckten die Köpfe zusammen und schauten es an.

»Eine Wanze?«, fragte Gary.

»Sie sagen lieber Tauschen«, erklärte die Außenministerin, »aber Mantispa tut es auch.«

»Was haben die Viecher mit uns zu tun?«, sagte Gary.

»Dieses Viech hier will in drei Tagen mit Ihnen auf den K2 steigen«, sagte Außenministerin Bright Moon. »Und die Regierung der Vereinigten Staaten hat in Verbindung mit der Lau-scher-Liaison und dem Rat für Zusammenarbeit der Vereinten Nationen beschlossen, ihm oder ihr diese Bitte zu erfüllen.«

Paul sperrte den Mund auf. Gary verschränkte die Hände hinter dem Kopf und lachte. Ich starrte nur. Irgendwie war ich der Erste, der wieder sprechen konnte.

»Das kann doch nicht sein«, sagte ich.

Außenministerin Betty Willard Bright Moon richtete ihren Blick aus undurchdringlichen dunklen Augen auf mich. »Warum denn nicht?«

Normalerweise hätten mich die Persönlichkeit der Frau, ihr Rang und diese Augen auf der Stelle verstummen lassen, doch dies war einfach zu absurd, um schweigend übergangen zu werden. Ich streckte die Hände vor, die Handflächen nach oben gedreht. »Diese Wanzen haben sechs Beine«, sagte ich schließlich.

»Sie sehen aus, als könnten sie kaum laufen. Wir steigen auf den zweithöchsten Berg der Erde. Und auf den gefährlichsten.«

Die Außenministerin Bright Moon hielt meinem Blick stand. »Die Wanz ... die Mantispa scheinen in ihrer Enklave in der Antarktis recht gut zurechtzukommen«, erwiderte sie gelassen. »Und manchmal laufen sie auch auf zwei Beinen.«

Paul schnaubte. Gary ließ die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Schultern waren zurückgezogen, seine Haltung schien entspannt, aber seine Augen blickten hart wie Feuerstein. »Ich nehme an, wenn diese Wanze mit uns klettert, werden Sie uns auch für ihr Wohlergehen verantwortlich machen«, sagte er.

Die Ministerin drehte mit einer abrupten, schnellen Bewegung, die an eine Eule erinnerte, den Kopf zu ihm herum. »Ihre Annahme ist korrekt«, meinte sie. »Das wird unsere vordringliche Sorge sein. Die Sicherheit der Lauscher ist immer unsere vordringliche Sorge.«

Gary ließ die Hände sinken und schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich. Auf achttausend Metern kann niemand mehr einem anderen helfen.«

»Deshalb nennt man diesen Bereich auch die Todeszone«, ergänzte Paul. Er schien verärgert zu sein.

Bright Moon ignorierte Paul und konzentrierte sich auf Gary. Sie hatte viele Jahrzehnte mit Machtkämpfen, Verhandlungen und politischen Intrigen verbracht und wusste genau, wer bei uns letztlich das Sagen hatte. »Wir können den Aufstieg sicherer gestalten«, sagte sie. »Telefon, CMGs, die auf Abruf bereitstehen, Datenverbindungen ...«

Gary schüttelte abermals den Kopf. »Wir machen die Besteigung ohne Telefon und Medevac-Unterstützung aus der Luft.«

»Das ist doch absurd ...«, begann die Außenministerin.

Gary ließ sie nicht ausreden. »So ist es nun einmal«, sagte er. »So halten es die echten Bergsteiger heutzutage. Dagegen suchen wir kaum freiwillig einen so widerwärtigen Scheißladen auf.« Er deutete zum abgedunkelten Hillary Room zu unserer Rechten, aber die Geste schloss das ganze sich drehende Dach der Welt ein. Einer der Marines zuckte zusammen, als er den vulgären Ausdruck hörte.

Außenministerin Bright Moon verzog keine Miene. »Also gut, Mr. Sheridan. Telefone und CMG-Medevacs sind offensichtlich nicht verhandelbar. Über alles andere können wir aber reden?«

Gary schwieg eine geschlagene Minute. Dann sagte er: »Ich nehme an, Sie werden uns das Leben zur Hölle machen, wenn wir uns weigern?«

Die Außenministerin lächelte leicht. »Ich glaube, Sie drei werden beispielsweise feststellen, dass Sie keine Visa mehr für Klettertouren im Ausland bekommen«, antwortete sie. »Nie wieder. Und Sie könnten auch sehr bald Schwierigkeiten mit den Steuern bekommen. Besonders Sie, Mr. Sheridan, da Ihre Firmenkonten so ... so kompliziert sind.«

Gary erwiderte ihr Lächeln. Es schien beinahe, als fände er Gefallen an dieser Entwicklung. »Und was ist für uns drin, wenn wir zustimmen?«, sagte er langsam und fast schleppend.

Bright Moon nickte, und einer der Lakaien zu ihrer Rechten öffnete eine weitere Aktenmappe und schob ein glänzendes Farbfoto über den Tisch zu uns herüber. Wieder beugten wir uns vor und starrten. Paul runzelte die Stirn. Ich brauchte eine Weile, um zu verstehen, was es war. Es war eine Art roter Schildvulkan. Hawaii?

»Mars«, sagte Gary leise. »Olympus Mons.«

»Er ist mehr als doppelt so hoch wie der Mount Everest«, sagte die Außenministerin Bright Moon.

Gary lachte amüsiert. »Doppelt so hoch? Scheiße, meine gute Frau. Olympus Mons ist mehr als dreimal so hoch wie der Everest. Mehr als achtundachtzigtausend Fuß, und er hat einen Durchmesser von dreihundertfünfunddreißig Meilen. Die Caldera ist dreiundfünfzig Meilen groß. Mein Gott, die äußere Klippe dieses Berges ist allein schon höher als der Everest – zweiunddreißigtausendachthundert Fuß, senkrecht und überhängend.«

Bright Moon hatte endlich doch gezuckt, als die Worte »Scheiße, meine gute Frau« gefallen waren. Ich fragte mich insgeheim, wann das letzte Mal jemand so mit der Außenministerin gesprochen hatte, aber jetzt lächelte sie.

»Und was weiter?«, fuhr Gary fort. »Das Marsprogramm ist tot. Wir haben gekniffen, genau wie beim Apollo-Programm fünfundsiebzig Jahre vorher. Erzählen Sie mir nicht, Sie schicken uns dorthin, denn wir haben nicht einmal die nötige Technologie, um wieder zurückzukommen.«

»Die Wanzen haben sie«, erklärte Außenministerin Bright Moon. »Und wenn Sie einverstanden sind und den Sohn des Mantispa-Sprechers mit auf den K2 steigen lassen, dann, so haben die Lauscher versprochen, wird man Sie binnen zwölf Monaten zum Mars befördern. Offenbar dauert die Reise nur zwei Wochen in jede Richtung. Man wird für Sie eine Expedition auf den Olympus Mons organisieren. Druckanzüge, Atemgeräte und alles, was man so braucht.«

Wir drei wechselten einen Blick. Wir brauchten nicht darüber zu diskutieren. Wir betrachteten noch einmal das Foto. Schließlich schaute Gary zu Bright Moon auf. »Was müssen wir sonst noch tun, außer mit ihm zu klettern?«

»Sorgen Sie dafür, dass er überlebt, wenn Sie können«, antwortete sie.

Gary schüttelte den Kopf. »Sie haben gehört, was Paul gesagt hat. Oberhalb von achttausend Metern können wir nicht einmal garantieren, dass wir selbst am Leben bleiben.«

Die Ministerin nickte. »Wenn wir nun noch ein einfaches Notrufgerät mit einem Ihrer Palmlogs verbinden könnten. Eine Art Notsender. Damit könnten wir rasch zu Hilfe kommen und den Mantispa evakuieren, falls er krank wird oder sich verletzt, ohne die ... ohne die Integrität Ihrer Besteigung zu gefährden.«

»Eine Art Panikknopf«, sagte Gary. Wieder wechselten wir einen Blick. Die Vorstellung war widerwärtig, doch auf ihre Art nicht unvernünftig. Außerdem, wenn die Wanze vom Berg verschwunden war, aus welchem Grund auch immer, könnten wir drei den Aufstieg fortsetzen und durften vielleicht immer noch den Olympus Mons in Angriff nehmen. »Was gibt es sonst noch?«, fragte Gary die Frau.

Außenministerin Bright Moon faltete die Hände und schlug einen Moment die Augen nieder. Als sie wieder aufsah, wirkte ihr Blick völlig aufrichtig und ehrlich. »Meine Herren, Sie wissen, wie wenig die Mantispa bisher mit uns gesprochen haben ... wie wenig von ihrer Technologie sie uns gegeben haben ...«

»Sie haben uns CMG gegeben«, unterbrach Gary.

»Ja«, stimmte Bright Moon zu. »CMG im Austausch für ihre Enklave in der Antarktis. Wir haben eine vage Vorstellung davon, welche Wunder sie sonst noch haben – Generationenschiffe, eine Heilung für Krebs, unbeschränkte Energie. Die Lauscher ... nun ja, sie lauschen nur. Dies ist der erste direkte Vorstoß, den sie bisher unternommen haben.«

Wir warteten.

»Wir möchten, dass Sie alles aufzeichnen, was der Sohn des Sprechers während des Aufstiegs sagt«, erklärte die Außenministerin Bright Moon. »Stellen Sie ihm Fragen. Hören Sie zu, was er antwortet. Freunden Sie sich mit ihm an, wenn Sie können. Das ist alles.«

Gary schüttelte den Kopf. »Wir wollen nicht verdrahtet werden.« Bevor Bright Moon Einwände erheben konnte, fuhr er fort. »Wir müssen Thermohäute tragen – molekulare Wärmemembranen. Wir werden darunter oder darüber keine Drähte tragen.«

Die Außenministerin sah aus, als wollte sie den Marines gleich den Befehl geben, Gary über den Haufen zu schießen und Paul und mich aus dem Fenster zu werfen. Nicht dass man hier ein Fenster öffnen konnte. Das ganze verdammte Restaurant stand unter künstlichem Luftdruck.

»Ich mache es«, sagte ich.

Gary und Paul sahen mich überrascht an. Ich muss zugeben, dass ich selbst über mein Angebot überrascht war. Ich zuckte mit den Achseln. »Warum denn nicht? Meine Verwandten sind an Krebs gestorben. Ich hätte nichts dagegen, wenn wir eine Heilung finden. Ihr könnt einen Aufzeichnungsdraht in meinen Anorak einbauen. Oder ich benutze den Rekorder in meinem Palmlog. Ich zeichne auf, was die Wanze sagt, und fasse die übrigen Unterhaltungen in meinem Palmlog zusammen. Sie wissen ja, ich zeichne auch sonst alles auf.«

Außenministerin Betty Willard Bright Moon sah aus, als schlucke sie bittere Galle hinunter, doch sie nickte. Zuerst in unsere Richtung, dann noch einmal zu den Marines. Die Marines kamen zu uns herum und eskortierten uns zum CMG der UN.

»Moment mal«, sagte Gary, bevor wir abgeführt wurden.
»Hat diese Wanze eigentlich auch einen Namen?«

»Kanakaredes«, sagte die Außenministerin, ohne uns eines weiteren Blickes zu würdigen.

»Klingt griechisch«, meinte Paul.

»Das wage ich zu bezweifeln«, sagte die Außenministerin Bright Moon.

K2 Basislager, 16.500 Fuß

Ich glaube, ich habe mit einer kleinen fliegenden Untertasse gerechnet – mit einer kleinen Version des Raumschiffs, mit dem die Wanzen vor neun Jahren in der Nähe der UN gelandet waren –, doch sie trafen mit einem übergroßen, hellroten Daimler Chrysler CMG ein. Ich sah sie als Erster und stieß einen Ruf aus. Gary und Paul kamen aus dem Vorratszelt, wo sie zum dritten Mal unsere Vorräte überprüft hatten.

Außenministerin Bright Moon war natürlich nicht gekommen, um sich von uns zu verabschieden. Seit jenem Abend auf dem Dach der Weh vor drei Tagen hatten wir sie nicht mehr gesehen. Aber der für die Lauscher-Liaison zuständige Mann, William Grimes, und zwei seiner Helfer stiegen aus dem CMG. Zwei Wanzen folgten ihnen, eine etwas größer als die andere. Der kleinere Mantispa hatte eine Art durchsichtigen, blasenartigen Rucksack auf dem Rückenwulst, der sich genau in den V-förmigen Spalt fügte, wo der Hauptkörper mit dem Prothorax verbunden war.

Wir drei wanderten über das Geröllfeld, bis wir vor den fünf Besuchern standen. Es war das erste Mal, dass ich eines der

Aliens direkt vor mir sah. Ich meine, wer ist schon einmal so einer Wanze persönlich begegnet? Ich muss zugeben, dass ich nervös war. Hinter uns und über uns wirbelten Schneekristalle, und Wolken wallten von den Berggrücken und dem Gipfel des K2 herunter. Ob die Mantispa komisch rochen, weiß ich nicht, denn ich konnte wegen des heftigen Windes, den wir im Rücken hatten, nichts riechen.

»Mr. Sheridan, Mr. Hiraga, Mr. Pettigrew«, sagte der Bürokrat Grimes, »darf ich Ihnen den Sprecher der Lauscher Aduradake und seinen ... seinen Sohn Kanakaredes vorstellen?«

Die größere der beiden Wanzen faltete die verrückten Arme oder Vorderbeine auseinander, klappte den kurzen Unterarm nach vorn, wie sich eine Gottesanbeterin entfaltet, und gab Gary seine dreifingrige Hand. Gary schüttelte sie. Paul schüttelte sie. Ich schüttelte sie. Es fühlte sich an, als seien keine Knochen darin.

Die kleinere Wanze sah zu, die beiden Primäraugen waren schwarz und undurchdringlich, die kleineren Seitenaugen waren mit Lidern verschlossen und wirkten schlaftrig. Es – Kanakaredes – gab uns nicht die Hand.

»Mein Volk dankt Ihnen, dass Sie Kanakaredes erlauben, Sie auf dieser Expedition zu begleiten«, sagte Sprecher Aduradake. Ich weiß nicht, ob sie implantierte Spracherzeuger benutzten, um mit uns zu reden. Ich glaube eher nicht, doch die englischen Worte kamen als sorgfältig moduliertes Klicken und Seufzen heraus. Es war recht gut verständlich, klang aber fremd, sehr fremd.

»Gern geschehen«, sagte Gary.

Es sah so aus, als wollten die UN-Bürokraten noch etwas sagen – eine Ansprache halten oder so –, aber der Sprecher Aduradake drehte sich auf seinen vier Hinterbeinen abrupt um und marschierte durch die Felsblöcke zur Laderampe des CMG

zurück. Die Menschen mussten sich sputen, um ihn einzuholen. Eine halbe Minute später war das Fahrzeug nur noch ein roter Punkt am blauen Himmel im Süden.

Wir vier standen eine Sekunde schweigend da und lauschten dem Wind, der um die verbliebenen Eispfeiler des Godwin-Austen-Gletschers und durch die Spalten zwischen den abgeschliffenen Felsblöcken heulte. Schließlich sagte Gary: »Hast du den ganzen Mist dabei, den wir in der E-Mail aufgezählt haben?«

»Ja«, sagte Kanakaredes. Seine Unterarme kreisten in den Gelenken, die langen Oberschenkel bewegten sich auf und ab, und das dritte Körpersegment beugte sich, bis die weichen, dreifingrigen Hände auf den durchsichtigen Rucksack klopfen konnten, den er auf dem Rücken trug. »Habe den ganzen Mist mitgebracht, wie ihr es in eurer E-Mail gesagt habt.« Das Klicken und Seufzen klang genau wie bei der anderen Wanze.

»Ein für die Nordflanke geeignetes intelligentes Zelt?«, fragte Gary.

Die Wanze nickte, oder jedenfalls fasste ich die Bewegung des breiten Kopfes mit dem Schnabel als Nicken auf. Gary hatte es wohl genauso verstanden. »Rationen für zwei Wochen?«, fragte er weiter.

»Ja«, bestätigte Kanakaredes.

»Wir haben die Kletterausrüstung für dich mitgebracht«, sagte Gary. »Grimes meinte, du hättest schon damit geübt – Steig-eisen, Seile, Knoten legen, Seile spannen, Eispickel, Jumars –, und dass du schon einmal auf einen Berg gestiegen bist.«

»Ich war auf dem Mount Erebus«, bestätigte Kanakaredes. »Ich habe dort mehrere Monate geübt.«

Gary seufzte. »Der K2 ist nicht ganz das Gleiche wie der Mount Erebus.«

Darauf schwiegen wir einander eine Weile an. Der Wind heulte und peitschte mir das lange Haar ums Gesicht. Schließlich deutete Paul zum Gletscher, der in der Nähe des Basislagers eine Kurve beschrieb und an der Ostseite des K2, unterhalb des Broad Peak, anstieg. Ich konnte gerade noch die Stelle erkennen, wo der Gletscher am K2 auf die Abruzzi-Sporn traf. Dieser Grat, über den die Erstbesteigung des K2 versucht worden war und wo die erste erfolgreiche Besteigung im Sommer stattgefunden hatte, war unsere Ersatzroute, falls der Versuch, über den Nordostgrat und die Ostwand hochzugehen, nicht im Zeitplan zu verwirklichen war.

»Wir könnten natürlich über den Gletscher fliegen und mit dem Aufstieg am Fuß des Abruzzi-Sporns in 18.000 Fuß Höhe beginnen«, meinte Paul. »Auf diese Weise würden wir die gefährlichen Gletscherspalten meiden, aber wir wollen hier beginnen, weil es ein Teil des Aufstiegs ist.«

Kanakaredes sagte nichts. Seine beiden Primäraugen hatten durchsichtige Membranen, doch die Augen zwinkerten nicht. Er starrte Paul unbewegt an. Die beiden anderen Augen starnten wer weiß wohin.

Ich hatte den Eindruck, ich müsste etwas sagen. Irgendetwas. Ich räusperte mich.

»Verdamm auch«, sagte Gary. »Wir vergeuden wertvolles Tageslicht. Lasst uns packen und aufbrechen.«

Camp Eins, Nordostgrat, etwa 18.300 Fuß

Der K2 wird manchmal »der wilde Berg« genannt. Er hat noch hundert weitere Namen, und alle sind respektvoll. Der Berg ist ein Killer. Hier sind im Verhältnis zu denen, die den Aufstieg

versucht haben, mehr Männer und Frauen gestorben als auf jedem anderen Gipfel im Himalaja oder im Karakorum.

Dabei ist der Berg nicht bösartig. Er ist einfach nur die Zen-Essenz eines Berges. Hart, groß, pyramidenförmig, wenn man ihn von Süden sieht. Von dort aus gesehen, entspricht er beinahe dem Matterhorn, wie es ein Kind zeichnen würde – gezackt, steil und mit Graten, die scharf sind wie Messer, häufig heimgesucht von Lawinen und heftigen Stürmen, und der im Grunde in den luftleeren Raum aufragende Gipfel wird ständig vom Jetstrom gepeitscht. Man mag das Vorstellungsvermögen noch so sehr verbiegen und den Berg zu personifizieren suchen, es wird nicht gelingen, ihn so erscheinen zu lassen, als gebe er auch nur einen Deut auf menschliche Hoffnungen und das Leben der Menschen. In gewisser Weise, auch wenn es schwierig zu erklären und politisch unkorrekt ist, es auszusprechen, könnte man sagen, dass der K2 zutiefst maskulin ist. Er ist ewig gleichgültig und unversöhnlich. Seit mehr als einem Jahrhundert wird er von Bergsteigern geliebt, sie triumphieren über ihn, und sie sterben auf ihm.

Jetzt war es an uns herauszufinden, in welche Richtung sich das Rad des Schicksals für uns drehen sollte.

Haben Sie schon einmal einen Mantispa laufen sehen? Ich meine, wir haben sie ja alle im HDTV oder VIP gesehen. Meine Güte, diese Wanzen haben sogar einen eigenen Satellitenkanal. Aber normalerweise sieht man dort nur schnelle Schnitte, Aufnahmen mit Teleobjektiven oder Standbilder des Sprechers, während ein paar politische Größen irgendwo in der Nähe herumstehen. Aber haben Sie einem von ihnen schon einmal längere Zeit beim *Gehen* zugeschaut?

Wenn man die oberen Regionen des Godwin-Austen-Gletschers unterhalb der elftausend Fuß hohen senkrechten Ostflan-

ke des K2 queren will, dann hat man zwei Möglichkeiten. Man kann sich in der Nähe des Gletscherrandes halten, wo es nur wenig Gletscherspalten gibt, während die Lawinengefahr sehr hoch ist, oder man bleibt in der Mitte des Gletschers und weiß nie, ob der Schnee und das Eis unter den Füßen nicht plötzlich nachgeben, sodass man in eine verborgene Spalte durchbricht. Jeder Bergsteiger, der das Salz in der Suppe wert ist, entscheidet sich für den Weg über die Gletscherspalten, sofern es nur den leisesten Hinweis auf drohende Lawinen gibt. Mit genügend Geschicklichkeit und Erfahrung kann man den Gletscherspalten ausweichen. Wenn sich aber eine Lawine in Ihre Richtung bewegt, können Sie nichts mehr tun außer zu beten.

Wir mussten uns anseilen, um auf den Gletscher zu klettern. Gary, Paul und ich hatten schon darüber gesprochen und uns überlegt, ob wir mit der Wanze an Seilen klettern wollten, doch wenn wir den Bereich des Gletschers erreichten, an dem die Wahrscheinlichkeit, auf Spalten zu stoßen, besonders hoch war, blieb uns ohnehin nichts anderes übrig. Es wäre Mord gewesen, Kanakaredes ohne Seil herumlaufen zu lassen.

Eine der ersten Fragen, die uns vor zehn Jahren, als die Wanzen landeten, durch den Kopf gegangen war, hatte gelautet: »Tragen sie eigentlich Kleider?« Inzwischen wussten wir, dass sie keine Kleidung trugen. Ihr eigenartiger Körperbau, ein Exoskelett aus Chitin und verschiedenen Membranschichten über den weicheren Körperteilen, konnte die fehlende Kleidung ohne weiteres ersetzen, aber das bedeutete im Umkehrschluss nicht, dass man jederzeit ihre Sexualorgane sehen konnte. Theoretisch waren die Mantispa sexuelle Wesen mit einem weiblichen und einem männlichen Geschlecht, doch meines Wissens hat noch niemand die Sexualorgane einer Wanze gesehen, und ich kann

bezeugen, dass Gary, Paul und ich keinen Wert darauflegten, die Ersten zu sein.

Die Aliens rüsteten sich allerdings im Bedarfsfall mit Werkzeuggürteln oder Geschirren oder was sonst immer aus, weshalb Kanakaredes auch mit diesem komischen Blasenrucksack auf dem Rücken erschienen war, in dem er seine Klettergeräte verstaut hatte. Sobald wir mit dem Aufstieg begonnen hatten, nahm er sein Geschirr aus dem Rucksack und wickelte es sich um das klobige, beinahe gepanzert wirkende obere Körpersegment, an dem seine Arme und die mittleren Beine angesetzt waren. Außerdem benutzte er einen den üblichen Maßen entsprechenden Eispickel, dessen gekrümmten Griff er mit drei knochenlosen Fingern hielt. Es sah seltsam aus, dass diese Wanze mit so alltäglichen Dingen wie roter Nylonleine, Karabinerhaken und Eisaxt hantierte, doch so war er ausgerüstet.

Als wir mit Seilen klettern mussten, hakten wir die Spinnenseide in unsere Karabinerhaken und hängten uns in der gewohnten Marschordnung hintereinander, nur dass ich dieses Mal auf dem Gletscher nicht Pauls langsam wackelnden Arsch vor mir sah, sondern Kanakaredes zuschauen durfte, der etwa zehn Schritt vor mir Stunde um Stunde durchs Eis tappte.

Wenn ich sage, dass er durchs Eis tappte, werde ich seiner Bewegungsweise nicht gerecht. Wir haben ja alle schon gesehen, wie die Wanzen auf den mittleren Beinen das Gleichgewicht halten und laufen können. Mit geradem Rücken können sie auf diesen Beinen aufrecht stehen, und ihr Kopf ist hoch genug, um einem kleinen Menschen ins Auge zu blicken. In dieser Haltung wirken ihre Vorderbeine eher wie echte Arme und nicht mehr so sehr wie die Glieder einer Gottesanbeterin, aber ich glaube, sie tun das meist nur aus eben diesem Grund – um

bei ihren seltenen öffentlichen Auftritten menschlicher zu wirken. Bisher hatte ich Kanakaredes jedenfalls nur während der förmlichen Begrüßung im Basislager aufrecht auf zwei Beinen gesehen. Sobald wir über den Gletscher wanderten, nahm er den Kopf wieder herunter, das »V« zwischen dem größten Körpersegment und dem Prothorax wurde größer, und die Spinnenarme wurden ausgestreckt, als hielte ein Mensch zwei Stöcke vor sich. So bewegte er sich scheinbar ohne jede Anstrengung auf vier Beinen.

Aber mein Gott, was war das für eine verrückte Bewegungsweise. Die Beine der Wanzen haben natürlich jeweils drei Gelenke, aber erst nachdem ich dieser Wanze auf dem Godwin-Austen-Gletscher einige Minuten gefolgt war, wurde mir bewusst, dass diese drei Gelenke niemals im gleichen Winkel standen. Eins der Vorderbeine dieser Gottesanbeterin war zweimal abgeknickt, damit Kanakaredes seinen Eispickel in den Hang schlagen konnte, während das andere sich vor und zurück bog, um diesen eigenartigen Schnabel oder sein Maul zu kratzen. Gleichzeitig bewegten sich die mittleren Beine wie die eines Pferdes, nur dass die Beine nicht in Hufe ausliefen. Der unterste, kürzeste Abschnitt jedes Beins besaß vielmehr einen Chitinausläufer, der irgendwie zierlich wirkte. Er war gespalten, und ... ich weiß auch nicht, es sah jedenfalls seltsam aus. Und erst die Hinterbeine, die am unteren Rand des Prothorax angewachsen waren ... die Hinterbeine ließen mich schwindeln, als ich der Wanze zusah, während sie vor mir durch den weichen Schnee kletterte. Manchmal waren die Knie des Aliens – ich meine die oberen Gelenke, die etwa am Beginn des untersten Drittels der Beine saßen – höher als sein Rücken. Dann wieder beugte er ein Knie nach vorn und das andere zurück, während die unteren Gelenke noch seltsamere Dinge taten.

Nach einer Weile gab ich den Versuch auf, die Mechanik seiner Fortbewegung verstehen zu wollen, und bewunderte nur noch die Leichtigkeit, mit der er durch die steilen Schnee- und Eisflächen stieg. Wir drei hatten uns wegen der kleinen Oberfläche seiner Füße im Schnee Gedanken gemacht – die V-förmigen Hufe waren nicht einmal so groß wie ein nackter menschlicher Fuß – und uns gefragt, ob wir den Mantispa während des Aufstiegs aus jeder Schneewehe ziehen mussten, aber Kanakaredes kam sehr gut zurecht und hatte keinerlei Probleme. Ich dachte, es müsse wohl daran liegen, dass er schätzungsweise nicht mehr als hundertfünfunddreißig Pfund wog und dass er dieses Gewicht auf vier oder manchmal sogar sechs Beine verteilen konnte, wenn er die Eisaxt ins Geschirr steckte und über die Flächen krabbelte oder lief. Um ehrlich zu sein, musste die Wanze im oberen Teil des Gletschers zwei- oder dreimal sogar mir aus tiefen Schneewehen helfen.

Am Nachmittag, als die Sonne hoch über der spiegelnden Eisfläche des Gletschers stand, wurde es verdammt heiß. Wir drei Menschen fuhren unsere Thermohautkontrollen herunter und legten die äußeren Schichten unserer Wetterjacken ab, um uns etwas abzukühlen. Die Wanze schien keine Probleme zu haben, rastete aber kommentarlos mit uns, wenn wir eine Pause machten, trank Wasser aus der Wasserflasche, wenn wir es taten, und kaute auf irgendetwas herum, das aussah wie eine Bodenfliese aus gepresster Hundekacke, während wir unsere Konzentratriegel knabberten, die, wie mir jetzt klar wird, ebenfalls sehr nach Briketts aussahen, die aus gepresster Hundekacke hergestellt worden waren. Wenn Kanakaredes an diesem ersten langen Tag auf dem Gletscher unter Überwärmung oder unter der Kälte litt, dann ließ er sich nichts anmerken.

Lange vor Sonnenuntergang zog der Schatten des Bergs über uns hinweg, und drei von uns vieren stellten die Thermohautkontrollen höher und legten die äußeren Anorakschichten wieder an. Es hatte zu schneien begonnen. Plötzlich brach an der Ostflanke des K2 eine riesige Lawine herunter und donnerte hinter uns über den Hang. Der Schnee brodelte und wallte über einen Teil des Gletschers, über den wir nur eine Stunde zuvor geklettert waren.

Wir blieben wie angewurzelt stehen, bis das Grollen aufhörte. Unsere Spuren im Schnee, der jetzt im Schatten lag – eine mehr oder weniger gerade Linie, mit der wir auf der letzten Meile ungefähr tausend Fuß an Höhe gewonnen hatten –, waren in einem Bereich von mehreren hundert Yards ausgelöscht, als hätte ein Riese einen Radiergummi angesetzt.

»Ach du Scheiße«, sagte ich.

Gary nickte. Sein Atem ging schwer, nachdem er den größten Teil des Nachmittags über die Spur gelegt hatte. Er drehte sich um, machte einen Schritt und verschwand.

In den letzten Stunden hatte derjenige, der vorne war, ständig mit dem Eispickel geprüft, ob man auch beim nächsten Schritt noch sicher stehen konnte, oder ob man es etwa nur mit einer dünnen Schneeschicht über einer tiefen Gletscherspalte zu tun hatte. Gary hatte zwei Schritte ohne diese Prüfung getan. Und er war in den Spalt gefallen.

In einem Moment war er noch da, der rote Anorak hell vor dem im Schatten liegenden Eis, der weiße Schnee des Grats nicht mehr weit vor uns, und im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Dann verschwand auch Paul.

Keiner kreischte, niemand reagierte unangemessen. Kankaredes stemmte sich sofort mit allen Beinen dagegen, rammte

die Eisaxt unter sich tief ins Eis und wickelte die Leine zweimal darum, bevor die etwa dreißig Fuß Spiel zwischen ihm und Paul ausgegeben waren. Ich folgte seinem Beispiel, trieb die Steigeisen so fest wie möglich ins Eis und rechnete schon damit, dass auch die Wanze und ich in der Gletscherspalte verschwinden würden.

Wir blieben oben.

Das Seil spannte sich, doch es hielt. Seile aus genetisch veränderter Spinnenseide reißen fast nie. Kanakaredes' Eispickel hielt, auch er selbst konnte sich auf dem Eis des Gletschers halten, und zu zweit hielten wir die Kameraden. Wir warteten eine ganze Minute voller Anspannung, ob wir nicht etwa ebenfalls auf einer dünnen Eisschicht über einer Spalte standen, aber als klar war, wo die Spalte begann, keuchte ich: »Halte sie.« Ich löste die Karabinerhaken und kletterte nach vorn, um in den schwarzen Spalt zu spähen.

Ich weiß nicht, wie tief die Gletscherspalte war – hundert Fuß vielleicht? Doch Paul und Gary baumelten da unten, Paul ungefähr fünfzehn Fuß tief, noch im Licht und einigermaßen wohlauf, während er sich mit dem Rücken an die blaugrüne Eiswand stemmte und seine Jumars einrichtete. Mit diesen Steigklemmen, die erheblich leichter und stärker, aber ansonsten genau das waren, was auch unsere Großväter schon benutzt haben mochten, konnte er aus eigener Kraft wieder nach oben klettern, solange nur das Seil hielt und er die Fußschlingen richtig anlegen konnte.

Gary hatte es nicht ganz so bequem. Er war fast vierzig Fuß tief unten und hing kopfüber an einem eisigen Überhang. Seine Steigeisen und sein Hintern waren noch im Licht, und es schien, als sei er ernstlich in Schwierigkeiten. Wenn er sich beim Sturz den Kopf angeschlagen hatte ...

Dann hörte ich ihn schimpfen. Seine unglaublichen Verwünschungen und Flüche gingen in der Gletscherspalte fast unter und hallten dumpf zu mir herauf. Er fluchte direkt in den Bauch des Gletschers hinein, und ich wusste, dass er wohllauf war.

Paul brauchte höchstens eine Minute oder so, um mit den Jumars wieder nach oben zu kommen, doch es dauerte etwas länger und erforderte einige körperliche Anstrengung, Gary wieder aufzurichten und über den überhängenden Eisvorsprung zu bugsieren, bis er seine eigenen Jumars anbringen konnte.

Dabei wurde mir auch klar, wie verdammt stark diese Wanze war. Ich glaube, Kanakaredes hätte uns alle drei aus dem Spalt ziehen können, wenn wir bewusstlos gewesen wären. Weit über fünfhundert Pfund Lebendgewicht. Und ich glaube, er hätte es allein mithilfe seiner dünnen Insektenarme tun können, die so aussahen, als hätten sie überhaupt keine Muskeln.

Als Gary wieder oben war und sich von Seilen, Geschirr und Jumars befreit hatte, umgingen wir vorsichtig die Gletscherspalte. Ich hatte die Führung übernommen und stocherte wie ein Blinder in einem Tal voller Rasierklingen herum. Schließlich fanden wir eine gute Stelle für unser erstes Lager direkt am Fuß des Grates. So blieb uns am Morgen nur noch ein kurzer Anstieg bis zum Nordostgrat, auf dem wir bis zur Schulter des K2 selbst vorstoßen wollten. Im letzten Sonnenlicht fanden wir einen geeigneten Flecken, lösten das Seil aus den Karabinerhaken, warfen die sechzig Pfund schweren Rucksäcke ab und blieben eine Weile keuchend sitzen, ehe wir das Lager aufschlugen.

»Das war ein verdammt mieser Anfang für eine gottverdammte Expedition«, fluchte Gary, während er aus seiner Wasserflasche trank. »Verfluchter Mist, das war eine Spitzenlei-

stung, wie ich in diese beschissene Gletscherspalte gerannt bin wie ein kreuzdämlicher Idiot von Anfänger.«

Ich warf einen Blick zu Kanakaredes. Wer konnte schon den Gesichtsausdruck einer Wanze deuten? Dieser riesige Mund mit seinen Auswüchsen und Höckern, der zwei Drittel rings um den Kopf bis fast zu dem höckerigen Kamm verlief und vorn einen schnabelartigen Vorsprung hatte, schien immer zu lächeln. War das Lächeln jetzt etwa ein wenig breiter geworden? Schwer zu sagen, und ich war nicht in der Stimmung, ihn zu fragen.

Eines aber war nicht zu übersehen. Der Mantispa hatte ein kleines, durchsichtiges Gerät herausgeholt – etwas, das unseren Palmlogs für Kreditkarten sehr ähnlich war – und gab mit drei fliegenden Fingern Daten ein. Ein Lexikon, dachte ich. Er übersetzte oder speicherte Garys Ausbruch, der, wie ich zugeben musste, eine prächtige Sammlung von Flüchen darstellte. Immer noch stieß er Verwünschungen aus, und der Strom riss nicht ab. Wahrscheinlich würde dieser erboste Ausbruch noch Jahre danach als bläuliche Wolke über dem Godwin-Austen-Gletscher schweben.

Viel Spaß, wenn du diese Vokabeln bei einer deiner UN-Cocktailpartys benutzt, dachte ich, als Kanakaredes seine Eingaben beendete und sein Palmlog verstaute.

Als Gary endlich zu fluchen aufhörte, wechselten Paul und ich einen Blick und grinsten. Paul hatte kein Wort gesagt, seit er in die Gletscherspalte gestürzt war. Dann bauten wir die intelligenten Zelte auf, rollten die Schlafsäcke aus und zündeten die Öfen an, bevor es mit aufkommender Dunkelheit im ersten Lager so kalt wurde wie auf dem Mond.

Camp Zwei, zwischen einer Wechte und einem Lawinenhang, etwa 20.000 Fuß

Ich mache diese Aufzeichnungen für den Geheimdienst des State Department und für alle anderen, die etwas über die Wanzen wissen wollen – über die Technologie der Mantispa, über ihre Gründe, die Erde zu besuchen, über ihre Kultur und ihre Religionen. Alles, was sie uns in den letzten neuneinhalb Jahren aus irgendeinem Grund nicht erzählt haben.

Nun, hier ist die Zusammenfassung meiner Aufzeichnungen der Kommunikation zwischen Mensch und Mantispa am vergangenen Abend im Lager Eins.

Gary: *Äh ... Kan ... Kanakaredes? Wir möchten unsere drei Zelte koppeln und etwas Suppe kochen und dann früh ins Bett gehen. Würde es dir etwas ausmachen, heute Nacht dein Zelt einzeln aufzustellen? Da drüben auf der Schneefläche ist Platz genug für uns alle.*

Kanakaredes: *Damit habe ich kein Problem.*

So viel zu dem Auftrag, unsere Wanze auszuhorchen.

Wir müssten bis heute Abend erheblich höher sein. Wir sind den ganzen Tag über gut gestiegen, aber wir sind immer noch im unteren Teil des Nordostgrats, und wir müssen schneller vorankommen, wenn wir in den zwei Wochen, die wir haben, auf diesen Hügel hinauf und wieder hinunter wollen.

Die Begriffe »Camp Eins« und »Camp Zwei«, die ich in meinem Palmlog-Tagebuch verwendet habe, stammen aus dem letzten Jahrhundert, als die Besteigung von Achttausendern buchstäblich noch ganze Armeen von Männern und Frauen erforderte. Mehr als zweihundert Menschen haben für die erste

amerikanische Everest-Expedition im Jahre 1963 Vorräte geschleppt. Einige Gipfel haben die Form von Pyramiden, und die Logistik war *immer* pyramidenförmig aufgebaut. Damit meine ich, dass Dutzende von Trägern unzählige Tonnen von Vorräten schleppen mussten – Sherpa-Träger und gebirgstüchtige Helfer im Himalaja, hier im Karakorum vor allem Balti-Träger. Trupps von Männern und Frauen schleppten diese Tonnen die Berge hinauf, arbeiteten umschichtig und richteten für die Dauer der Besteigung Lager ein. Sie rüsteten über Meilen hinweg die Steilhänge mit Fixseilen aus. So kamen die Gruppen der Bergsteiger immer höher und höher, bis nach Wochen, manchmal sogar erst nach Monaten, ein paar der besten und glücklichsten Bergsteiger – vielleicht sechs oder vier oder nur zwei von den Dutzenden, die aufgebrochen waren – von einem hohen Camp aus den Gipfel selbst in Angriff nehmen konnten. Das letzte Lager war gewöhnlich Camp Sechs, manchmal sogar Camp Sieben oder noch höher und befand sich bereits irgendwo oberhalb von 8000 Metern in der Todeszone. Es trifft die Umstände genau, wenn ich sage, dass sie den Berg in »Angriff« genommen haben, denn man brauchte tatsächlich eine Armee, um diesen Angriff zu wagen.

Gary, Paul, die Wanze und ich klettern im Alpinstil. Das bedeutet, dass wir alles, was wir brauchen, bei uns tragen. Wir beginnen schwer bepackt und lassen unterwegs, während wir aufsteigen, immer mehr Gepäck zurück. Im Grunde halten wir direkt auf den Gipfel zu und hoffen, ihn binnen einer Woche oder gar schneller zu erreichen. Es gibt keine Kette von Dauercamps, nur vorübergehende Unterstände, die wir für unsere intelligenten Zelte in Schnee und Eis hacken. Irgendwann wird dann ein Lager aufgeschlagen, von dem aus wir den letzten Vor-

stoß zum Gipfel unternehmen wollen. Dort lassen wir die Zelte und den größten Teil der Ausrüstung zurück, klettern weiter und hoffen und beten zu den Göttern, die uns nahestehen – wer wusste schon, zu welchen Göttern Kanakaredes beten mochte, falls überhaupt –, dass das Wetter nicht umschlägt, während wir da oben in der Todeszone sind, dass wir uns auf dem Rückweg zum Hochlager nicht im Dunkeln verlaufen, dass auf diesem letzten Abschnitt keinem von uns etwas Ernstes zustößt, weil wir uns in dieser Höhe nicht helfen können. Im Grunde beten wir flehentlich darum, dass wir es nicht vermasseln.

So weit wird es aber nur kommen, wenn wir uns gleichmäßig diesen Hügel hinaufbewegen. Heute hat es nicht so gut geklappt.

Wir sind früh aufgebrochen und haben Camp Eins in wenigen Minuten abgebaut. Wir haben routiniert gepackt und sind gut aufgestiegen. Ich vorneweg, dann Paul, dann die Wanze, dann Gary. Da oben gibt es eine verflucht schwierige Traverse über einen rasiermesserscharfen Grat, die in etwa 23.300 Fuß Höhe beginnt. Es ist der schwierigste Abschnitt auf dem Nordostgrat, und wir wollten am Abend, vor Einbruch der Dunkelheit und direkt vor dem Beginn dieser gefährlichen Traverse, ein sicheres Lager aufschlagen. Doch wir hatten Pech.

Ich konnte einige Kommentare aufzeichnen, die Kanakaredes heute abgegeben hat, aber sie waren überwiegend einsilbig und konnten keine großen Wanzen-Geheimnisse offenbaren. Es waren eher Gesprächsfetzen wie: »Kana ... Kanaka ... hey, K, hast du den Reserveofen eingepackt?« – »Ja.« – »Wollen wir Mittagspause machen?« – »Das wäre schön.« Dann Gary: »Verdammt, es beginnt zu schneien.« Wenn ich es mir recht überlege, hat der Mantispa von sich aus noch einziges Mal ein

Gespräch begonnen. Das Klicken und Seufzen auf dem Palmlog-Chip sind lauter Antworten auf unsere Fragen. Die Flüche dagegen stammen allein von uns.

Gegen Mittag begann es heftig zu schneien.

Bis dahin war alles gut verlaufen. Ich hatte immer noch die Führung und verbrannte mit irrsinniger Geschwindigkeit Kalorien, während ich den Weg festlegte und für die anderen, die mir folgten, Stufen in den steilen Abhang trat. Wir kletterten unabhängig und waren nicht angeseilt. Wenn einer von uns ausrutschte oder seine Steigeisen auf Fels statt ins Eis setzte, lag es bei ihm selbst, sich mit dem Eispickel zu sichern und den Absturz zu verhindern. Ansonsten stand ihm eine großartige, kreischende Rutschpartie über tausend Fuß Eis bevor, danach ein Sturz über die Kante ins Leere, bis er drei- oder viertausend Fuß tiefer auf dem Gletscher aufschlug.

Am besten denkt man nicht weiter darüber nach, sondern bleibt auf dem Schneehang jederzeit gut gesichert und sorgt dafür, dass man, egal, wie erschöpft man ist, jederzeit noch weiß, wo man die Steigeisen ins Eis gestoßen hat. Ich hatte keine Ahnung, ob Kanakaredes Höhenangst hatte, und nahm mir müde vor, ihn zu fragen, aber sein Kletterstil verriet Vorsicht und Umsicht. Seine »Steigeisen« waren eigens für ihn angepasst – eine Reihe spitzer, nach Plastik aussehender Dorne, die er sich an die eigenartigen, pfeilförmigen Füße geschnallt hatte. Er achtete genau darauf, wo hin er sie setzte, und wusste auch seinen Eispickel zu gebrauchen. Heute kletterte er zweibeinig, die Hinterbeine hatte er unter dem erhöhten Protothorax zusammengefaltet, und man konnte sie nur sehen, wenn man wusste, wo man hinschauen musste.

Um 10.30 Uhr oder 11.00 Uhr hatten wir genug Höhe gewonnen, um den Staircase Peak – sein Ostgrat sieht aus wie eine

Treppe für einen Hindu-Riesen – an der nordöstlichen Seite des K2 erkennen zu können. Der Berg, der auch Skyang Kangri genannt wird, erhab sich wunderschön und blendend hell vor dem immer noch blauen Osthimmel. Weit unter uns konnten wir den Godwin-Austen-Gietscher am Fuße des Skyang Kangri zum 19.000 Fuß hohen Pass Windy Gap kriechen sehen. Wir konnten jetzt sogar über den Windy Pass hinwegschauen, zig Meilen bis zu den braunen Hügeln, die einst zu China gehört hatten und mittlerweile das sagenhafte Land Sinkiang bildeten. Während wir kletterten, kämpften dort Truppen des HK gegen verschiedene chinesische Kriegsherren.

Wichtiger für unser Vorhaben war jetzt der Blick hinauf und nach Westen zum prachtvollen, aber beinahe lächerlich großen Klotz des K2 mit dem wilden, messerscharfen Grat, den wir bis zur Dämmerung erreichen wollten. Kurz bevor ich noch einmal hinschaute, dachte ich, es dürfte doch eigentlich kein Problem sein ...

Genau in diesem Augenblick rief Gary herauf: »Verdammt, es beginnt zu schneien!«

Die Wolken waren unbemerkt von Süden und Westen herangewalzt, und zehn Minuten später waren wir von ihnen umgeben. Wind kam auf. Schnee fegte rings um uns. Wir mussten uns auf dem steiler werdenden Hang sammeln, um einander nicht zu verlieren. Natürlich verwandelte sich unser steiler, aber nicht sehr schwieriger Abhang genau in diesem Augenblick und an dieser Stelle in eine abweisende Wand aus Eis mit einem kleinen Streifen brüchigen Felsens, den wir noch ein paar Minuten lang, bevor die Wolken uns für den Rest des Tages endgültig die Sicht nahmen, sehen konnten.

»Leck mich doch«, sagte Paul, als wir uns am Fuß des Eishangs versammelt hatten.

Kanakaredes' wuchtiger Kopf mit dem Schnabel drehte sich langsam zu Paul herum. Die schwarzen Augen beobachteten ihn aufmerksam, als warte er auf die praktische Umsetzung des Vorschlags. K stellte keine Fragen, und Paul bot ihm von sich aus keine Erklärung an.

Paul, der beste Eiskletterer unter uns, übernahm für ungefähr eine halbe Stunde die Führung. Er hackte seine Axt in die fast senkrechte Eiswand, trat mit den beiden Spitzen vorne an seinem Schuh fest zu und zog sich mit dem rechten Arm hoch. Dann trat er zwei neue Löcher ins Eis, zog die Axt heraus und hackte sie wieder ins Eis.

Das ist die grundlegende Technik beim Eisklettern. Es ist nicht schwer, aber in fast 20.000 Fuß Höhe sehr anstrengend – doppelt so hoch wie die Flughöhe, in der CMGs und Linienmaschinen auf künstlichen Kabinendruck umschalten. Und es dauerte lange, zumal wir uns jetzt angeseilt hatten und Paul sicherten, während er trat und kletterte.

Paul war ungefähr siebzig Fuß über uns und bewegte sich vorsichtig auf dem Felsvorsprung weiter. Auf einmal löste sich eine Ladung kleiner Steine und stürzte auf uns herab.

Ausweichen konnten wir nicht. Wir hatten uns winzige Plattformen aus dem Eis gehackt, auf denen wir stehen konnten, also blieb uns nichts anderes übrig, als uns gegen die Eiswand zu pressen, in Deckung zu gehen und zu warten. Die Steine verfehlten mich. Gary bekam einen faustgroßen Stein auf den Rucksack, der abprallte und ins Leere stürzte. Kanakaredes wurde zweimal von größeren Steinen getroffen, einmal am linken oberen Bein oder Arm oder was es auch war, und dann noch einmal auf dem höckerigen Rückenwulst. Ich hörte beide Steine einschlagen, sie machten Geräusche wie ein Kieselstein, der auf Schiefer prallt.

»Leck mich doch«, sagte K ziemlich deutlich, als noch weitere Felsen rings um ihn fielen.

Als die Salve vorbei war und nachdem Paul Entschuldigungen herunter und Gary Verwünschungen hinaufgebrüllt hatte, arbeitete ich mich mit Tritten ins Eis die etwa zehn Schritte bis zu K hinüber, der mit erhobenem rechtem Unterarm dicht an der Eiswand stand, den Eispickel und die Zehenspitzen tief ins Eis gedrückt.

»Bist du verletzt?«, fragte ich. Ich fürchtete, wir müssten vielleicht auf den roten Knopf drücken und die Wanze evakuieren lassen und unsere Kletterpartie wäre ruiniert.

Kanakaredes schüttelte langsam den Kopf, aber er wollte damit nicht »nein« sagen, sondern seine Verfassung überprüfen. Es tat mir fast körperlich weh, ihn zu beobachten. Der dicke Kopf mit dem lächelnden Schnabel drehte sich um fast 270 Grad in beide Richtungen. Der freie Unterarm entfaltete sich, bog sich auf eine unmögliche Weise, und die langen, gelenklosen Finger klopften und tasteten behutsam den Rückenwulst ab.

Klick. Seufz. Klick. »Mir ist nichts passiert.«

»Paul wird sich jetzt auf dem Felsvorsprung vorsichtiger bewegen.«

»Das ist sicher gut.«

Paul war tatsächlich vorsichtiger, doch der Fels war verwittert, und es gab einige weitere Erdrutsche, zum Glück aber keine direkten Treffer mehr. Zehn Minuten später und sechzig oder siebzig Fuß weiter hatte er den Kamm des Grates und eine gute Sicherungsposition erreicht und rief uns herauf. Gary, der immer noch sauer war – es gab kaum etwas, was er mehr hasste, als mit Felsen eingedeckt zu werden, die jemand anders losgetreten hatte –, ging als Nächster hoch. Ich ließ Kanakaredes

dreißig Fuß hinter Gary folgen. Die Klettertechnik der Wanze war wie aus dem Lehrbuch – nichts Besonderes eigentlich, aber durchaus brauchbar. Ich bildete den Abschluss und versuchte, nahe genug zu folgen, um losgetretene Felsbrocken rechtzeitig zu sehen. Dann standen wir alle auf dem Sims.

Als wir endlich den Nordostgrat erreicht hatten und höher kletterten, fiel die Sichtweite auf null, die Temperatur sank um zwanzig Grad, der Schnee war schwer und pappig und glatt, und wir konnten hören, aber wegen des Nebels nicht sehen, wie vor und hinter uns auf der Ostflanke des K2 und auf unserem Hang Lawinen abgingen. Wir blieben angeseilt.

»Willkommen auf dem K2«, rief Gary herunter, der inzwischen wieder die Führung übernommen hatte. Sein Anorak, die Kapuze und die Schneebrille und auch die nackte Haut bildeten eine entsetzlich aussehende Landschaft von Eiszapfen, die vom waagerecht wehenden Schnee fast verdeckt wurde.

»Vielen Dank«, klickte und zischte K zurück. Meiner Ansicht nach klang es etwas förmlicher als sonst. »Es ist mir eine Freude, hier zu sein.«

Camp Drei – unter einem Serac auf dem Kamm vor Beginn der steilen Traverse, 23.200 Fuß

Drei volle Tage und Nächte hingen wir schon fest, die vierte Nacht stand bevor. Wir hockten untätig in unseren Zelten, aßen Konzentratriegel und kochten Suppe, die nicht ersetzt werden konnte, verbrauchten die Heizladung des Ofens, um Schnee zu schmelzen und Wasser zu gewinnen, und wurden wegen der Höhe und des Bewegungsmangels immer schwächer und ver-

rückter. Der Wind heulte, und der Sturm tobte drei volle Tage lang – oder sogar vier, wenn man den Aufstieg vom Camp Zwei mitrechnet. Gestern versuchten Gary und Paul – Paul hatte auf dem unglaublich steilen Grat die Führung übernommen –, mit Gewalt die schwierige Traverse trotz des Sturms zu meistern. Sie wollten ein Fixseil legen, auch wenn wir den Gipfel dann vielleicht nur noch mit ein paar Schnüren erreichen konnten, die wir zufällig in der Tasche hatten. Ihr Versuch scheiterte, sie mussten nach drei Stunden im heulenden Wind umkehren und kamen mit Eis überkrustet und halb erfroren wieder zurück. Paul brauchte mehr als vier Stunden, bis das Zittern aufhörte, obwohl die Thermohaut und die regelbare intelligente Kleidung seine Körpertemperatur wieder nach oben brachten. Sturm hin oder her, wenn wir diese Traverse nicht bald schaffen, brauchen wir uns keine Gedanken mehr zu machen, welche Geräte und Vorräte wir dann noch für den Gipfelsturm haben werden. Es wird dann keinen Gipfelsturm mehr geben.

Ich weiß nicht einmal mehr genau, wie wir es vor zwei Tagen geschafft haben, vom Camp Zwei bis auf diesen schmalen Flecken auf dem Grat zu gelangen. Unsere Wanze war offenbar trotz ihrer zusätzlichen Beine und ihrer größeren Kraft am Ende, und so beschlossen wir, uns die letzten paar Stunden anzuseilen, falls K aus der Wand geweht wurde. Es wäre wohl keine gute Idee, den roten Panikknopf auf dem Palmlog zu drücken und den Jungs im UN-CMG zu erzählen, Kanakaredes habe einen Kopfsprung hinunter zum fünftausend Fuß tiefer gelegenen Godwin-Austen-Gletscher gemacht.

»Mr. Alien-Sprecher, Sir, wir haben irgendwie Ihren Jungen verloren. Aber vielleicht können Sie ihn unten vom Gletscher kratzen und ihn klonen oder so.« Nein, das wollten wir nicht.

Wie sich herausstellte, mussten wir auch nach Einbruch der Dunkelheit im Schein der Stirnlampen weitermachen. Wir hatten die Seile in die Karabinerhaken unserer Geschirre gehakt und mit Eisschrauben im Hang befestigt, damit wir nicht ins Leere gefegt wurden. Mit den Eispickeln hackten wir eine Plattform frei, die groß genug war für das Zelt. Es war gerade eben genug Platz für den gemeinsamen Aufbau der gekoppelten intelligenten Zelte, gerade mal zehn Fuß vom lotrechten Hang entfernt, vierzig Fuß von einer Lawinenbahn, direkt unter einem überhängenden Serac von der Größe eines dreistöckigen Gebäudes. Ein Eispfeiler, der jederzeit zusammenbrechen und uns und das Zelt mitreißen konnte. Nicht gerade eine gute Stelle, um auch nur zehn Minuten Pause zu machen. Ganz zu schweigen von drei Tagen und Nächten während eines Hurrikans in dieser großen Höhe. Aber wir hatten keine andere Wahl. Sonst gab es nur den messerscharfen Grat oder den Lawinenhang.

So gern ich es anders gehabt hätte, schließlich fanden wir doch die Zeit, uns zu unterhalten. Unsere Zelte waren in Form eines gequetschten Kreuzes verbunden, in der Mitte gab es einen kleinen gemeinsamen Bereich von etwa zwei Fuß, wo wir kochen und uns unterhalten konnten. Ansonsten blieb gerade genug Platz, um sich auf dem Fleck umzudrehen und in die kleinen Kabinen zu kriechen, in denen wir schliefen. Die Plattform, die wir unter dem überhängenden Eispfeiler aus dem Hang gehackt hatten, war nicht groß genug und nicht eben genug, um uns alle bequem unterzubringen, und ich musste mit einem abschüssigen Bereich vorlieb nehmen, auf dem die Füße tiefer lagen als der Kopf. Der Winkel war flach genug, um einzuschlummern, aber immer noch steil genug, um mich öfter aus dem Schlaf aufzufahren und nach meinem Eispickel greifen zu lassen, um meine

Rutschpartie zu bremsen. Mein Eispickel war natürlich draußen bei den anderen, tief in den Schnee und ins steinharte Eis getrieben. Ungefähr hundert Fuß Kletterseil aus Spinnenseide waren daran geknüpft und über das Zelt und wieder zurück geführt. Ich glaube, wir haben außerdem auch noch zwölf Eisschrauben benutzt, um uns auf dem winzigen Eisplateau zu sichern.

Nicht dass irgendetwas davon uns irgendwie genutzt hätte, wenn der Eispfeiler zusammengebrochen wäre oder der ganze Hang nachgegeben oder der Wind sich gedreht und das ganze Durcheinander von Seilen, Eispickeln, Schrauben, Zelt, Menschen und Wanze einfach vom Berg geblasen hätte.

Natürlich haben wir viel geschlafen. Paul hat ein Softbook mit ungefähr einem Dutzend Romanen und einem Haufen Zeitschriften mitgebracht, das wir gelegentlich herumreichten. So-
gar K hat manchmal gelesen, und am ersten Tag haben wir nicht viel geredet, weil es viel zu anstrengend war, das Heulen des Windes und den Lärm von Hagel und Schnee, die auf das Zelt prasselten, zu übertönen. Schließlich wurde uns aber sogar das Schlafen zu langweilig, und wir versuchten, uns zu unterhalten. Am ersten Tag ging es hauptsächlich um das Bergsteigen und um technische Fragen – wir diskutierten die Route, tauschten Argumente für und gegen einen Versuch aus, den Gipfel direkt zu erreichen, sobald wir diese Traverse hinter uns hatten und über die Schneehaube am Fuß der Gipfelpyramide hinweg waren. Gary sprach sich dafür aus, auf jeden Fall einen direkten Vorstoß zu versuchen, während Paul zur Vorsicht mahnte und eine Traverse zum häufiger begangenen Abruzzi-Sporn vorschlug. Kanakaredes und ich hörten meist nur zu. Aber am zweiten und dritten Tag stellten wir der Wanze persönliche Fragen.

»Dann kommt ihr also von Aldebaran?«, fragte Paul am zweiten Tag des Sturms. »Wie lange habt ihr für den Flug gebraucht?«

»Fünfhundert Jahre«, sagte unsere Wanze. Um in ihr Abteil des Zeltes zu passen, hatte sie jedes Anhängsel mindestens zweimal falten müssen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie es bequem hatte.

Gary pfiff durch die Zähne. Er hatte die Berichterstattung über die Mantispa nicht sehr aufmerksam verfolgt. »Und du bist tatsächlich so alt, K? Fünfhundert Jahre?«

Kanakaredes stieß ein leises Pfeifen aus, das ich inzwischen für das Gegenstück eines Lachens hielt. »Ich bin erst dreiundzwanzig eurer Jahre alt«, sagte er. »Ich wurde auf dem Schiff geboren, genau wie meine Eltern und deren Eltern und so weiter. Unsere Lebenserwartung entspricht ungefähr der euren. Es war ... ich glaube, in eurer Sprache wäre es ein Generationenschiff.« Er hielt inne, als der heulende Wind sich zu einem absurden Höhepunkt an Heftigkeit und Wildheit steigerte. Sobald der Wind etwas nachließ, fuhr er fort. »Ich kannte kein anderes Zuhause außer dem Schiff, bis wir die Erde erreicht haben.«

Paul und ich wechselten einen Blick. Es war Zeit, dass ich unsere Wanze für Land, Volk und Außenministerin Bright Moon ins Verhör nahm. »Warum seid ihr dann ... warum sind die Lauscher ... diesen weiten Weg bis zur Erde gereist?«, fragte ich. Die Wanzen hatten diese Frage mehr als einmal öffentlich beantwortet, doch die Antwort war immer die gleiche gewesen, und sie war nicht sonderlich aufschlussreich.

»Weil ihr hier wart«, sagte die Wanze. Es war die übliche, altbekannte Antwort. Vielleicht war sie sogar ein wenig schmeichelhaft, weil wir Menschen uns immer für das Zentrum des Universums gehalten haben, doch besonders informativ war sie nicht.

»Aber warum habt ihr Jahrhunderte auf der Reise verbracht, nur um uns zu begegnen?«, fragte Paul.

»Um euch beim Zuhören zu helfen«, sagte K.

»Wem sollen wir zuhören?«, fragte ich. »Dir? Den Mantispa? Wir hören gern zu. Wir würden gern etwas lernen. Wir wollen euch zuhören.«

Kanakaredes schüttelte langsam den massigen Kopf. Als ich den Mantispa von nahem sah, wurde mir bewusst, dass sein Kopf eher an einen Saurier erinnerte – an einen Dinosaurier oder einen Vogel – als an ein Insekt. »Ihr sollt nicht uns zuhören«, klickte und zischte er. »Ihr sollt dem Lied eurer eigenen Welt lauschen.«

»Wir sollen dem Lied unserer eigenen Welt lauschen?«, fragte Gary fast barsch. »Meinst du damit, dass wir das Leben mehr achten sollen? Dass wir innehalten und den Duft der Rosen riechen sollen? So etwas?« Garys zweite Frau hatte sich mit transzendentaler Meditation beschäftigt. Ich glaube, das war der Grund dafür, dass er sich von ihr scheiden ließ.

»Nein«, sagte K. »Ich meinte, ihr sollt dem Ton eurer Welt lauschen. Ihr habt eure Meere gespeist. Ihr habt eure Welt geweiht. Aber ihr hört nicht zu.«

Jetzt war es an mir, die Unklarheiten noch zu vergrößern. »Wir haben unsere Meere gespeist und unsere Welt geweiht«, wiederholte ich. Das ganze Zelt bebte, als eine Bö es erfasste und dann erstarb. »Wie haben wir das denn gemacht?«

»Indem ihr gestorben seid, Jake«, sagte die Wanze. Es war das erste Mal, dass sie meinen Namen benutzte. »Indem ihr ein Teil der Meere und der Welt geworden seid.«

»Hat das Sterben denn etwas damit zu tun, das Lied zu hören?«, fragte Paul.

Kanakaredes' Augen waren vollkommen rund und pechschwarz, doch sie wirkten nicht bedrohlich, als er uns im Schein einer Taschenlampe ansah. »Du kannst das Lied nicht hören, wenn du tot bist«, pfiff und klickte er. »Aber du kannst das Lied nicht finden, solange deine Spezies nicht über Millionen von Jahren ihre Atome und Moleküle recycelt hat.«

»Kannst du denn das Lied hier hören?«, fragte ich. »Hier auf der Erde, meine ich.«

»Nein«, sagte die Wanze.

Ich versuchte es mit einem aussichtsreicheren Manöver. »Ihr habt uns die CMG-Technologie gegeben«, sagte ich, »und die hat uns gewiss wundervolle Veränderungen beschert.« *Verdammter Mist*, dachte ich. Früher, als die Autos noch nicht fliegen konnten, habe ich mich wohler gefühlt. Wenigstens waren die Verkehrsstaus auf der Front Range, wo ich damals in Colorado lebte, noch zweidimensional. »Aber wir sind ... nun ja, wir sind neugierig ... wir wüssten gern, wann die Lauscher ihre anderen Geheimnisse mit uns teilen.«

»Wir haben keine Geheimnisse«, sagte Kanakaredes. »Der Begriff der Geheimhaltung war uns nicht einmal bekannt, bis wir hier auf der Erde eingetroffen sind.«

»Also gut, dann eben keine Geheimnisse«, sagte ich eilig, »aber dafür vielleicht neue Technologien, Erfindungen, Entdeckungen ...«

»Was für Entdeckungen?«, fragte K.

Ich holte Luft. »Eine Heilung für Krebs wäre gut«, sagte ich.

Kanakaredes machte ein klickendes Geräusch. »Ja, das wäre gut«, schnaufte er schließlich. »Aber das ist eine Krankheit, die nur eure Spezies trifft. Warum habt ihr noch kein Heilverfahren erforscht?«

»Wir haben es ja versucht«, meinte Gary. »Aber das ist eine harte Nuss.«

»Ja«, sagte Kanakaredes. »Das ist eine harte Nuss.«

Ich gab jede Zurückhaltung auf. »Wir halten es für wichtig, voneinander zu lernen«, sagte ich. Meine Stimme war vielleicht ein wenig lauter, als es nötig gewesen wäre, um den Sturm zu übertönen. »Aber dein Volk ist so zurückhaltend. Wann werden wir wirklich beginnen, miteinander zu reden?«

»Wenn euer Volk gelernt hat zuzuhören«, sagte K.

»Hast du dich uns deshalb zu dieser Besteigung angeschlossen?«, fragte Paul.

»Es ist nicht der einzige Grund«, sagte die Wanze, »aber es ist, zusammen mit der Notwendigkeit, zu verstehen, einer der Gründe, warum ich mitgekommen bin.«

Ich warf einen Blick zu Gary. Er lag auf dem Bauch, sein Kopf war nur Zentimeter unter dem niedrigen Zeltdach. Er zuckte leicht mit den Achseln.

»Gibt es auf deiner Heimatwelt Berge?«, fragte Paul.

»Man hat mich gelehrt, dass dies nicht der Fall sei.«

»Dann war deine Heimatwelt also so ähnlich wie der Südpol, wo ihr eure Enklave habt?«

»Nicht so kalt«, antwortete Kanakaredes, »und im Winter wird es nicht dunkel. Aber der Atmosphärendruck ist ähnlich.«

»Dann bist du also auf – was weiß ich – auf sieben- oder achttausend Fuß Höhe angepasst?«

»Ja«, sagte der Mantispa.

»Und die Kälte macht dir nichts aus?«, fragte Gary.

»Manchmal ist es ungemütlich«, sagte die Wanze. »Aber unsere Art hat eine subkutane Schicht entwickelt, die der Temperaturregelung dient und in etwa so funktioniert wie eure Thermohäute.«

Jetzt war ich wieder an der Reihe, eine Frage zu stellen. »Wenn deine Heimatwelt keine Berge hat«, sagte ich, »warum willst du dann mit uns auf den K2 steigen?«

»Warum wollt *ihr* denn auf den Berg steigen?«, fragte Kanakaredes. Sein Kopf drehte sich leicht, als er uns nacheinander ansah.

Einige Augenblicke lang herrschte Stille. Nun ja, eigentlich war es nicht wirklich still, weil der Wind und der herunterprasselnde Schnee Geräusche erzeugten, als hätten wir unser Lager hinter einer Flugzeugturbine aufgeschlagen. Aber wir drei Menschen wussten nichts zu sagen.

Kanakaredes faltete seine sechs Gliedmaßen auseinander und klappte sie wieder ein. Es war ein beunruhigender Anblick. »Ich glaube, ich werde jetzt versuchen zu schlafen«, sagte er. Damit schloss er die Klappe vor seiner Nische und sperrte uns aus.

Wir drei steckten die Köpfe zusammen und unterhielten uns flüsternd. »Er kommt mir vor wie ein verdammter Missionar«, raunte Gary. »All dieses Gerede, dass wir dem Lied lauschen sollten.«

»Da haben wir eben Pech gehabt«, meinte Paul. »Unser erster Kontakt mit einer außerirdischen Zivilisation, und sie kommen daher wie die Zeugen Jehovas.«

»Bisher hat er aber noch keine Traktate verteilt«, sagte ich.

»Wart's ab«, flüsterte Gary. »Eines Tages, wenn dieser verdammte Sturm tatsächlich mal nachlässt, werden wir vier erschöpft auf den Gipfel stolpern und nach Luft schnappen, die nicht da ist, übersät mit Frostbeulen, und dann wird diese Wanze ihre Exemplare vom *Mantispa-Wachtturm* zücken.«

»Sch-scht!«, machte Paul. »K kann uns hören.«

In diesem Augenblick traf der Wind so heftig auf das Zelt, dass wir unwillkürlich die Fingernägel in den Zeltboden aus Hyperpolymer bohrten, damit das Zelt nicht über die Klippe rutschte und den Berg hinunterstürzte. Im schlimmsten Fall würden wir so laut wie möglich »Öffnen!« schreien, die intelligente Zeltplane würde sich zusammenfalten, und dann würden wir in unseren Thermohäuten über den Hang rollen und die Eispickel nehmen, um unsere Rutschpartie zu bremsen. So sah die Theorie aus. Wenn die Plattform sich aber tatsächlich verlagerte oder die Spinnenseide riss, würden wir höchstwahrscheinlich durch die Luft fliegen, ehe wir überhaupt wussten, wie uns geschah.

Als wir im Brüllen des Windes wieder etwas hören konnten, rief Gary: »Wenn wir von dieser Plattform gefegt werden, werde ich eine Serie von Flüchen loslassen, dass der Gletscher da unten vor Scham errötet, ehe wir aufschlagen.«

»Vielleicht ist es das Lied, von dem K sprach«, sagte Paul, ehe er seine Klappe verschloss.

Letzte Anmerkung des Tages: Mantispa schnarchen.

Am Nachmittag des dritten Tages sagte Kanakaredes auf einmal: »Mein Krippenbruder lauscht in diesem Augenblick in der Nähe eures Südpols ebenfalls einem Sturm. Doch er ist ... er hat es viel bequemer und sicherer als wir hier im Zelt.«

Ich sah die beiden anderen an, und wir zogen die Augenbrauen hoch.

»Ich wusste nicht, dass du ein Telefon mit auf die Kletterpartie genommen hast«, sagte ich.

»Habe ich auch nicht.«

»Funk?«, fragte Paul.

»Nein.«

»Ein subkutaner intergalaktischer *Star Trek*-Kommunikator?«, fragte Gary. Sein Sarkasmus ging mir nach drei Tagen im Zelt ebenso auf die Nerven wie seine Angewohnheit, die Konzentratriegel viel zu langsam zu kauen. Ich dachte, wenn er noch einmal zu langsam kaute oder sarkastisch wurde, müsste ich ihn töten.

K stieß einen leisen Pfiff aus. »Nein«, sagte er. »Ich habe die Traditionen eurer Bergsteiger verstanden und kein Kommunikationsmittel auf diese Expedition mitgenommen.«

»Aber woher weißt du dann, dass dein ... was war es noch, dein Krippenbruder? Dass er da unten einen Sturm erlebt?«

»Weil er mein Krippenbruder ist«, sagte K. »Wir wurden in der gleichen Stunde geboren. Wir bestehen im Grunde aus dem gleichen genetischen Material.«

»Zwillinge«, staunte ich.

»Dann seid ihr telepathisch?«, fragte Paul.

Kanakaredes schüttelte den Kopf, sein Fühler streifte fast das Zeltdach. »Unsere Wissenschaftler glauben, dass es so etwas wie Telepathie nicht gibt, bei keiner Spezies.«

»Aber wie ...«, begann ich.

»Mein Krippenbruder und ich sind für das Lied der Welt und des Universums oft auf der gleichen Frequenz in Resonanz«, erklärte K. Es war einer der längsten Sätze, die ich je von ihm gehört hatte. »So ähnlich wie eineiige Zwillinge bei euch. Wir haben auch oft die gleichen Träume.«

Wanzen träumen. Ich nahm mir vor, dieses Detail später zu notieren.

»Dann weiß dein Krippenbruder auch, wie du dich jetzt fühlst?«, fragte Paul.

»Ich glaube schon.«

»Und wie fühlst du dich?«, fragte Gary, der viel zu langsam auf einem Konzentratriegel kaute.

»Im Augenblick«, sagte Kanakaredes, »habe ich Angst.«

Der scharfe Grat hinter Camp Drei, etwa 23.700 Fuß

Der vierte Tag dämmerte perfekt und klar, und es war absolut windstill.

Wir hatten gepackt und kletterten über die Traverse, noch bevor die ersten Sonnenstrahlen den Grat erreichten. Es war kalt wie eine Hexentitte.

Ich habe wohl schon erwähnt, dass dieser Teil der Route der technisch anspruchsvollste Abschnitt unserer Besteigung war – jedenfalls bis wir die Gipfelpyramide erreichten –, doch es war auch der schönste und aufregendste. Sie müssten sich Fotos anschauen, um zu erkennen, wie absurd steil dieser Abschnitt des Grates ist, und selbst dann könnten Sie nicht *fühlen*, wie schutzlos man sich dort vorkommt. Der Nordostgrat stieg in einer Reihe von Schneewechten an, die gekrümmte, messerscharfe Kanten hatten und zu beiden Seiten fast senkrecht abfielen.

Sobald wir auf dem Grat waren, blickten wir zu dem riesigen Eispfeiler zurück, der über unserem zertrampelten Camp Drei am Rand des Grates dräute. Nach den letzten vier stürmischen Tagen mit schweren Schneefällen und heulendem Wind war der Serac gewachsen, er hatte sich verformt und war instabiler denn je. Ohne ein Wort zu sagen, war uns allen klar, dass wir großes Glück gehabt hatten. Selbst Kanakaredes schien froh zu sein, dass er von dort fortkommen konnte.

Nach zweihundert Fuß gingen wir auf der Traverse nach oben und überschritten die Schneide des Messers. Der Grat aus Schnee war hier so schmal, dass wir einen Moment lang rittlings darauf sitzen konnten, als wollten wir die Beine über einen sehr, sehr steilen Dachfirst schwingen.

Und was für ein Dach es war. Auf einer Seite fiel es Tausende von Fuß zum ehemaligen China hin ab. Unsere linken Beine – bei Kanakaredes waren es sogar drei – hingen zum ehemaligen Pakistan hinüber. Bergsteiger des zwanzigsten Jahrhunderts hatten an dieser Stelle wahrscheinlich Witze darüber gerissen, dass sie eigentlich einen Reisepass brauchten, dass aber die Grenzwächter, die ihn anschauen sollten, nicht da seien. In der jetzigen CMG-Ära konnte jederzeit ein Bomber des HK oder ein indisches Jagdflugzeug hier auftauchen, fünfzig Meter vor uns in der Luft schweben und uns vom Grat pusten. Doch wir machten uns deshalb keine Sorgen. Kanakaredes' Gegenwart war die beste Lebensversicherung.

Dies war der schwerste Teil der Besteigung, und unser Wanzenfreund hatte Mühe mitzuhalten. Gary, Paul und ich hatten am Abend zuvor darüber gesprochen und uns flüsternd unterhalten, während K schon schlief. Wir hatten beschlossen, dass dieser Abschnitt zu steil war, um alle gemeinsam angeseilt zu bleiben. Wir wollten in zwei Paaren hinüber. Paul war am besten geeignet, sich mit K zusammenzutun, auch wenn mit hoher Wahrscheinlichkeit beide abstürzen würden, sobald einer von ihnen den Halt verlor. Das Gleiche galt natürlich auch für Gary und mich, als wir die Vorhut bildeten. Dennoch war es eine kleine Lebensversicherung.

Das Sonnenlicht wanderte den Abhang hinunter und wärmte uns, als wir von einer Seite des Grats zur anderen wechselten

und dem besten Weg folgten. Wir mieden dabei die Abschnitte, die so steil waren, dass der Schnee nicht hielt, was nicht nur an der extremen Steigung lag, sondern auch daran, dass der Felsuntergrund dort fast immer verwittert und brüchig war. Wir hofften, ein ordentliches Stück zu schaffen, bevor die wärmende Sonne den Schnee so sehr lockerte, dass unsere Steigeisen nutzlos wurden.

Ich mochte die endlos lange Liste der Geräte, die wir benutzten: Klemmkeile, Eishaken, Himmelshaken, Eisschrauben, Karabinerhaken, Jumars. Ich mochte die Präzision, mit der wir uns bewegten, auch wenn wir, wie es schon bei der kleinsten Anstrengung in einer Höhe von fast 8000 Metern unvermeidlich ist, mühsam atmeten und ein getrübtes Bewusstsein hatten. Gary ging voraus und hackte Trittlöcher in die Wand aus Eis und Schnee, aus der hier und dort ein Felsvorsprung ragte. Er bewegte immer nur einen mit Steigeisen bewehrten Fuß, während er sich an drei Punkten sicherte, dann löste er den Eispickel und hackte ihn ein paar Fuß weiter wieder in die Wand. Ich stand auf einer winzigen Plattform, die ich aus dem Schnee gehackt hatte, und sicherte Gary, bis die zweihundert Fuß lange Leine ausgegeben war. Dann verankerte er sein Ende des Seils mit einem Klemmkeil, Eishaken, Himmelshaken oder einer Eisschraube, machte für mich die Sicherung, und ich konnte mich in Bewegung setzen und die Spitzen der Steigeisen in die Schneemauer treiben, die sich fünfzig oder sechzig Fuß hoch über mir senkrecht in den Himmel erhob.

Ungefähr hundert Yards hinter uns arbeiteten sich Paul und Kanakaredes auf die gleiche Weise vor. Paul hatte die Führung übernommen, und K sicherte ihn, dann kletterte K, und Paul sicherte ihn und ruhte aus, bis die Wanze ihn eingeholt hatte.

Wir hätten uns auf unterschiedlichen Planeten befinden können. Es gab keine Gespräche. Wir brauchten jedes Quäntchen Kraft, um keuchend den nächsten Schritt zu machen, um uns darauf zu konzentrieren, die Füße und die Eispickel genau an die richtige Stelle zu schlagen.

Ein Bergsteigerteam aus dem zwanzigsten Jahrhundert hätte Tage gebraucht, um diese Traverse zu meistern. Man hätte Fixseile gesetzt und sich zum Essen und Schlafen ins Camp Drei zurückgezogen, und am folgenden Tag hätten andere Teams den nächsten Abschnitt vorbereitet und weitere Fixseile gelegt. Wir genossen keinen derartigen Luxus. Wir mussten diesen Übergang in einem einzigen Versuch schaffen und auf dem Grat vorstoßen, solange das gute Wetter hielt, denn sonst wären wir im Eimer.

So gefiel mir das.

Ungefähr fünf Stunden, nachdem wir die Traverse in Angriff genommen hatten, sah ich ringsum Schmetterlinge fliegen. Ich blickte zu Gary, der zweihundert Fuß vor und über mir sicherte. Auch er beobachtete die Schmetterlinge – kleine farbige Flecken, die dreiundzwanzigtausend Fuß über dem Meer herumflatterten und tanzten. Was, zum Teufel, mochte Kanakaredes davon halten? Ob er die Tiere für etwas hielt, das in dieser Höhe jeden Tag vorkommen konnte? Nun, vielleicht traf das ja sogar zu. Wir Menschen waren nicht oft genug hier oben, um es zu wissen. Ich schüttelte den Kopf, setzte die Füße um und rammte den Eispickel in den unglaublich steilen Hang.

Am Spätnachmittag, als die Sonnenstrahlen schon waagerecht einfielen, kamen wir vier von dem rasiermesserscharfen Grat am oberen Ende der Traverse herunter. Der Grat fiel auch hier noch erschreckend steil ab, doch es gab eine kleine Fläche,

auf der wir stehen und zu unseren Fußabdrücken im Schnee zurückblicken konnten. Selbst nach den langen Jahren der Bergsteigerei konnte ich kaum glauben, dass wir diese Spuren hatten machen können.

»Hey!«, rief Gary. »Ich bin ein Riese!« Er wedelte mit den Armen und starrte nach Sinkiang und zum Godwin-Austen-Gletscher, der Meilen unter uns lag.

Die dünne Luft setzt ihm zu, dachte ich. Wir müssen ihn ruhig stellen und im Schlafsack festbinden und nach unten schleppen wie einen Wäschesack.

»Komm schon!«, rief Gary in der dünnen, kalten Luft zu mir herüber. »Sei auch mal ein Riese, Jake.« Er wedelte weiter mit den Armen. Ich drehte mich um und sah hinter mich. Auch Paul und Kanakaredes hüpften und wedelten mit den Armen. Es war ein interessanter Anblick, K mit seinen sechs Insektenbeinen gleichzeitig zappeln zu sehen. Seine Gelenke klappten um, und die knochenlosen Finger wackelten wie Raupen.

Die sind alle verrückt geworden, dachte ich. Sauerstoffmangel. Typische Symptome. Dann sah ich in östlicher Richtung nach unten.

Unsere Schatten sprangen Meilen über den Gletscher und die benachbarten Berge hinweg. Ich hob die Arme, ließ sie wieder sinken. Mein Schatten auf dem dunklen Hang hob und senkte Schattenarme, die gut und gern zehn Meilen groß waren.

Damit beschäftigten wir uns – wir sprangen und riefen und winkten –, bis die Sonne im Westen hinter dem Broad Peak unterging und unsere Riesenschatten sich auflösten.

Camp Sechs – ein schmaler Absatz an der Schneekuppel unter der Gipfelpyramide, 26.200 Fuß

Jetzt gibt es keine Unterhaltungen mehr, keine Gespräche und keine Lieder. Wir springen nicht herum, wir rufen nicht und winken nicht. Hier oben gibt es nicht genügend Sauerstoff, um zu atmen oder zu denken, ganz zu schweigen davon, irgendwelchen Unfug anzustellen.

Es gab in den letzten drei Tagen, als wir das restliche Stück des breiter werdenden Nordostgrats bis zu der riesigen Schneekuppel hinaufstiegen, praktisch keine Unterhaltungen mehr. Dann stiegen wir über die Schneekuppel. Das Wetter blieb ruhig und klar – unglaublich für diese Jahreszeit. Nach dem Sturm, der uns im Camp Drei festgenagelt hatte, lag der Schnee hoch, doch wir wechselten uns mit dem Spuren ab – was schon auf 10.000 Fuß anstrengend ist, wird bei über 25.000 Fuß eine Herkulesaufgabe.

Am Abend machten wir uns nicht einmal mehr die Mühe, unsere Zelte zu koppeln – wir benutzten unsere eigenen Segmente wie große Biwaksäcke. Wir bereiteten nur eine warme Mahlzeit am Tag zu – eine extrem nahrhafte Suppe auf dem einzigen Ofen, den wir noch hatten (den anderen hatten wir direkt hinter der steilen Traverse zurückgelassen, dazu alles andere, von dem wir glaubten, dass wir es in den letzten drei oder vier Tagen des Aufstiegs nicht brauchen würden). Am Abend kauten wir kalte Konzentratriegel, bevor wir für ein paar Stunden in einen fröstelnden, unruhigen Halbschlaf sanken. Um drei oder vier Uhr morgens standen wir wieder auf und kletterten im Schein der Lampen weiter.

Wir Menschen hatten elende Kopfschmerzen und litten unter der Höhenkrankheit. Paul war am schlechtesten dran – viel-

leicht weil er sich schon beim ersten Versuch, die Traverse zu meistern, Frostbeulen zugezogen hatte. Er hustete schwer und bewegte sich schwerfällig. Sogar K war langsamer geworden. Auf diesem Abschnitt in großer Höhe kletterte er überwiegend auf zwei Beinen, manchmal brauchte er eine Minute oder länger, bevor er den nächsten Fuß aufsetzen konnte.

Im Himalaja haben die meisten Berge Grate, die bis ganz oben zum Gipfel laufen. Nicht der K2. Nicht der Nordostgrat. Der Grat endete etwa 200 Fuß unter dem Gipfel vor einer mächtigen Schneekuppel.

Wir stiegen über den Schneedom – langsam, halb bewusstlos, schleppend und einzeln. Hier gab es keine Seile und Sicherungen mehr. Wenn hier jemand in den Tod stürzte, dann wurde es ein einsamer Sturz. Es war uns egal. Oberhalb der legendären 8000-Meter-Marke zieht man sich in sich selbst zurück und verliert sich mitunter sogar.

Wir hatten keinen Sauerstoff mitgenommen, nicht einmal die leichten Osmosemasken, die im letzten Jahrzehnt vervollkommenet worden waren. Wir hatten eine solche Maske dabei gehabt, aber wir hatten sie oberhalb von Camp Vier beim Ofen gelassen, zusammen mit dem größten Teil der Seile und zusätzlichen Vorräte. Es hatte zu diesem Zeitpunkt wie eine gute Idee ausgesehen.

Jetzt konnte ich nur noch ans Atmen denken. Jede Bewegung und jeder Schritt erforderte mehr Atemluft, als ich hatte, und mehr Sauerstoff, als in meinem Kreislauf vorhanden war. Paul ging es besonders schlecht, aber irgendwie hielt er durch. Gary lief gleichmäßig, doch manchmal musste er innehalten, und manchmal verrieten seine Bewegungen, dass er Kopfschmerzen hatte und verwirrt war. Am Morgen, bevor wir Camp Sechs ver-

lassen hatten, hatte er sich zweimal übergeben. Am Abend waren wir nach nur ein oder zwei Minuten im Halbschlaf wieder aufgefahren – wir hatten nach Luft geschnappt und die Hände auf die Brust gepresst, als läge ein schweres Gewicht auf uns oder als versuchte jemand, uns zu ersticken.

Etwas versuchte tatsächlich, uns hier zu töten. Die ganze Umgebung versuchte es. Wir befanden uns hoch oben in der Todeszone, und dem K2 war es völlig egal, ob wir überlebten oder starben.

Das gute Wetter hatte sich gehalten, doch wir mussten mit starkem Wind und Stürmen rechnen. Es war jetzt Ende August, und wir konnten jeden Tag oder jede Nacht durch einen erbarmungslosen Sturm festgesetzt werden, der uns wochenlang lämmen konnte – keine Chance zu klettern, keine Chance, sich zurückzuziehen. Wir konnten hier oben verhungern. Ich dachte an den roten Panikknopf auf dem Palmlog.

Wir hatten Kanakaredes vom Panikknopf erzählt, als wir in Camp Fünf die Suppe wärmten. Der Mantispa hatte darum gebeten, sich den Palmlog mit dem Notsender ansehen zu dürfen. Dann hatte er den Palmlog aus dem Zelt in die Dunkelheit hinaus in den Abgrund geworfen.

Gary hatte die Wanze einen Moment lang angesehen, dann hatte er gegrinst und die Hand ausgestreckt. K hatte sein Vorderbein ausgeklappt, die Insektengliedmaßen verdreht und mit drei Fingern Garys Hand genommen und geschüttelt.

Ich hatte das für ziemlich cool und heldenhaft gehalten. Jetzt wünschte ich, wir hätten den Panikknopf in Reichweite.

Wir wachten auf, zogen uns an und wärmten um kurz nach 1.30 Uhr am Morgen das Wasser für unsere letzte Mahlzeit auf. Wir konnten sowieso nicht schlafen, und jede zusätzliche Stun-

de, die wir in der Todeszone verbrachten, vergrößerte nur die Wahrscheinlichkeit, dass man starb oder scheiterte. Doch wir bewegten uns so langsam, dass es uns vorkam, als brauchten wir Stunden, allein um schon die Stiefel anzuziehen, und auch das Anlegen der Steigeisen dauerte eine Ewigkeit. Ungefähr um drei Uhr morgens entfernten wir uns von den Zelten. Wir ließen sie im Camp Sechs zurück. Wenn wir die Gipfelbesteigung überlebten, würden wir hierher zurückkehren.

Es war unglaublich kalt. Selbst die Thermohäute und die intelligenten Anoraks konnten die Temperatur nicht ausgleichen. Wenn Wind geweht hätte, hätten wir nicht weitergehen können.

Wir befanden uns inzwischen in dem Bereich, den man als Zieleinlauf bezeichnen könnte – das letzte Stück vor dem Gipfel. Der Ausweichplan, falls der direkte Weg zum Gipfel nicht möglich war, hätte darin bestanden, über die Flanke des K2 mit einer Traverse zur ältesten Route über den Abruzzi-Sporn zu wechseln.

Jetzt aber, am frühen Nachmittag des Tages, an dem wir den Gipfel erreichen wollten, scheint der direkte Vorstoß unmöglich, und auch die Traverse zum Abruzzi-Sporn kommt nicht infrage. Auf der Flanke des K2 liegt der Schnee so hoch, dass keine Aussicht besteht, zum Abruzzi-Sporn zu gelangen. Mehrmals in der Stunde gehen dort an der Flanke Lawinen nieder. Über uns liegt der Schnee sogar noch höher. Wir sind im Arsch.

Dabei hatte der Tag so gut begonnen. Über dem Sims, den wir ins Eis gehauen hatten, um Camp Sechs aufzuschlagen, erstreckte sich die fast senkrechte Seitenwand der Schneekuppel. Ein riesiges Schneefeld, das hinauf bis zum schwarzen, mit Sternen übersäten Himmel zu reichen schien. Der letzte Teil war

eine unüberwindliche Wand. Wir kletterten mit quälend langsam Bewegungen das Schneefeld hinauf, hinterließen getrennte Fährten und dachten getrennte Gedanken. Es war hell, als wir das Ende des verschneiten Steilhangs erreichten.

Wo das Schneefeld endete, begann eine senkrechte, mindestens hundertfünfzig Fuß hohe Klippe aus Eis. Das ist nicht übertrieben, die Wand fiel buchstäblich senkrecht ab. Wir vier standen im Morgenlicht davor. Drei rieben sich die Schneebri- len und starrten benommen die Klippe an. Wir hatten ja gewusst, dass sie da war. Wir hatten nur nicht gewusst, wie schwierig sie sein würde.

»Ich übernehme die Führung«, keuchte Paul. Er konnte kaum noch laufen.

Er ging im Freeclimbing-Stil in weniger als einer Stunde hoch, knallte die Eishaken und Schrauben in die Wand und band unser letztes verdammt Seil daran fest. Als wir drei langsam und benommen kletterten und ihm folgten – ich machte hinter K die Nachhut –, war Paul nur noch halb bei Bewusstsein.

Über der Eisklippe erhob sich wieder eine steile Felswand. Sie war so steil, dass der Schnee nicht haften bleiben konnte. Die Felswand war verwittert und gefährlich. Genau die Sorte von gefährlichem Gelände, das jeden vernünftigen Bergsteiger auf die Idee bringt, lieber einen halben Tag auf eine Traverse zu verwenden.

Heute sollte es keine Traverse geben. Jeder Versuch, auf dieser Bergflanke seitlich auszuweichen, würde in den weichen Schneelagen auf dem alten Eis mit großer Sicherheit Lawinen auslösen.

»Ich führe«, sagte Gary. Er starre zum Felsvorsprung hin- auf, beide Hände an den Kopf gelegt. Ich wusste, dass Gary

immer am stärksten unter den Kopfschmerzen litt, die uns alle drei in der Todeszone plagten. Ich wusste, dass in den nächsten vier oder fünf Tagen und Nächten jedes Wort, das Gary sagte, zitternd gesprochen werden würde, begleitet von Schmerzen, die wie Messer hinter seinen Augen stachen.

Ich nickte und half Paul auf die Beine. Gary kletterte schon über die untersten Schichten des zerkrümelnden Gesteins.

Am Nachmittag haben wir das obere Ende der Felswand erreicht. Der Wind nimmt zu. Der Schnee wird wie Gischt von der fast senkrechten Wand aus Eis und Schnee über uns heruntergeweht. Den Gipfel können wir nicht sehen. Über einem schmalen Couloir, das wie ein Kamin in die kalte Hölle da oben führt, beginnt das Schneefeld der Gipfelpyramide. Wir sind jetzt irgendwo oberhalb von 27.000 Fuß. Der K2 ist 28.250 Fuß hoch.

Die letzten zwölfhundert Fuß könnten auch in Lichtjahren gemessen werden.

»Ich gehe durch den Kamin voraus«, sage ich. Die anderen nicken nicht einmal und warten nur darauf, dass ich losgehe. Kanakaredes stützt sich mit einer Haltung, die ich noch nie bei ihm gesehen habe, auf seinen Eispickel.

Nach dem ersten Schritt im Couloir versinke ich bis zu den Knien im Schnee. Es ist unmöglich. Ich würde jetzt weinen, aber die Tränen würden im Innern meiner Schneibrille anfrieren und mich blenden. Es ist unmöglich, in diesem verdammten Loch auch nur einen weiteren Schritt zu machen. Ich kann nicht einmal atmen. Mein Kopf pocht so heftig, dass mir alles vor den Augen verschwimmt. Ich kann so oft über die Brille reiben, wie ich will, das Bild wird nicht klar.

Ich hebe meine Eisaxt, hacke sie drei Fuß höher hinein und ziehe das rechte Bein an. Einmal und noch einmal.

Schneefeld der Gipfelpyramide über dem Couloir, etwa 27.800 Fuß

Spätnachmittag. Es wird fast dunkel sein, wenn wir den Gipfel erreichen. *Falls* wir den Gipfel erreichen.

Alles hängt vom Schnee ab, der sich vor dem unmöglichen, dunkelblauen Himmel auftürmt. Wenn der Schnee fest ist, nicht so matschig und tief wie die bis zum Schenkel reichende dicke Suppe, durch die ich im Kamin gespurt bin, dann haben wir eine Chance, den Gipfel zu erreichen, auch wenn wir in der Dunkelheit absteigen müssen.

Aber wenn der Schnee zu tief ist ...

»Ich gehe vor«, sagte Gary. Er hievte sich den kleinen Gipfelrucksack auf den Rücken und schlurfte langsam zu mir, um mich an der Spitze abzulösen. Über dem schmalen Kamin gibt es einen Sims, von dem aus er entweder auf dem Schnee oder durch den Schnee laufen wird. Wenn die Oberfläche fest ist, werden wir auf dem Schnee laufen und unsere Steigeisen benutzen, Stufen ins Eis treten und auf diese Weise die letzten Stunden bis zum Gipfel aufsteigen, den wir von hier aus allerdings immer noch nicht sehen können.

Ich versuche, mich zu orientieren. Direkt unter meinen Füßen, unglaublich tief unter mir, liegt der Grat. Weit darunter ist das Camp Zwei, weitere Meilen und Meilen darunter das gekrümmte, gewellte Band des Godwin-Austen-Gletschers und noch weiter dahinter eine unklare Erinnerung an das Basislager und an Lebewesen – Flechten, Krähen, ein Grasbüschel, wo der Gletscher schmilzt. Zu beiden Seiten erstreckt sich das Karakorum. Weiße Gipfel ragen wie Reißzähne auf, ferne Berge verschmelzen mit dem Himalaja, und ein einsamer Gipfel – ich bin

zu benommen, um den Namen zu erraten – hebt sich einsam und hoch vor dem Himmel ab. Die roten Berge Chinas brennen ein paar hundert Meilen weiter im Norden in der dichten, atembaren Atmosphäre.

»Okay«, sagt Gary. Er tritt vom Fels auf das Schneefeld.

Er versinkt bis zur Hüfte im weichen Schnee.

Irgendwie hat Gary noch genug Luft, den Schnee mit Flüchen über alle möglichen Gottheiten einzudecken, die hier so tiefen Schnee haben fallen lassen. Er macht einen weiteren Schritt hinauf und nach vorn.

Der Schnee wird immer tiefer. Gary versinkt bis fast zu den Achselhöhlen. Er hackt mit der Eisaxt auf den Schnee ein, schlägt mit den Überhandschuhen nach dem Schnee. Das Schneefeld und der K2 ignorieren ihn.

Ich knie auf dem abschüssigen Felssims nieder und stütze mich auf die Eisaxt. Es ist mir egal, ob die anderen mein Schluchzen hören oder ob die Tränen meine geöffneten Augenlider festfrieren. Die Expedition ist vorbei.

Kanakaredes zieht langsam seine Körpersegmente die letzten zehn Fuß des Kamins herauf, vorbei an Paul, der sich an einem Stein übergibt, vorbei an der Stelle, an der ich niedergekniet bin, bis zur letzten festen Fläche vor Gary, der noch im Schnee steckt.

»Ich übernehme eine Weile die Führung«, sagt Kanakaredes. Er schiebt den Eispickel in den Gürtel. Sein Protothorax rutscht etwas tiefer. Seine Hinterbeine kommen zum Vorschein. Die Arme oder Vorderbeine werden nach unten und nach vorn gedreht.

Kanakaredes wirft sich wie ein Olympia-Schwimmer, der vom Startblock springt, auf das steile Schneefeld. Er fliegt an Gary vorbei, der bis zu den Achseln im weichen Schnee steckt.

Die Wanze – *unsere* Wanze – schlägt mit den Unterarmen auf den Schnee ein, teilt ihn mit den zusammengelegten Fingern, drückt ihn mit dem gepanzerten oberen Körpersegment zusammen und schwimmt, mit allen sechs Beinen rudern, durch den Schnee.

Lange kann er das nicht machen. Es ist unmöglich. Kein Lebewesen hat so viel Energie und Willenskraft. Bis zum Gipfel geht es sieben- oder achthundert Fuß beinahe senkrecht bergauf.

K schwimmt und tritt und rudert fünfzehn Fuß den Hang hinauf. Fünfundzwanzig. Dreißig.

Ich stehe auf und spüre einen pochenden Schmerz in den Schläfen. Ich sehe unsichtbare Bergsteiger rings um mich. Geister, die in den Schmerzen und der Verwirrung der Todeszone gefangen sind. Ich schiebe mich an Gary vorbei und schlepppe mich nach oben. Ich folge der Spur, die K gelegt hat, ich wühle und schwimme durch die aufgebrochene SchneebARRIERE nach oben.

Gipfel des K2, 28.250 Fuß

Wir betreten zusammen und Arm in Arm den Gipfel. Alle vier. Der höchste Grat auf dem Gipfel ist gerade groß genug, um uns aufzunehmen.

Viele Achttausender haben überhängende Schneeweichen. Nach all der Anstrengung macht der Bergsteiger endlich den letzten Schritt und will seinen Triumph auskosten und stürzt eine Meile oder mehr in den Abgrund. Wir wissen nicht, ob der K2 eine überhängende Spitze hat. Wie viele andere Bergsteiger

sind wir zu erschöpft, um uns darüber Gedanken zu machen. Kanakaredes kann nicht mehr gehen und nicht mehr stehen, nachdem er mehr als sechshundert Fuß weit für uns die Spur durch das Schneefeld gelegt hat. Gary und ich tragen ihn die letzten hundert Fuß, unsere Arme unter seine Insektenarme geschoben. Ich stelle erschrocken fest, dass sein Gewicht kaum der Rede wert ist. All die Energie, all dieser Mut, und doch wiegt K wahrscheinlich nicht mehr als hundert Pfund.

Der Gipfel hat keinen Überhang, wir stürzen nicht.

Das Wetter hat sich gehalten, doch die Sonne geht unter. Die letzten Strahlen wärmen uns durch die Anoraks und Thermohäute. Der Himmel ist blau, aber dunkler als weiter unten. Ein viel tieferes Blau als Topas, erheblich dunkler auch als ein Aquamarin. Vielleicht ist es ein Blauton, für den es einfach kein Wort gibt.

Wir können die Erdkrümmung sehen. Zwei Gipfel ragen weit entfernt über den gekrümmten Horizont hinaus, die Eisfelde am Gipfel glühen orange im Sonnenuntergang. Wahrscheinlich stehen die Berge irgendwo im chinesischen Turkestan. Im Süden liegt das Durcheinander der überlappenden Gipfel und gewundenen Gletscher, die zum Karakorum gehören. Ich kann den perfekten Gipfel des Nanga Parbat erkennen, den Gary, Paul und ich vor sechs Jahren bestiegen haben, etwas näher auch die Gasherbrums. Zu unseren Füßen, buchstäblich zu unseren Füßen, ist der Broad Peak. Wer hätte gedacht, dass sein Gipfel aus dieser Höhe so breit und flach wirkt?

Wir vier liegen auf dem schmalen Gipfel, zwei Fuß vor dem Steilabfall im Norden. Ich halte Kanakaredes weiter fest, scheinbar, um ihn zu stützen, doch in Wirklichkeit stütze ich uns beide.

Der Mantispa klickt, zischt und quietscht. Er schüttelt den Schnabel und versucht es noch einmal. »Es ... es tut mir leid«, keucht er. Es zischt, wenn die Luft durch die Atemlöcher in seinem Schnabel streicht. »Ich ... ich muss fragen, was die Tradition jetzt gebietet. Gibt es eine Art Zeremonie für diesen Augenblick? Ein Ritual?«

Ich werfe einen Blick zu Paul, dessen Lebensgeister allmählich wieder erwachen. Dann blicken wir zu Gary.

»Versuche, es nicht zu vermasseln, und vermeide es möglichst, zu sterben«, sagt Gary keuchend. »Beim Abstieg sterben mehr Bergsteiger als beim Aufstieg.«

»Heldenfotos«, schnauft Paul. »Wir brauchen ... Heldenfotos.«

Unser Alien nickt. »Hat ... hat jemand ... einen Fotoapparat dabei? Eine Kamera? Ich habe keine.«

Gary, Paul und ich sehen einander an, klopfen auf die Anoraktaschen und lachen. In dieser Höhe klingt Gelächter wie das Husten eines Seehundes.

»Also keine Heldenfotos«, sagt Gary. »Aber wir sollten die Flaggen ausrollen. Auf den Gipfel bringt man immer eine Flagge mit. Das ist das Motto der Menschen.« Die lange Rede macht Gary so benommen, dass er eine Minute lang den Kopf zwischen die angezogenen Knie stecken muss.

»Ich habe keine Flagge«, sagt Kanakaredes. »Die Lauscher haben niemals eine Flagge.« Jetzt geht die Sonne ernstlich unter, die letzten Strahlen sind im Westen hinter einer Gebirgskette zu sehen. Das rötliche, orangefarbene Licht steht noch auf unseren dummen, lächelnden Gesichtern und Handschuhen und Schutzbrillen und den mit Eis überkrusteten Anoraks.

»Wir haben auch keine Flagge dabei«, sage ich.

»Das ist gut«, meint K. »Dann brauchen wir also nichts weiter zu tun?«

»Wir müssen nur noch lebend da runterkommen«, sagt Paul.

Wir stehen zusammen auf, winken ein wenig, helfen einander, uns aufzurichten, nehmen unsere Eisäxte, die wir in den Schnee auf dem Gipfel getrieben haben, und kehren über das lange Schneefeld in die Schatten zurück.

Godwin-Austen-Gletscher, etwa 17.300 Fuß

Für den Abstieg haben wir nur viereinhalb Tage gebraucht, und darin ist sogar ein Tag Rast im alten Camp Drei am unteren Ende der steilen Traverse enthalten.

Das Wetter hat sich die ganze Zeit über gehalten. Unser Hochlager – Camp Sechs unter der Eismauer – haben wir erst um drei Uhr morgens nach der erfolgreichen Gipfelbesteigung erreicht. Da kein Wind wehte, waren unsere Spuren im Schnee erhalten geblieben. Wir konnten sie sogar im Schein der Lampen erkennen, niemand glitt aus, und niemand stürzte oder bekam Frostbeulen.

Nach der Rast bewegten wir uns schneller. Am folgenden Tag brachen wir schon kurz nach der Morgendämmerung auf, um Camp Vier am oberen Ende der steilen Traverse noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen ... und bevor die Götter des K2 es sich anders überlegten und einen Sturm schickten, der uns in der Todeszone festhielt.

Der einzige Zwischenfall im unteren Bereich des Berges ereignete sich seltsamerweise auf einem relativ leichten Abschnitt

eines verschneiten Hangs unterhalb von Lager Zwei. Wir vier suchten uns ohne Seil einen Weg den Hang hinunter, jeder in seinen Gedanken verloren und in dem gar nicht unangenehmen, erschöpften Dämmerzustand, der sich am Ende einer Besteigung so häufig einstellt, als K auf einmal ausrutschte. Vielleicht war er über eins seiner Hinterbeine gestolpert, auch wenn er das später bestritt. Jedenfalls landete er flach auf dem Bauch oder besser auf der Unterseite seines oberen Körpersegments. Er streckte alle sechs Gliedmaßen von sich, die Eisaxt flog durch die Luft, und er begann zu rutschen. Die ersten paar hundert Yards sahen nach einer eher harmlosen Rutschpartie aus, wäre da nicht die Klippe gewesen, unter der, tausend Fuß tiefer, der Gletscher lag.

Glücklicherweise war Gary etwa hundert Fuß vor uns. Er hackte seine Axt ins Eis, schlang sich eine Leine um den Körper und zweimal um die Axt, schätzte Kanakaredes' Rutschpartie genau ein und ließ sich selbst auf dem Bauch den Hang hinuntergleiten. Mit einer Hand packte er Kanakaredes' drei Finger so elegant wie ein Trapezkünstler. Das Seil spannte sich mit einem Knall, die Axt hielt, Mensch und Mantispa schwangen zweieinhalb Mal hin und her wie das Pendel einer Standuhr, und damit war das Drama beendet. K musste am nächsten Tag den Rest des Weges bis zum Gletscher ohne Eisaxt schaffen, aber er kam gut zurecht. Jetzt wissen wir auch, wie eine Wanze zeigt, dass sie verlegen ist – die Höcker am Hinterkopf verfärben sich dunkelorange.

Als wir endlich vom Grat herunter waren, seilten wir uns zum Gletscher ab und entschieden einstimmig, nahe der Ostflanke des K2 nach unten zu gehen. Der letzte Schneesturm hatte alle Gletscherspalten verdeckt, und wir hatten seit zweiundsiebzig Stunden keine Lawinen mehr gehört oder gesehen.

In der Nähe der Wand gab es weit weniger Gletscherspalten, doch eine Lawine konnte uns an jeder Stelle des Gletschers treffen. Es war nicht ungefährlich, in der Nähe der Wand zu laufen, aber dort konnten wir den Bereich, in dem Lawinen drohten, erheblich schneller hinter uns bringen. In der Mitte des Gletschers zu gehen und ständig nach Gletscherspalten zu suchen, hätte doppelt so lange gedauert.

Wir hatten zwei Drittel des Rückwegs geschafft – die hellroten Zelte des Basislagers waren draußen auf dem Fels hinter dem Eis schon deutlich zu erkennen –, als Gary sagte: »Vielleicht sollten wir uns mal über diesen Deal mit dem Olympus Mons unterhalten, K.«

»Ja«, klickte und zischte unsere Wanze. »Ich habe mich schon die ganze Zeit darauf gefreut, über diesen Plan zu reden, und ich hoffe, es ist vielleicht ...«

Wir hörten es, bevor wir es sahen. Mehrere Güterzüge schienen von oben zu uns herabzudonnern. Von oben, von der Flanke des K2.

Wir blieben wie angewurzelt stehen und versuchten, das Schneegestöber zu erkennen, das den Weg der Lawine kennzeichnete. Wider alle Vernunft hofften wir, die Lawine werde weit hinter uns auf dem Gletscher niedergehen. Aber keine Viertelmeile über uns löste sie sich von der Bergflanke, sprang über den Bergschrund und wurde schneller und schneller. Sie kam direkt auf uns zu. Es sah aus wie ein weißer Tsunami. Das Brüllen war ohrenbetäubend.

»Lauft!«, rief Gary, und wir rannten bergab, ohne an bodenlose Gletscherspalten zu denken. Es war uns egal, und wir versuchten, obwohl es unmöglich war, einer Wand aus Schnee und Eis und Felsblöcken zu entgehen, die sich mit sechzig Meilen in der Stunde in unsere Richtung bewegte.

Ich weiß noch, wie wir mit den letzten Resten unserer Spinnenseide – es waren Stücke von sechzig Fuß Länge – unsere Bergsteigergeschirre aneinandergehakt haben. Das spielte für Gary, Paul und mich aber keine Rolle, weil wir mit ungefähr der gleichen Geschwindigkeit in die gleiche Richtung rannten. Allerdings habe ich später Mantispa mit voller Geschwindigkeit rennen sehen – sie bilden mit den Händen ein zusätzliches Paar flacher Füße und benutzen dann alle sechs Beine –, und ich weiß jetzt, dass K einen Gang zulegen und viermal schneller als wir hätte laufen können. Vielleicht hätte er sogar der Lawine entwischen können, weil uns nur ihr südlicher Rand erfasste. Vielleicht.

Er versuchte es nicht. Er schnitt das Seil nicht ab. Er rannte mit uns.

Der südliche Rand der Lawine erwischte uns, hob uns hoch und zog uns hinunter, zerriß das unzerreißbare Kletterseil aus Spinnenseide und warf uns hoch und drückte uns wieder hinunter, spülte uns getrennt in das Feld von Gletscherspalten am unteren Ende des Gletschers.

Washington, D.C.

Drei Monate nach diesem Tag saß ich im Wartezimmer der Außenministerin. Ich hatte genug Zeit gehabt, über alles nachzudenken.

Wir alle – alle auf dem Planeten, sogar die Wanzen – waren in den letzten paar Monaten mit dem Lied beschäftigt gewesen, das begonnen und seither an Komplexität und Schönheit zugenommen hatte. Seltsam ist, dass uns das Lied überhaupt nicht

ablenkt. Wir arbeiten und reden, wir essen und sehen HDTV, wir lieben uns und schlafen, aber im Hintergrund, wann immer jemand lauschen will, ist das Lied zu hören.

Es ist unglaublich, dass wir es noch nie auf diese Weise gehört haben.

Niemand nennt sie mehr Wanzen oder Mantispa oder Lau-
scher. Alle nennen sie in jeder Sprache nur noch die Überbrin-
ger des Liedes.

Doch die Überbringer erinnern uns unermüdlich daran, dass sie uns das Lied überhaupt nicht gebracht haben. Sie haben uns nur gelehrt, es zu hören.

Ich weiß nicht, wie oder warum ich überlebte, während alle anderen den Tod fanden. Theoretisch kann man an der Oberfläche einer Schneelawine schwimmen, aber die Realität sah so aus, dass keiner von uns die leiseste Chance hatte, etwas Derartiges auch nur zu versuchen. Die Wand aus Schnee und Stein, eine halbe Meile breit, spülte über uns weg und zog uns nach unten und spuckte nur mich wieder aus – die Gründe mag der K2 allein wissen, und vielleicht kennt nicht einmal er sie.

Sie fanden mich nackt und zerschunden mehr als eine Dreivier-
telmeile von der Stelle entfernt, an der wir vor der Lawine wegge-
laufen waren. Gary, Paul und Kanakaredes wurden nie gefunden.

Die CMG-Einsatzwagen waren binnen drei Minuten zur Stelle. Wahrscheinlich hatten sie ständig bereitgestanden, um jederzeit eingreifen zu können. Aber nach einer zwanzigstündigen Suche mit Tiefensonden und Sonar, als die Marines und die Beamten gerade daran dachten, notfalls das untere Drittel des Gletschers abzuschmelzen, um die Leichen meiner Freunde zu bergen, untersagte der Sprecher Aduradake – der, wie sich her-

ausstellte, zugleich Kanakaredes' Vater und Mutter war – jede weitere Suche.

»Lasst sie dort, wo sie sind«, sagte er zu den nervösen UN-Bamtten und den stirnrunzelnden Marine-Colonels. »Sie sind zusammen auf Ihrer Welt gestorben, und sie sollten auch hier auf Ihrer Welt zusammen liegen. Ihr Teil des Liedes erklingt jetzt vereint.«

Eine Woche später begann das Lied, oder es wurde zum ersten Mal gehört.

Ein Assistent der Außenministerin kommt zu mir heraus, entschuldigt sich ausgiebig, weil ich warten musste – Außenministerin Bright Moon war beim Präsidenten –, und führt mich in ihr Büro. Dort bleibe ich mit dem Assistenten stehen, und wir warten.

Ich habe schon Fußballspiele auf Plätzen gesehen, die kleiner waren als dieses Büro.

Die Ministerin kommt eine Minute später durch eine andere Tür herein und führt mich nicht zu dem unbequemen Stuhl vor ihrem riesigen Schreibtisch, sondern zu zwei Sofas, die einander zugewandt sind. Sie setzt sich mir gegenüber, bietet mir Kaffee und Erfrischungen an, was ich ablehne, entlässt ihren Assistenten mit einem Nicken und bringt noch einmal ihr Mitgefühl angesichts des Todes meiner lieben Freunde zum Ausdruck. Sie hat an der Totenfeier teilgenommen und die Ansprache des Präsidenten gehört. Sie plaudert noch eine Minute darüber, wie erstaunlich das Leben nun sei, da das Lied uns alle verbindet, und dann stellt sie mir einige Minuten lang höfliche, einfühlsame Fragen über meine körperliche Genesung (vollständig), meine seelische Verfassung (erschüttert, aber es wird besser), sie fragt nach dem großzügigen Stipendium, das ich von der Regierung erhalten habe (bereits investiert), und nach meinen Zukunftsplänen.

»Das ist der Grund dafür, dass ich um diesen Termin gebeten habe«, sage ich. »Es gab da ein Versprechen, den Olympus Mons besteigen zu dürfen.«

Sie starrt mich an.

»Auf dem Mars«, füge ich überflüssigerweise hinzu.

Außenministerin Betty Willard Bright Moon nickt und lehnt sich in die Polster zurück. Sie zupft eine unsichtbare Fluse von ihrem navyblauen Rock. »Ach das«, sagt sie. Ihre Stimme ist freundlich wie zuvor, aber man hört auch eine Spur jener Schärfe, die sie bei unserem Treffen auf dem Dach der Welt an den Tag gelegt hat und an die ich mich so gut erinnern kann. »Die Überbringer haben bestätigt, dass sie dieses Versprechen einlösen wollen.«

Ich warte.

»Haben Sie sich schon entschieden, wer Ihre nächsten Berggefährten sein sollen?«, fragt sie. Dabei zückt sie einen unver schämt teuren, mikrodünnen Palmlog aus Platin, als müsse sie sich Notizen machen, um meine extravaganten Wünsche befriedigen zu können.

»Ja«, sage ich.

Jetzt war es an ihr zu warten.

»Ich will Kanakaredes' Bruder haben«, sage ich. »Sein ... seinen Krippenbruder.«

Betty Willard Bright Moon sperrt vor Schreck beinahe den Mund auf. Ich glaube nicht, dass sie in den letzten Jahren in zähen Verhandlungen schon einmal auf diese Weise reagiert hat, weder als knallharte Akademikerin in Harvard noch in der letzten Zeit als Außenministerin. »Sie meinen es ernst«, sagt sie.

»Allerdings.«

»Wollen Sie sonst noch jemanden außer dieser Wanz ... außer diesem Überbringer?«

»Niemanden sonst.«

»Sind Sie überhaupt sicher, dass er existiert?«

»Ich bin sicher.«

»Woher wissen Sie, dass er auf einem Marsvulkan sein Leben aufs Spiel setzen will?«, fragt sie. Ihr Pokergesicht funktioniert wieder. »Der Olympus Mons ist höher als der K2. Und wahrscheinlich viel gefährlicher.«

Über diese Eröffnung hätte ich um ein Haar gelächelt. »Er wird mitkommen«, sage ich.

Außenministerin Bright Moon notiert etwas in ihrem Palm-
log, dann zögert sie. Ihr Gesichtsausdruck verrät jetzt überhaupt nichts mehr, aber ich weiß, dass sie sich überlegt, ob sie eine Frage stellen soll, die sie vielleicht nie wieder wird stellen können.

Genau diese Frage und die Überlegung, was ich darauf antworten sollte, war es, die mich einen Monat zuvor, als ich mich für dieses Unternehmen entschied, davon abgehalten hatte, sofort um einen Termin zu bitten. Doch dann fiel mir Kanakaredes' Antwort ein, die er gab, als wir ihn fragten, warum die Wanzen den weiten Weg gekommen waren, um uns zu besuchen. Er hatte seinen Mallory gelesen, und er hatte Gary, Paul und mich verstanden und außerdem wohl etwas über die Menschheit insgesamt gelernt, was diese Frau nie verstehen würde.

Sie gibt sich einen Ruck und stellt ihre Frage.

»Warum ...«, beginnt sie. »Warum wollen Sie den Berg besteigen?«

Trotz allem, was geschehen ist, und obwohl ich weiß, dass sie es nie begreifen wird, und obwohl ich weiß, dass sie mich von nun an für ewige Zeiten für ein Arschloch halten wird, muss ich lächeln.

»Weil er da ist.«

DAS ENDE DER SCHWERKRAFT



Die letzte Geschichte in dieser Sammlung ist eigentlich keine Kurzgeschichte – oder besser, sie ist nicht nur eine Kurzgeschichte. Als Untertitel sollte unter »Das Ende der Schwerkraft« stehen: »Für den Bildschirm geschrieben«, denn zu diesem Zweck wurde der Text verfasst. Es sollte das literarische Gegenstück zu einem Drehbuch werden. (Wenn Sie das übliche Format für Drehbücher kennen, werden Sie sehen, dass manche der Regeln, die dort gelten, auch hier befolgt werden – der Text ist beispielsweise im Präsens geschrieben –, während andere, etwa die Großschreibung der Personennamen, wenn sie das erste Mal erscheinen, nicht beachtet wurden. Sie müssen mir glauben, dass dies absichtlich und nicht aus Unwissenheit geschehen ist.)

Die meisten Romanautoren empfinden eine Art Hassliebe für Hollywood und die Filmindustrie. Das heißt, sie sonnen sich in dem Gefühl, dass die Literatur dem Film überlegen ist, doch sie mögen es nicht, wenn sie von Hollywood ignoriert werden. Sie lieben es, wenn sie die Chance bekommen, für die Leinwand zu schreiben, und sie hassen die konkrete Erfahrung, sobald sie es tun (oder sie lieben es und gehen so sehr darin auf, dass sie

danach nicht mehr als Romanautoren taugen). Und sie lieben es, darüber zu lamentieren ...

Ich glaube, auch meine Erfahrungen entsprechen einigen oder gar allen dieser Liebes- und Hass-Kategorien, doch die Wahrheit ist, dass ich Filme liebe. Ich habe meine Frau im Winter 1969 bei Filmaufnahmen im Zentrum von Philadelphia kennengelernt. Durch das Filmemachen bin ich zum Lehrerberuf gekommen, und meinen Magister in Pädagogik habe ich mit einer Arbeit über die Wirkung von Fernsehen und Film auf das Lernen und die Wahrnehmung von Kindern gemacht. Wenn ich einen langen Tag und einen Abend mit Schreiben verbracht habe, sehe ich mir gerne eine DVD an, bevor ich zur Schlafenszeit noch etwas lese.

Im Gegensatz zu den meisten Lesern, die ich kenne – von den Autoren ganz zu schweigen –, habe ich eine Liste von Filmen, die meiner Ansicht nach den Büchern, auf denen sie beruhen, ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen sind. Ein Beispiel ist »Der weiße Hai«. Das Buch von Peter Benchley enthielt viele Szenen, in denen die Hauptfiguren in Motels Sex hatten. Benchley half zunächst beim Schreiben des Drehbuchs, doch Spielberg und die anderen überzeugten ihn davon, dass die Geschichte sich um einen großen, schrecklichen Fisch drehen sollte, und deshalb musste der Ehebruch entfallen. »Der englische Patient« ist ein weiteres Beispiel: Ein komplexer, lyrischer Text, der jedoch als Roman auf mehreren Ebenen nicht funktioniert – eine verworrene Handlung, unbeholfene Expositionen, unglaubliche Zufälle und zu viele Spielchen des Autors. Aber als Film war die Geschichte wundervoll und dem Buch mehr als ebenbürtig. »Wer die Nachtigall stört« ist ein brillanter Roman, doch der Film ist ein ebenso brillantes eigenständiges Werk, auch wenn

einige Ereignisse und Nebenhandlungen fehlen. Die Erzählung gewinnt ihre Kraft durch die Schauspieler Gregory Peck, die junge Mary Badham und glänzende Nebendarsteller ... Aber ich höre hier lieber auf, ehe ich meine ganze Liste abarbeite.

Für viele meiner Romane und Storys wurden die Filmrechte verkauft, doch bis zu diesem Augenblick, während ich dies schreibe, wurde noch kein Film produziert. Zwei meiner Kurzgeschichten habe ich selbst zu Drehbüchern umgearbeitet. Sie wurden für die extrem billig gemachte Monsters-Serie im Fernsehen produziert, und so bescheiden die Resultate auch waren, der Prozess selbst war sehr spannend. Einmal wurde ich engagiert, um meinen tausend Seiten starken Horrorroman »Kraft des Bösen« in einen zweistündigen Film zu verwandeln, und das war eine wichtige Erfahrung. (Im Gegensatz zu den meisten Romanautoren, die versuchen, den größten Teil ihres Romans in den Film hinüberzutragen, egal, ob es funktioniert oder nicht, habe ich mich bemüht, den größten Teil der Geschichte, die Nebenhandlungen und die unwichtigen Figuren hinauszutragen. Die Produzenten beharrten jedoch darauf die breit angelegte Romanhandlung und deren Komplexität zu erhalten. Es funktionierte nicht. In Form einer kleinen Serie wäre es gegangen – als Spielfilm war es unmöglich.)

In den letzten drei Jahren habe ich neben Romanen und anderen Projekten auch fünf Entwürfe für Filmfassungen meines 1992 veröffentlichten Romans »Kinder der Nacht« geschrieben. Jedoch nicht für Hollywood, sondern für eine deutsche Produktionsfirma, die noch keine Spielfilme gemacht hatte. Zweimal war das Projekt fast so weit gediehen, dass die Aufnahmen in den Vereinigten Staaten und in Rumänien beginnen sollten, doch jedes Mal scheiterte es daran, dass die europäischen Pro-

duzenten nicht fähig waren, ihren Kram zu ordnen, ihren Mist zu sortieren, ihren Scheiß ordentlich zu machen. Das ist eine recht weit verbreitete Erfahrung bei Romanschriftstellern – drei Jahre auf und ab und große Hoffnungen und Enttäuschungen. Am Ende besitzt die Firma dann ein wundervolles Drehbuch, das jedoch keinen Pfifferling mehr wert ist, weil ich, über ihre Unfähigkeit völlig entnervt, irgendwann einfach nicht mehr bereit bin, ihnen die Filmrechte zu überlassen.

Aber auch hier war das Schreiben des Drehbuchs keineswegs eine unangenehme Aufgabe. Es hat mir Spaß gemacht, den Roman zu zerlegen – ihn nicht einfach zu beschneiden oder zu ändern, sondern ihn ganz wörtlich zu zerlegen, bis ich den Kern gefunden hatte und eine neue Gestalt, den Film, darum herum konstruieren konnte. In mancher Hinsicht ist ein Filmskript dem Roman überlegen – es ist knapper, konzentrierter, spannender. Und ein echter Bonus in diesem dreijährigen Bemühen war, dass ich mich mit dem jungen deutschen Filmregisseur Robert Sigl anfreundete. Immerhin war es sein Traum, »Kinder der Nacht« zu verfilmen, der die ganze Sache ins Rollen gebracht hat. Es war nicht Roberts Schuld, dass die Produktion schließlich am Korallenriff der Finanzierung und an schlechtem Management scheiterte. Da ich aber Roberts Entschlossenheit und meine eigene irische Hartnäckigkeit kenne, glaube ich fest, dass Kinder der Nacht – Der Film eines Tages doch noch produziert werden wird.

All das hat mit der folgenden Geschichte – »Das Ende der Schwerkraft« – rein gar nichts zu tun. Ich wollte nur erläutern, warum ich vor etwa einem Jahr äußerst skeptisch war, als der europäische Filmproduzent Andrei Ujica (er ist in Rumänien geboren, lebt in Berlin und arbeitet oft in Russland) Kontakt

mit mir aufnahm und mich bat, ein Drehbuch für einen Film zu schreiben, der teilweise an Bord der Internationalen Raumstation gedreht werden sollte.

»An Bord der Raumstation, was?«, fragte ich am Telefon, »Aha. Ja, klar.«

Doch ich sollte bald erfahren, dass Andrei Ujica bereits einen Dokumentarfilm im Weltraum gedreht hatte. Out of the Present war Anfang der Neunzigerjahre von Kosmonauten an Bord der Mir aufgenommen worden. Nun wollte Andrei also einen Film machen, der kein Dokumentarfilm, sondern ein Spielfilm werden sollte. Er sollte an Bord der Raumstation gedreht werden und eine Hommage an 2001: Odyssee im Weltraum und Solaris werden und tiefenpsychologische und philosophische Themen berühren, die mit dem Sprung der Menschheit ins All zu tun hatten.

»Aha«, sagte ich misstrauisch. »Und warum gerade ich?«

Wieder einmal hatte das Schicksal, ob zum Guten oder zum Schlechten, die Hand im Spiel gehabt. Einige Jahre zuvor hatte mich die Fondation Cartier (eine Stiftung für moderne Kunst in Paris) gebeten, etwas für einen Katalog über eine Kunstausstellung zur Jahrtausendwende zu schreiben. Ein Aufsatz sollte eine Sammlung von Spielzeugrobotern behandeln, ein anderer die Gedanken eines Science-Fiction-Autors zur Zukunft und die Kunst der Zukunft. Ich betrachtete die Fotos der Spielzeugroboter und der erstaunlichen Kunstwerke, die für die Ausstellung zusammengetragen worden waren – eine riesige Sammlung mit wundervollen Objekten –, und schrieb die Texte, doch aus verschiedenen Gründen konnten meine Frau und ich nicht als Gäste an der einmonatigen Ausstellung und an den Empfängen teilnehmen. Ich werde immer bedauern, diese Gelegenheit

verpasst zu haben. Was meine Texte für den Katalog anging, so nahm ich an, er sei eine Art Loseblattsammlung oder ein gehefteter Band. Es stellte sich jedoch heraus, dass beide Texte (im Original zusammen mit den französischen Übersetzungen) in schönen Hardcover-Ausgaben erschienen sind, die sich auf jedem Wohnzimmertisch gut machen würden.

Der Aufsatz über den Blick des SF-Schriftstellers in die Zukunft erschien in einem Band, in dem auch ein Interview mit dem Filmemacher Andrei Ujica veröffentlicht wurde. Das Interview mit Andrei konnte ich nicht lesen, weil ich die französische Sprache so gut wie gar nicht beherrsche, aber Andrei las meine Beiträge und dachte sich, ich könnte der Richtige sein, um das Drehbuch zu schreiben. Er las dann noch einige meiner Romane, und – voilà!

Einige Monate lang tauschten Andrei und ich uns hauptsächlich per E-Mail und in gelegentlichen Telefongesprächen aus. Seine Ideen für den Film und sein Interesse am Thema – er schlug den Titel The End of Gravity vor, obwohl ich einen Roman mit dem Titel »Phases of Gravity« (dt. »In der Schwebе«) veröffentlicht hatte – waren philosophischer Natur und kompliziert. Die Bandbreite reichte von Gedanken über die menschliche Evolution bis zu Heidegger und Wittgenstein. Seine Anregungen während dieser Telefongespräche kommentierte ich manchmal mit Bemerkungen wie: »Ja, klar, Heidegger ist gut, aber ... wir brauchen wirklich noch etwas Sex. Etwas Leidenschaft. Vielleicht auch ein oder zwei Explosionen.«

Andrei war sehr geduldig mit mir. Am Ende bezahlte er mich dafür, einfach anzufangen und zu schreiben, was mir gerade in den Sinn kam. Das habe ich dann auch getan.

Andrei mochte die Rohfassung, und der nächste Schritt, nachdem diese Einführung hier geschrieben ist, wird darin be-

stehen, das endgültige Drehbuch zu verfassen. Er will Dustin Hoffman für die Rolle des Norman Roth gewinnen.

Wir werden sehen. Wie ich schon mehrmals zu Freunden oder Journalisten gesagt habe, die wissen wollten, wann man Dan-Simmons-Texte verfilmt auf der Leinwand sehen kann: »Ich glaube es, wenn ich im Kino Popcorn esse und der Abspann läuft.«

Ich muss an dieser Stelle etwas abschweifen.

Vor ein paar Jahren haben Karen und ich uns mit Stephen und Tabitha King in ihrem gemieteten Haus in der Nähe von Boulder getroffen, als eine kleine, seltsame Geschichte passiert ist. Es war Frühling, und King war gerade damit beschäftigt, für ABC seinen Roman »The Shining« in eine Miniserie umzuwandeln. Die Aufnahmen fanden im Stanley Hotel im Estes Park statt, nur wenige Meilen von meinem Blockhaus entfernt. Er und Tabby hatten also in Boulder für mehrere Monate ein Haus gemietet und uns eingeladen, gemeinsam ein paar Videoaufnahmen anzusehen – darunter eine wundervolle Szene, die aus der endgültigen Fassung herausgeschnitten wurde, in der Steve mit weißer Fliege und Frack als toter, verwesender Bandleader gezeigt wird. Man kann sehen, wie sein verwesendes Gesicht buchstäblich auseinanderfliegt, doch dem Maskenbildner geht es nicht schnell genug – er langt an der Kamera vorbei und zerrt am Make-up, bis das Blut und das Gewebe in alle Richtungen spritzt.

Mitten in dieser Szene – wir kauten alle Popcorn und lachten – wechselten Steve und ich einen Blick, und wir mussten breit grinsen (ich gestehe, dass sein Grinsen noch etwas verrückter ist als meines).

»Verdamm auch«, sagte ich, »haben wir nicht den schönsten Job der Welt?«

»Und sie bezahlen uns auch noch dafür«, erwiderte Steve. Genau.

Wir wussten ganz genau, wovon der andere sprach. Wir redeten in diesem Moment nicht darüber, für die Filmindustrie oder fürs Fernsehen zu schreiben, sondern nur darüber, als Autoren zu arbeiten. Darüber, als Autor leben zu können. Dafür bezahlt zu werden, Sachen zu erfinden, die von anderen Menschen gelesen werden, ganz zu schweigen davon, dass Schreiner Kulissen bauen, Schauspieler Texte lernen und Maskenbildner die Schauspieler schminken, damit die Bilder, die man sich in der Phantasie oder in Träumen vorgestellt hat, möglichst gut umgesetzt werden. Wir wussten beide, dass wir aus unserer Kindheit das mitgenommen hatten, was wir am meisten liebten – unsere Ängste und Interessen zu erforschen, indem wir Geschichten erzählten, Spiele spielten und die anderen Kinder dazu anregten, unsere Geschichten und Charaktere als Vorlage zu nehmen und im Wald nachzuspielen –, und jetzt wurden wir sogar dafür bezahlt, dass wir genau das taten, was wir als Kinder am liebsten getan hatten. Es ist der schönste Job der Welt.

Ich vermute, William Shakespeare – dem Vernehmen nach ein ernsthafter, ehrgeiziger Mann und keineswegs nur ein Partygänger, wenn man Ben Johnson glauben kann – hatte ebenfalls solche Momente, in denen er nicht anders konnte, als leise in sich hineinzugrinsen, weil sie (Königin Elizabeth, James I, die Gönner, die Zuschauer und die Schauspieler) ihn einfach machen ließen, wie es ihm beliebte.

Der Yale-Professor und Kritiker Harold Bloom war in den letzten Jahren mein literarischer Mentor. Er war mein Vergil, der mich durch das prachtvolle Gewirr Shakespeares und der westlichen Literatur begleitet hat, und er zeigte mir den Weg durch die konzentrischen Kreise der Verwirrung, die dieses Zeitalter des Hasses – in der Politik und in der akademischen Welt – hinterlassen hat. Aber auch das wird vorübergehen, dieses Zeitalter der semiotischen, dekonstruktivistischen Angriffe auf die Erzählung und den Erzähler; dieses Zeitalter neohistorizistischer Schmähungen und des postmarxistischen Vandalismus ...

Kehren wir zurück zur einsamen Stimme von Harold Bloom, zur Kritik des Romantizismus bei Harold Goddard und A.C. Bradley, zurück zur immer angenehmen Stimme von William Hazlitt, und wir erkennen, dass sogar Shakespeare seine Lieblinge hatte. Shakespeare – der Meister dessen, was John Keats als »negative Befähigung« bezeichnet hat – wird uns nie verraten, was er wirklich über Politik, über Religion, das Königshaus, den Wahnsinn, die Liebe und die Verzweiflung gedacht hat, doch seine Figuren erfassen die heftigsten wie die subtilsten Facetten aller menschlichen Emotionen. (Ich stimme hier mit Blooms Ansicht überein, dass Shakespeare das moderne Konzept der Persönlichkeit gleichsam erfunden hat.) Und einige seiner Figuren bergen sicher mehr von jener schöpferischen Einzigartigkeit, die William Shakespeare ausgemacht hat, als andere.

Falstaff verkörpert nicht die Vitalität, er ist die Vitalität. Hamlet reflektiert nicht die Tiefen der menschlichen Persönlichkeit, sondern er definiert die menschliche Persönlichkeit neu. Jago spielt nicht nur den Schurken, sondern er ist teuflischer als Satan in seiner bösartigen Kreativität. Rosalind benutzt nicht einfach nur ihren Verstand, sondern sie setzt für den

fröhlich genutzten Verstand neue Maßstäbe. König Lear begleitet nicht dem Nihilismus, sondern er stürzt in ein schwarzes Loch und zieht uns mit sich hinab.

Ich habe die Absicht, die Jahrzehnte oder Jahre, die mir bleiben, damit zu verbringen, Shakespeare noch einmal zu lesen und neu für mich zu entdecken (und dazu eine freilich sehr begrenzte Anzahl anderer Autoren, die ich besonders mag), aber die traurige Wahrheit kenne ich schon jetzt. Es ist so, wie ein Wissenschaftler die Quantenphysik und wie ein anderer Wissenschaftler die Wechselwirkungen in der Ökologie beschrieben hat: »Es ist nicht komplizierter, als wir es uns vorstellen, es ist komplizierter, als wir es uns vorstellen können.«

Wir wissen nicht sehr viel über den Mann, der William Shakespeare genannt wurde, und wir werden auch nicht viel über ihn erfahren, wenn wir in seinen Figuren nach ihm suchen. War er voller Hemmungen wie Hamlet? War er ehrgeizig wie Macbeth? So klug wie Rosalind? So antisemitisch, wie seine Darstellung des Shylock uns vermuten lässt? Dachte er so verächtlich über die Vorstellung einer erlösenden Liebe, wie es viele seiner Stücke nahelegen? Oder war er angesichts der zerstörerischen Kräfte einer entfesselten Liebe so ehrfürchtig, wie viele andere seiner Werke es uns zu zeigen scheinen? War er bissexuell, wie man möglicherweise seinen Sonetten entnehmen kann?

Warum rede ich überhaupt über Shakespeare? Oder über Stephen King?

Ich kann wirklich nicht behaupten, mit ihnen auf Du und Du zu stehen, aber ich bin in der gleichen Gewerkschaft organisiert wie sie. Unsere Fähigkeiten mögen Lichtjahre auseinanderliegen, doch wir drei beschäftigen uns mit den gleichen Dingen. Früher oder später – früher für uns, später für diejenigen, die unsere

Werke lesen, wenn wir tot sind (obwohl nur wenige Autoren auch nach ihrem Tod noch gelesen werden) – werden diejenigen, die nach uns Ausschau halten, in den Gezeitentümpeln aus Energie suchen müssen, die wir in unseren Figuren hinterlassen haben.

Während ich diese Zeilen in den ersten Monaten des 21. Jahrhunderts schreibe, wird die knirschende Maschinerie der akademischen Kritik von den toten Händen einiger französischer Winzlinge in Gang gehalten, wie etwa Michel Foucault und Jacques Derrida. Frankreich – eine Nation, die uns im ganzen 20. Jahrhundert keine großen Autoren und keine große Literatur geschenkt hat – beherrscht dennoch die Diskussion über die Literatur zu Beginn des 21. Jahrhunderts, und zwar mittels der spitzfindigen Idee, die zentrale Bedeutung der Autoren, die Realität der Figuren und die transzendenten Kraft der Sprache und der Literatur selbst zu verleugnen. Wie Tom Wolfe unlängst in einem Essay über Foucault und Derrida und ihre Legionen sagte: »Sie begannen mit der Überzeichnung der Aussage von Nietzsche, dass es keine absolute Wahrheit geben könne, sondern nur ›Wahrheiten‹, die bloße Werkzeuge verschiedener Gruppen, Klassen oder Kräfte seien. Von dort aus gelangten die Dekonstruktivisten zu der Doktrin, dass die Sprache das heimtückischste aller Werkzeuge sei. Die Pflicht des Philosophen bestehe darin, die Sprache zu dekonstruieren, ihre heimlichen Agenden aufzudecken und den Opfern des amerikanischen ›Establishment‹ zu helfen: den Frauen, den Armen, den Nichtweißen, den Homosexuellen, den Hartholzbäumen.«

Shakespeare hat uns keine bestimmte Meinung zu Hartholzbäumen hinterlassen (auch wenn seine schönsten Späße wie »Ein Mittsommernachtstraum« in dunklen, tiefen Wäldern spielen). Er hinterließ uns allerdings ein Gefühl für sein einzig-

artiges Bewusstsein, seine intellektuellen Neigungen und seine menschlichen Gelüste – aufgespeichert in den Zeitkapseln seiner Stücke wie ein Spiegel mit vielen Facetten, der uns einen Einblick in das menschliche Potenzial namens Hamlet und Jago und Falstaff, Cleopatra und Rosalind und Lear gibt.

Meine eigenen Figuren, die nur mir selbst lieb und teuer sind, sind, was Wesen und Intensität betrifft, vermutlich erheblich unschärfer gezeichnet, und doch spielen sie für mich eine zentrale Rolle. Ihre Deformationen sind einander ähnlich, und der brüchige Spiegel meiner Erfindungen zeigt mir Menschen – nun gut, Romanfiguren sind keine Menschen, aber andererseits auch mehr als bloße Worte oder die verausgabten sozialen Energien, die Foucault als Ersatz für das Menschliche vorschlug –, dieser brüchige Spiegel also zeigt mir Figuren, die Richard Bae-deker und Melanie Fuller, Joe Lucas und Jeremy Bremen und Duane McBride und Cordie Cooke, Paul Dure, Raul Endymion und Aenea, Dale Stewart und Robert C. Luczak heißen.

Und jetzt also Norman Roth.

Samuel Johnson nannte einmal ein einfaches Rezept für klares Denken, das ebenso gut für den klaren Blick funktioniert: »Zuerst verbanne jedes ›Es geht nicht‹ aus deinem Geist.«

Was Norman Roth in »Das Ende der Schwerkraft« sieht, was er zu sehen versucht, was er nicht sehen kann und was er dank seiner Intuition doch als die Wahrheit erkennt, obwohl er es nicht zu erblicken vermag, ist vielleicht keine zwingende Vision im strengen Sinne, aber es ist der Versuch eines sterbenden Mannes am Ende einer kurzen Ära der Menschheit, einen klaren Blick zu bekommen. Es ist Rembrandts scharfer Blick über Welten und Zeiten hinweg, der Blick für das Ganze.

»Ganzheit; alles andere ist Öde und Trostlosigkeit.«

Achtunddreißigtausend Fuß über dem Eis des Nordpols träumt Norman Roth vom Schweben.

Er ist vier oder höchstens fünf Jahre alt, und sein Vater lehrt ihn nahe bei ihrem gemieteten Sommerhaus auf Long Island im Meer das Schwimmen. Roth treibt im Salzwasser auf dem Rücken und bemüht sich, entspannt in den Armen seines Vaters zu ruhen. Die Wellen brechen sich am Ufer, und der Junge zwingt sich, seinen ängstlich beschleunigten Atem dem Rauschen der Brandung anzupassen.

»Entspanne dich«, sagt sein Vater. »Schweben einfach nur. Lass das Meer die Arbeit tun. Ich lasse dich gleich los.«

Sein Vater lässt ihn los, hält aber die Arme bereit, um sein Kind zu stützen, falls es untergeht. Es geht nicht unter. Der kleine Junge schwebt und wird auf den langen Wellen gehoben und gesenkt. Die Augen tapfer geschlossen, die Armchen weit ausgestreckt, die mageren Beine gespreizt, liegt er auf dem Wasser.

Ohne die Augen zu öffnen, lächelt das Kind vor Angst und Freude zugleich. Dann wird das Geräusch der Brandung sehr laut.

Roth öffnet die Augen. Aus dem Geräusch der Brandung wird das Geräusch des Luftzugs eines Ventilators in der abgedunkelten Ersten Klasse der 747, und Norman Roth ist kein kleiner Junge mehr, sondern ein müder Mann in mittleren Jahren. Er reibt sich die Augen, stellt die Düse über seinem Platz nach und schließt wieder die Augen.

Ein abgedunkelter Raum in einem Krankenhaus. Roth, anscheinend im gleichen Alter wie im Flugzeug, sitzt in den dunkelsten Stunden der Nacht am Sterbebett seines Vaters. Der alte Mann liegt jetzt seit drei Tagen im Koma. Erschöpft und einsam lauscht Roth in der Dunkelheit den mühsamen Atemzügen seines Vaters – gar nicht so anders als die Geräusche der Brandung an jenem längst vergessenen Strand von Long Island. Roth sieht im schwachen Licht auf seine Uhr.

Plötzlich richtet sich sein Vater kerzengerade im Bett auf. Der alte Mann hat die Augen geöffnet und starrt auf irgend etwas, das sich jenseits des Betts hinter dem Fußende befindet. Sein Blick ist nicht ängstlich, sondern aufmerksam – sehr, sehr aufmerksam.

Erschrocken beugt Roth sich vor und legt dem alten Mann den Arm um die vom Krebs schmal gewordenen Schultern. »Dad?«

Sein Vater ignoriert ihn und starrt weiter. Langsam hebt der alte Mann den rechten Arm und deutet auf irgend etwas hinter dem Fußende des Betts.

Roth schaut hin. Dort ist nichts. Das Rauschen der Brandung ist sehr laut.

Roth wird am Moskauer Flughafen Scheremetjewo von einer attraktiven Frau abgeholt, die sich als Dr. Vasilisa Iwanowa vor-

stellt. Sie ist seine Kontakterson und dient ihm während seines Aufenthalts als Dolmetscherin. Während sie sich die Hände schütteln, sieht sie, wie sein Gesichtsausdruck sich verändert. »Stimmt etwas nicht, Mr. Roth?«

»Nein, nein ... alles in Ordnung. Es ist nur so, dass Sie mich an jemanden erinnern.« Roth hat so etwas noch nie zu einer Frau gesagt.

Vasilisa lächelt zweifelnd.

»Sie erinnern mich sehr an jemanden, aber ich kann mich nicht mehr erinnern, wer es war«, fährt Roth mit verlegenem Lächeln fort. »Vermutlich ist es nur der Jetlag. Oder das Alter.«

»Wie auch immer«, entgegnet Vasilisa. »Jedenfalls ist es uns eine Ehre, einen so berühmten Schriftsteller zu Gast zu haben, der etwas über unser Programm schreiben wird. Sie haben ja den amerikanischen Pulitzer-Preis gewonnen und hätten beinahe den Nobelpreis für Literatur bekommen. Wir fühlen uns geehrt.«

»Knapp daneben zählt nur bei Hufeisen und Handgranaten«, meint Roth müde.

»Wie bitte?«

»Ein dummer amerikanischer Spruch«, sagt Roth. »Sie sprechen ein ausgezeichnetes Englisch. Sind Sie von Energia, oder arbeiten Sie für das PR-Büro der russischen Raumfahrtbehörde?«

Jetzt ist es an Vasilisa, humorlos zu lächeln. »Ich war Flugärztein bei TsUP. Nachdem die *Mir* abgestürzt war, hat man die Zahl der Ärzte in der russischen Raumfahrtbehörde reduziert, und ich ging lieber in die Verwaltung, als das Programm ganz und gar zu verlassen. Ich habe mich freiwillig gemeldet, weil ich die Chance wahrnehmen wollte, Sie herumzuführen.«

»Was für eine Suppe?«, fragt Roth.

»TsUP«, wiederholt sie. Es ist das Akronym für das Kontrollzentrum der russischen Raumfahrtbehörde.

Sie treten ins Schneegestöber hinaus. Ein Mercedes mit Fahrer wartet schon auf sie.

»Waren Sie schon einmal in Russland, Mr. Roth?«

»Nennen Sie mich doch Norman. Ja, ich war schon einmal hier. Anfang der Achtzigerjahre. Ich habe eine Literaturkonferenz besucht.«

»Hat der Besuch Ihre Ansichten verändert?«, fragt Vasilisa, während das Auto sich in den fließenden Verkehr einfädeln.

Roth beobachtet den Verkehr. Er ist viel stärker als damals bei seinem ersten Besuch, vor beinahe zwanzig Jahren. Mercedes und andere ausländische Luxuswagen liefern sich auf den Schnellstraßen ein Wettrennen. Dann sieht er hinter dem Highway die Apartmentgebäude aus der Stalinzeit, die überfrorenen Felder und die aufgegebenen Fabrikanlagen.

»Ob sich meine Ansichten geändert haben? Ja und nein«, antwortet er.

»Wir fahren jetzt zum Hotel National«, erklärt Vasilisa, als sie die Vororte der Stadt erreichen. »Dort können Sie – wie sagen Sie es in Ihrer Sprache? Sie können sich in Ihrer Suite einrichten? Sind Sie müde? Möchten Sie schlafen?«

»Ich bin müde, aber ich könnte nicht schlafen. Hier ist jetzt Morgen. Ich werde bis heute Abend warten und mich dann an Ihre Zeitzone anpassen.«

»Vielleicht möchten Sie dann das TsUP sehen?«

»Unbedingt«, sagt Roth. »Lassen Sie uns die Suppe sehen.«

Roth im hell beleuchteten Büro seines Redakteurs beim *New York Times Magazine*.

»Norman, wir freuen uns, dass Sie diesen Text für unsere Zeitschrift liefern wollen, aber ich fühle mich nicht gut dabei, Sie zu bitten, Ihre Weihnachtsferien in Moskau zu verbringen.«

Roth zuckt mit den Achseln. »Was weiß ich schon über Weihnachtsferien?«

»Wenn es Sie tröstet«, sagt der Ressortleiter Barney Koeppe, »dann werden Sie die Woche mit einer schicken Silvesterparty in der Datscha eines Kosmonauten abschließen. Jeder, mit dem Sie sprechen werden, wird dort sein. Angeblich soll sogar Gorbatschow auf der Gästeliste stehen.«

»Wow«, sagt Roth. »Ich möchte wirklich gern wissen, warum Sie mich für diesen Beitrag ausgesucht haben, Barney. Das Raumfahrtprogramm ist mir ziemlich egal, und ich habe keinen blassen Schimmer davon. Sie schicken einen Geisteswissenschaftler und Juden und antikapitalistischen Linken und technologisch ungebildeten Menschen in diese postmarxistische, hyperkapitalistische und möglicherweise antisemitische Technologiehölle. Warum?«

»Erinnern Sie sich an Mailers Buch über die Mondlandung? *Auf dem Mond ein Feuer?*«

»Vage. Das ist dreißig Jahre her.«

»Nun ja, Mailer hatte auch keine Ahnung vom Raumfahrtprogramm, aber er war ein brillanter Autor, und das Buch war eine brillante Reportage.«

»Ja«, meint Roth, »aber den Leuten war die Mondlandung wichtig. Die Internationale Raumstation und die russische Raumfahrtbehörde sind den Leuten dagegen egal.«

»Deshalb ist Ihr Beitrag so wichtig, Norman. Es ist Zeit, dass die ganze Raumforschung aus einem anderen Blickwinkel gesehen wird. Wenn uns das nicht gelingt, sollten wir sie lieber gleich ganz aufgeben. Die Mittel der NASA werden schon wieder gekürzt, und alles steht zur Disposition, einschließlich des russischen Anteils an der Raumstation. Die Russen sind außerdem deprimierter als alle anderen, nachdem sie im letzten Jahr die *Mir* im Meer versenken mussten. Jeder ist sauer auf jeden, und jetzt will die russische Raumfahrtbehörde einen weiteren zahlenden Raumtouristen nach oben schicken, und die NASA-Größen machen sich hier fast in die Hosen.«

»Ich weiß nicht einmal mehr, wie der erste Tourist hieß, den die Russen hinaufgeschickt haben«, gibt Roth zu.

»Denis Tito«, sagt der Redakteur. »Er hat zwanzig Millionen Dollar bezahlt. Einer Ihrer Aufträge wird darin bestehen, herauszufinden, wie viel dieser neue Fahrgast zahlt.«

»Ist er ebenfalls Amerikaner?«

»Ja. Eine Art Wall-Street-Wunderkind mit einem Abschluss in Mathematik. Es heißt, er sei ein ziemlich verrücktes Huhn. Er will die ganze Zeit, während er da oben ist, die Oberseite der Wolken betrachten.«

Roth zuckt wieder mit den Achseln. »Scheint mir gar keine so schlechte Beschäftigung zu sein. Immer noch besser als Fruchtfliegen quälen oder was die Astronauten sonst da oben treiben.«

Der Redakteur legt einen Arm um Roth. »Alles in Ordnung, Norman?«

»Klar ist alles in Ordnung. Was meinen Sie?«

»Ich meine ... zuerst diese lange Wache, als Ihr Dad im letzten Monat gestorben ist. Dann Ihre Bypass-Operation im

August. Ich weiß von John, dass Sie lange nicht mehr gut geschlafen haben, schon vor der Herzoperation. Ich meine, diese verdammte Geschichte ist es nicht wert, dass Sie sich dafür umbringen.«

»Ich melde mich ja nicht freiwillig für einen Flug zur Raumstation, Barney. Ich werde nur dafür bezahlt, nach Russland zu fahren und mit den Idioten zu reden, die es tun.«

Das Hauptquartier der russischen Raumfahrtbehörde ist ein riesiges Mausoleum in einem nördlichen Vorort von Moskau. Der Mercedes, der Roth und Vasilisa dorthin befördert, holpert durch tiefe Schlaglöcher und muss auf der eintönigen Nebenroute aus dem Zentrum heraus einige Male echten Abgründen ausweichen, wo die Straßenarbeiten begonnen, aber nicht beendet worden sind.

Das Innere der TsUP ist zugig, feuchtkalt und ein wahres Labyrinth. Es gibt hallende Flure, die überwiegend dunkel sind. Vasilisa erklärt ihrem Gast, dass die meisten Lampen ausgeschaltet bleiben, um Geld zu sparen. Die wenigen Techniker und Bürokraten, denen sie in den breiten Gängen begegnen, tragen dicke Pullover oder Mäntel. Als sie den Kontrollraum betreten, huschen zwei Katzen an Roths Beinen vorbei.

»Lassen Sie etwa Katzen hier herein?«

»Wie sollen wir sonst mit den Mäusen fertig werden?«, fragt Vasilisa.

Roth wird den Flugleitern, den stellvertretenden Flugleitern, den Flugärzten, den Bodenkontrolleuren, den Kosmonauten, den ehemaligen Kosmonauten, den Verwaltungsbeamten von Energia, den Direktoren von TsUP, mehreren kettenrauchenden Ingenieuren und einem Hausmeister vorgestellt. Niemand, nicht

einmal der Hausmeister, hat mehr als ein paar Sekunden Zeit, um Roth rasch die Hand zu schütteln, bevor er sich wieder der vorher geführten Unterhaltung zuwendet oder sich eine neue Zigarette ansteckt. Niemand scheint zu arbeiten. Auf dem großen Bildschirm an der hinteren Wand wird die langsame Kreisbewegung der Raumstation um die Erde gezeigt. Sie fliegt jetzt gerade über den Südpazifik. Auf einem Kontrollpult steht ein Modell der abgestürzten, betrauerten *Mir*. Ein Modell der ISS gibt es nicht.

»Im Augenblick wird die Raumstation vom amerikanischen Team in der Houston Mission Control gesteuert«, erklärt Vasilisa. »TsUP hat die erste Mission geleitet, als nur ein Modul oben war. Seit das zweite und weitere Module angefügt wurden, wird die Raumstation fast ausschließlich in Houston gefahren.«

»Was treiben die russischen Kontrolleure dann hier?«, fragt Roth.

Vasilisa macht eine anmutige Geste mit der Hand. »Sie unterstützen die Kommunikation. Sie planen den nächsten *Sojus*-Start und die Versorgungsflüge mit den *Progress*-Raketen. Sie halten Kontakt mit dem russischen Kosmonauten an Bord. Sie beaufsichtigen einige wissenschaftliche Experimente.«

Roth sieht sie an und wartet.

»Wir vermissen die *Mir*«, sagt Vasilisa schließlich.

Als die Dämmerung kommt, liegt Roth in seinem kalten Moskauer Hotelzimmer und träumt von der *Mir*.

Er sieht sie aus einem ähnlichen Blickwinkel wie ein tief tauchendes Unterseeboot, das ein versunkenes Schiffswrack ansteuert, vielleicht die *Titanic*. Das Wasser ist schwarz, und die Scheinwerfer des Unterseebootes zeichnen dünne Lichtfinger

durch die kalten Wasserströme, erfassen Tang und Schwärme hässlicher Fische, rutschenden Schlick. Das einzige Geräusch ist Roths über Mikrophone verstärkter Atem. Plötzlich taucht die *Mir* aus der Dunkelheit auf. Durchsichtige Meereswesen schweben vor der Luftschieleuse des Wracks, vor den Andockpositionen und den dunklen Sonnenkollektoren.

Roth lenkt sein Unterseeboot ein Stück näher an den Rumpf, schwebt am beschädigten *Spektr*-Modul vorbei, das der Wissenschaft vorbehalten war, hält nahe am Kermmodul inne, wo die Kosmonauten und Astronauten gelebt, geschlafen und gegessen haben. Es gibt dort ein rundes Bullauge, das von den Scheinwerfern des Unterseebootes erfasst wird. Die Lichtbalken stechen in die Dunkelheit hinein.

Ein weißes Gesicht schaut heraus. Das Gesicht eines jungen Mädchens. Roth hält vor Schreck den Atem an. Das Mädchen öffnet die Augen. Plötzlich erscheint ein zweites Gesicht im Bullauge, dessen Augen starren, aber sie starren nicht Roth an, sondern etwas hinter ihm. Es ist Roths Vater.

Roth erwacht keuchend in seinem Hotelzimmer. Er presst sich die Hände auf die Brust.

Der Flug nach Süden bis Baikonur dauert mit dem Düsenflugzeug, einer Tupolew Tu-134, etwas mehr als zwei Stunden. Außer Dr. Vasilisa Iwanowa und Norman Roth sind nur drei weitere Passagiere an Bord. Er ist überrascht, dass sich das russische Startfeld nicht in Russland selbst, sondern in Kasachstan befindet. Es liegt am Rand des sterbenden Aralsees. Seine Führerin und Dolmetschern erklärt ihm, dass Boris Jeltsin nach dem Zerfall der Sowjetunion das Glück hatte, einen Pachtvertrag für den isolierten Militärstützpunkt und die benachbarte Stadt aushan-

deln zu können. Über drei Jahrzehnte lang war hier das streng geheime Startzentrum und der Schauplatz der ruhmreichen Eroberung des Weltraums für die UdSSR beheimatet.

Anfangs spricht Vasilisa kaum über sich selbst, doch Roth entlockt ihr einige Informationen. Ihre Eltern waren Akademiker, die Mutter Mathematikerin und der Vater Philosoph. Sie hat einen medizinischen Abschluss erworben, dann in jungen Jahren einen Doktorgrad in Raumfahrttechnik und wurde von einem führenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften für das Raumfahrtprogramm ausgewählt.

»Sie wollten also Flugärztein werden«, sagt Roth.

»Ach, nein, nein«, sagt Vasilisa. »Seit meiner Kindheit wollte ich Kosmonautin werden. Aber obwohl ich einen Abschluss in Raumfahrtmedizin habe, obwohl ich trainiert und gelernt habe, hochmoderne Flugzeuge zu lenken, obwohl ich eine Urkunde von der Fallschirmspringerakademie besitze, kann ich nicht in den Weltraum fliegen. Es ist wahr, dass wir Russen in den letzten vierzig Jahren nur vier Ärzte in den Weltraum geschickt haben. Ich hätte allerdings trotzdem die Chance bekommen können, zur *Mir* oder zur Internationalen Raumstation zu fliegen, wäre da nicht ein entscheidendes Detail gewesen. Es ist die Tatsache, dass ich nicht urinieren kann – ist dies das richtige Wort, Mr. Roth? Dass ich nicht ans Rad vom Bus urinieren kann.«

Roth sieht sie an und versucht, den Witz zu verstehen.

Vasilisa macht wieder eine anmutige Geste mit der Hand und zuckt mit den Achseln. »Es ist wahr. Es ist eine Metapher, aber es ist wahr. Wissen Sie, wenn die Kosmonauten in den Weltraum fliegen, wenn sie mit der *Sojus* zur *Mir* geflogen sind, egal bei welcher Mission, dann gab es eine große Abschiedsfete. Ist das das richtige Wort? Ja, eine große Abschiedsfete vor dem

Hangar, wo sie ihre Raumanzüge angelegt haben. Ein General hält eine Ansprache. Techniker und Reporter jubeln. Dann steigen die Astronauten in den Bus, der sie zur Startrampe bringt.«

»Ja«, sagt Roth. »Das sieht in Cape Canaveral so ähnlich aus, nur dass es dort keine Ansprachen von Generälen gibt.«

Vasilisa nickt. »Nun ja, nach der großen Zeremonie springen die Reporter und die VIPs in einen Bus und fahren zum Startplatz, um noch einmal zu feiern, wenn die Kosmonauten dort eintreffen, aber die Kosmonauten halten unterwegs an und steigen aus und pinkeln – ist dies das richtige ordinäre Wort für urinieren, ja? Sie fummeln in ihren Raumanzügen herum, und dann pinkeln sie an das rechte Hinterrad des Busses.«

»Warum tun sie das?«, fragt Roth. Die Tu-134 legt sich über dem Aralsee schräg und beginnt den Landeanflug auf Baikonur. »Eine Art Aberglaube?«

»Ja, genau das ist es«, sagt Vasilisa. »Unser gesalbter Weltraumheiliger Yuri Gagarin hat genau dies vor seiner ersten Erdumkreisung im Jahre 1961 gemacht, und seitdem müssen alle Kosmonauten vor dem Start das Gleiche tun.«

»Aber es gab doch einige Kosmonautinnen.«

Wieder macht Vasilisa die anmutige Handbewegung. »Ja. Drei russische Frauen waren im Weltraum – Valentina Tereschkowa im Jahre 1963, Swetlana Sawitskaja war in den Achtzigerjahren zweimal auf der *Saljut*-Station, Elena Kondakowa war 1994 als Flugingenieurin auf der *Mir* und ist später in Ihrem Shuttle mitgeflogen.«

»Drei Frauen in über vierzig Jahren«, sagt Roth. »Ich frage mich, wie viele Frauen wir Amerikaner hinaufgeschickt haben ...«

»Zweiunddreißig«, sagt Vasilisa rasch. »Eingeschlossen Eileen Collins, die im Shuttle das Kommando hatte. Keine russi-

sche Frau hat je bei einer Mission als Pilotin das Kommando gehabt. Tereschkowa, die Erste, wurde in den Raum geschickt, damit sie ... ich glaube, man sagt wohl, damit sie befruchtet werden konnte ... von dem männlichen Kosmonauten, damit die sowjetischen Behörden die Auswirkungen der kosmischen Strahlung auf die Nachkommen erforschen konnten. Sie konnte nicht einmal ein Flugzeug fliegen, von einem Raumschiff ganz zu schweigen. Sie war bloß biologische Nutzlast.«

»Aber die anderen beiden russischen Frauen müssen doch eine aktiver Rolle gespielt haben«, sagt Roth. Wider Willen muss er lächeln.

Vasilisa lächelt traurig. »Haben Sie zufällig Valentin Lebedew *Tagebuch eines Kosmonauten* gelesen? Lebedew war der Kommandant der Mission, die 1982 zur Raumstation *Saljut* flog. Swetlana Sawitskaja war seine Flugingenieurin.«

»An, nein«, sagt Roth immer noch lächelnd. »Das Buch liegt auf meinem Nachttisch, aber ich bin noch nicht dazu gekommen.«

Vasilisa nickt, ihr ist Roths leise Ironie offenbar entgangen. »Kommandant Lebedew schrieb: ›Nach einer Kommunikationsphase baten wir Flugingenieurin Sawitskaja an den schwer beladenen Tisch. Wir gaben ihr eine Schürze mit blauem Blumenmuster und sagten zu ihr: Hör mal, Sweta, du bist zwar Pilotin und Kosmonautin, aber vor allem bist du eine Frau. Würdest du uns die Ehre erweisen, heute Abend unsere Gastgeberin zu sein?‹«

»Autsch«, macht Roth.

»Was heißt das?«, fragt Vasilisa. »Autsch?«

»Es heißt, dass etwas wehtut.«

Sie nickt. »Vielleicht klinge ich jetzt zu sehr nach einer amerikanischen Feministin. Aber was würde eine amerikani-

sche Astronautin tun, wenn ein Astronaut ihr im Spaceshuttle oder auf der Raumstation eine Schürze geben würde?«

»Sie würde ihm die Nase einschlagen«, sagt Roth.

»Bei Schwerelosigkeit wäre dieser Schlag ein ... ein interessantes Problem für die newtonsche Aktions-Reaktions-Gleichung«, sagt Vasilisa. »Aber Sie haben recht, zwischen amerikanischen und russischen Frauen besteht ein Unterschied. Wir russischen Frauen mögen den Feminismus nicht so sehr. Andererseits fliegen wir russischen Frauen auch nicht so oft in den Weltraum.«

»Und was ist mit der letzten Kosmonautin, die Sie erwähnt haben? Kondakowa? Sie sagten, sie sei zur *Mir* geflogen.«

»Ja«, sagt Vasilisa. »Nachdem sie die Sekretärin und dann die Frau des Flugleiters Valeri Rumin geworden war.«

»Autsch.«

»Dieses ›Autsch‹ ist ein sehr nützliches Wort«, meint Vasilisa.

Roth nickt und reibt sich die müden Augen. Der Pilot der Tu-134 verkündet in knappen russischen Worten, dass die Ablagen und die Lehnen in eine aufrechte Position gebracht werden müssen. Jedenfalls vermutet Roth, dass es darauf hinausläuft. Da er kein Russisch kann, hätte der Pilot allerdings auch mitgeteilt haben können, dass beide Flügel abgefallen seien. Er sagt zu Vasilisa: »Sie meinen also, dass es hier eine Verschwörung von altmodischen Sexisten gibt, die Sie daran hindern, eine Kosmonautin zu werden?«

»Ja«, sagt Vasilisa. Sie schiebt sich mit einer Geste, an die Roth sich allmählich zu gewöhnen beginnt, das Haar hinter das rechte Ohr. »Sie haben recht mit dieser Verschwörung alter Knaben. Alle Kosmonauten sind alte Knaben. Und ich wünschte, ich könnte auch an einen Busreifen urinieren, während ich einen Raumanzug trage.«

Vasilisa erklärt, dass die Stadt, die an das Startzentrum Baikonur angrenzt, von den meisten Russen immer noch Leninsk genannt wird, obwohl sie offiziell umbenannt wurde. Das eigentliche Baikonur ist ein Dorf, das mehr als hundertfünfzig Meilen entfernt im Nordosten liegt. Ein typisches Manöver aus dem kalten Krieg, das Chruschtschow sich ausdachte. Man habe damals der Welt mitgeteilt, die UdSSR wolle in den Vororten von Baikonur eine Raketenbasis bauen, doch dann habe man sich nie wieder in der Nähe des Ortes blicken lassen. Ein Trick aus dem Jahre 1955, bevor es Aufklärungssatelliten gab.

Roths erster Eindruck ist der, dass Stützpunkt und Stadt kalte, verlassene Orte sind, ganz egal, welchen Namen sie tragen. Es gibt weder Hügel noch Bäume, die als Schutz vor dem Wind dienen könnten, der über tausend Kilometer Steppe gefegt ist. Die Stadt selbst wirkt eigenartig leer, die Wohnhäuser sind dunkel, in den Straßen gibt es keinen Verkehr. Als Roth nach dem bräunlich-roten Pulver fragt, das auf den leeren Grundstücken liegt, erklärt Vasilisa ihm, der Staub werde vom gefrorenen Aralsee herübergeweht. Er sei angereichert mit den Pestiziden, die den See und das Leben darin getötet haben.

»Die Einwohner und Arbeiter von Leninsk glauben, der Staub töte sie und ihre Kinder«, sagt sie.

»Trifft das zu?«, fragt Roth.

»Ich glaube schon.«

Das Startzentrum sieht in Roths Augen viel mehr nach einem Militärstützpunkt aus als das Kennedy Space Center, das er vor einigen Jahren bei seinem bisher einzigen Besuch besichtigen konnte. Der Komplex in Cape Canaveral ließ Roth im Grunde sogar eher an Disney World denken als an einen betriebsfähigen Raumhafen – eine Touristenattraktion mit Ton-

einspielung und bewegten Puppen, die als Platzhalter für lange verschiedene Flugleiter in den wieder aufgebauten Blockhütten aufgestellt sind. Baikonur ist nüchtern und real, aber es ist auch deprimierend. Kalt wie der neunte Kreis der Hölle.

Wächter eskortieren sie vom gut bewachten Tor ins Büro eines russischen Majors. Der Major gibt Roth die Hand, unterhält sich einen Moment mit Vasilisa in russischer Sprache – Roth wird klar, dass der Offizier kein Englisch spricht – und führt sie zu einer unbeheizten Limousine. Sie machen eine rasche Rundfahrt durch den Komplex, ein Rekrut steuert das Auto. Der Major sitzt vorn und schildert, was sie besichtigen, während Roth mit Vasilisa hinten sitzt. Er kann nur Fragmente ihrer Übersetzung verstehen. Häufig sind es statistische Daten, und zuerst versucht Roth noch, in seinem kleinen Notizbuch mitzuschreiben, doch er verliert rasch den Anschluss, und der Major macht keine Pausen, um Fragen zuzulassen. Schließlich steckt Roth das Notizbuch weg und betrachtet die Reihe von Hangars, Verwaltungsgebäuden, dreckigen Baracken und alten Startrampen mit rissigem Beton und verrosteten Gerüsten. Roth ist überrascht, dass er hier auch Schutthaufen sieht – Raumfahrtmüll –, der auf freien Flächen zwischen den Gebäuden und längs der Straßen gestapelt ist: alte Treibstofftanks, Behälter für die Nutzlast und große Raketenstufen, die, wie Vasilisa ihm erklärt, Bauteile der alten *N-1*-Mondrakete sind. Sogar die Eisenbahngeleise, die zu den Startrampen führen, sind mit einer dicken Schicht Rost überzogen.

Sie halten vor einem Gebäude, bei dem es sich, wie Vasilisa ihm erklärt, um das Hotel Kosmonaut handelt. Hier haben sich die Mannschaften der *Mir* und der *Saljut* unmittelbar vor dem Start aufgehalten. Der Wagen wird abgestellt, der Rekrut hält ihnen die Tür auf, und sie betreten hinter dem Major, der einen

laubgrünen Uniformmantel trägt, das Gebäude. Kalter Wind pfeift durch die Risse neben den Fenstern in den leeren Aufenthaltsraum im Erdgeschoss. Der Major zeigt ihnen eine medizinische Abteilung, die Roth an die kleine Krankenstation erinnert, auf der er vor Jahrzehnten eine Woche verbringen musste, als er in Harvard an Diphtherie erkrankte. Schließlich betreten sie im ersten Stock einen Aufenthaltsraum, der anscheinend ihr Ziel ist. Die Wände sind mit Fotos von ernsten Männern mit Fünfuhrbärten bedeckt – allesamt Kosmonauten, wie Vasilisa erklärt –, aber der Major hat sie nicht hierhergeführt, damit sie sich Fotos ansehen.

Neben der Tür ist die Wand vom Boden bis zur Decke mit Unterschriften verziert, die mit Filzstift geschrieben sind. Roth starrt die kyrillischen Buchstaben an und versucht, interessiert zu wirken. Der Major erzählt etwas, sein Tonfall ist voller Verehrung. Vasilisa wiederholt einige Namen der Kosmonauten, doch Roth hat noch nie von ihnen gehört. Pflichtschuldigst hebt er trotzdem seine kleine Digitalkamera, macht ein paar Aufnahmen und nickt. Auch der Major nickt. Sie kehren ins Auto zurück, fahren zum Verwaltungsgebäude, und die Besichtigungstour ist vorbei.

Der Rekrut fährt sie wieder zum Tor. Unterwegs sagt Vasilisa: »Möchten Sie sonst noch etwas sehen? Da ich eine TsUP-Direktorin bin, darf ich Ihnen einige Dinge auf dem Stützpunkt zeigen. Was möchten Sie gern besichtigen, Mr. Roth? Norman?«

»Ich glaube, ich würde gern einen Philosophen sprechen«, sagt Roth.

Vasilisa sieht ihn neugierig an. »Einen Philosophen?«

»Ich versuche, die Gründe hinter all dem zu verstehen«, sagt Roth. Er macht eine ausholende Geste zu dem Komplex

aus Startrampen, Hangars, technischen Gebäuden, Eisenbahnstrecken, Landebahnen, verschneiten Feldern und Wohnheimen. »Ich meine nicht die Gründe, die mit dem Wettlauf ins All zu tun haben. Nicht die nationalistischen Beweggründe. Ich meine nicht einmal die Gründe der Kosmonauten, sondern die menschlichen Gründe. Ich glaube, ich brauche einen Philosophen, um das zu verstehen.«

»Einen Philosophen brauchen Sie.« Vasilisa lächelt.

Der alte Mann ist über siebzig, denkt Roth, und er haust in einem Lagerraum im Keller eines Bunkers unter dem brüchigen Beton einer aufgegebenen Startrampe.

Der Raum hat keine Fenster, als Heizung dient ein umgebauter Kerosinofen, auf dem man auch kochen kann. Hunderte von Büchern säumen die Wände. Ein Abschnitt eines Treibstofftanks wurde zu einem Tisch gehämmert, die Stühle sind umgebaute Kosmonautensitze aus alten *Sojus*-Kapseln, ein aus alten Elektronikteilen zusammengesetztes Radio steht auf einem Werktafel aus Metall und spielt klassische Musik.

Das Gesicht des alten Mannes und seine Arme weisen üble Verbrennungen auf, ein Ohr hat seine Form verloren, und abgesehen von den grauen Stoppeln auf den vernarbt Wangen hat er kein Haar. Das Narbengewebe ist alt und geht in den Falten und Linien des Alters auf. Die Zähne sind ihm zum größten Teil ausgefallen, doch er lächelt mehrmals, während sie einander vorgestellt werden und er Wodka für seine Gäste einschenkt.

Der alte Mann heißt Viktor, aber Vasilisa, von dem alten Mann als seine »Feuervogelprinzessin« bezeichnet, während er ihre Wangen tätschelt, erklärt, der Alte werde seit Jahrzehnten nur noch »Nitschewo« genannt. Roth ist überrascht, weil er sich

erinnert, dass er dieses Wort fast zwanzig Jahre zuvor bei seinem Besuch in der Sowjetunion schon einmal gehört hat. Es bedeutet »nichts« und fasste damals eine nationale Haltung zusammen, die man als »macht doch nichts« oder als »kann man nichts machen« oder als »lass mich in Ruhe« deuten konnte. An dem Tag, als Roth vor Jahren am Flughafen eingetroffen war, um wieder nach Hause zu fliegen, musste er feststellen, dass an diesem Nachmittag keine Flüge abgingen. Das Reisebüro und die Fluggesellschaft und die Schriftstellergewerkschaft hatten ihm ein Ticket für den falschen Tag ausgestellt. »Nitschewo« war der einzige Kommentar der Angestellten der Fluglinie gewesen.

Jetzt schenkt also dieser alte Nitschewo Wodka für sie ein. Roth hat von seinem Herzchirurgen die Ermahnung auf den Weg bekommen, jede Art von Alkohol zu meiden, doch er weiß auch, dass anscheinend jede gesellschaftliche Begegnung in Russland mit Wodka geschmiert wird, und deshalb trinkt er zwei Gläser, bevor das Gespräch beginnen kann.

Die Stimme des alten Mannes ist tief und angenehm, er spricht flüssig, und Vasilisas leise Simultanübersetzung verstärkt das warme Glühen, das Kerosinofen und Wodka erzeugt haben.

»Sie fragen sich vielleicht, was diese Narben zu bedeuten haben«, beginnt Nitschewo. Er hebt die runzligen Hände zum Gesicht und berührt seinen Hals und das geschmolzene Ohr. »Ich habe mir die Verletzungen im Oktober 1960 nur ein paar hundert Meter entfernt von diesem Ort hier zugezogen. Ich war zweiunddreißig Jahre alt und arbeitete unter der Führung des Ministerpräsidenten Chruschtschow und unter dem Kommando von Marschall Mitrofan Nedelin und dank der Brillanz des Chefkonstrukteurs Korolew für den Ruhm der *rodina*. Heute bin

ich Hausmeister ... nein, weniger als ein Hausmeister. Ich bin ein Lumpensammler und Trödler für Energia ... aber damals war ich Sergeant und Techniker bei der Raketentruppe. Es war in der Tat eine ruhmreiche Zeit – nein, lächle nicht, meine liebe Vasilisa ... es war eine ruhmreiche Zeit. Kennt dein amerikanischer Autor hier unseren Begriff *Nascha Lusche*? ›Die Unsigen sind die Besten? Tja, damals waren unsere wirklich die Besten, es ist wahr. Wir waren die Ersten, die 1957 einen Satelliten in eine Erdumlaufbahn brachten. Die Ersten, die eine Sonde zum Mond geschickt und die geheimnisvolle Rückseite fotografiert haben. Die Ersten, die einen Hund in eine Umlaufbahn geschossen haben. Die Ersten, die eine Frau hochgeschossen haben. Die Ersten, die auf dem Mars gelandet sind. Die Ersten, die auf der Venus gelandet sind. Die Ersten, die eine Raumstation eingerichtet haben – die alten *Saljut*-Stationen vor der *Mir*, meine Liebe. Und wir waren die Ersten, die über Monate oder sogar Jahre hinweg eine bemannte Raumstation unterhalten haben.

Ach, richtig, die Narben. Ich wollte Ihnen ja von den Narben erzählen.

Es war im Oktober 1960. Der Chefkonstrukteur hatte eine riesige Rakete produziert, ein wahres Monster von Rakete, die bis zum Mars fliegen sollte. Sie sollte eine Nutzlast zum Mars tragen, ein Stück von der UdSSR zum Mars schaffen, noch bevor ein Mensch überhaupt bis in die Erdumlaufbahn geflogen war. Flüssigtreibstoff. Viele Stufen. Riesige Maschinen. Die VIPs vom Politbüro und von der Roten Armee kamen vorbei. Der Countdown war spannend wie alle Countdowns. Sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins ... und dann – nichts.

Die Rakete hat nicht gezündet. Der Chefkonstrukteur hat mit den Ingenieuren konferiert. Die Ingenieure haben mit den

Technikern konferiert. Die Techniker haben mit Gott konferiert. Die Generäle entschieden dann, dass die Rakete ungefährlich sei, dass aber der Treibstoff abgelassen werden und dass sie zerlegt werden müsse, um das Problem zu lösen. Später sollte der Startversuch dann wiederholt werden.

Die Rekruten und Techniker weigerten sich, die Startrampe zu betreten. Ich weigerte mich nicht, aber meine Kollegen haben sich geweigert. Sie dachten, die Rakete könnte explodieren, während der Treibstoff abgelassen wurde, was immer gefährlich ist. Ich dachte, sie seien Feiglinge. Das dachten auch der Chefkonstrukteur und die Generäle. Um zu demonstrieren, dass es sicher war, befahl Marschall Nedelin, auf der Startrampe im Schatten der Marsrakete Klappstühle aufzustellen. Der Marschall setzte sich mit seinen Generälen und den Raketeningenieuren und Direktoren und allen anderen außer dem Chefkonstrukteur, der zu beschäftigt war, vor die Heckflossen der Rakete. Meine Aufgabe war es, den Bus zum Blockhaus und wieder zurück zu fahren und all diese wichtigen Leute zur Startrampe zu bringen, damit die Techniker und Arbeiter an ihre Arbeit zurückkehrten, weil sie sahen, dass keine Gefahr drohte. Das taten sie dann auch. Die Bodencrew besetzte die Pumpen und ihre Stationen und ging ihrer Arbeit nach, der Treibstoff wurde aus der riesigen Rakete abgelassen, das Stickstoffoxid und die selbstentzündlichen Treibstoffe wurden in Lagertanks gepumpt.

Natürlich ist die Rakete explodiert. Hättet ihr Amerikaner damals schon die gleichen Spionagesatelliten gehabt wie heute, hättet ihr gedacht, da sei eine Atombombe detoniert. Marschall Nedelin, die Generäle und hundertsechzig weitere Leute waren auf der Stelle tot, sie sind verdampft, und es blieb noch nicht einmal ein Häufchen Asche zurück. Sie erhoben sich in die At-

mosphäre wie Feuer, wie Plasma, wie Rauch, wie ein Dunst von Seelen.

Ich war weniger als einen halben Kilometer entfernt, fuhr den Bus zur Rakete zurück und beförderte den letzten Trupp VIPs zu den Klappstühlen, zu den Todesstühlen an der Startrampe. Die Explosion hat die Scheibe aus dem Rahmen gerissen und mir die Stücke ins Gesicht gejagt, dann ist das Glas geschmolzen, der Bus wurde von der Zufahrtsstraße in einen Rückhalteteich geworfen, und dann ist der größte Teil des Teichs verdampft, die Reifen sind geschmolzen, und die meisten Leute in meinem Bus sind gestorben.«

Nitschewo lächelt und zeigt mir seine paar verbliebenen Zähne. Er schenkt allen noch einmal Wodka ein. Dann fährt er fort.

»Doch sechs Monate später, meine liebe Vasilisa, im April 1961, haben wir den Genossen Gagarin von einer Startrampe, die noch die Spuren der Explosion trug, in den Weltraum geschossen, und von da ab ging es vorwärts. Nach diesem Tag im April haben wir immer wieder Menschen in den Weltraum gebracht, und immer weitere sollten folgen.

Aber, meine liebe Vasilisa, dein amerikanischer Freund sieht aus wie *un maladietz*, ein guter Junge.«

Roth lächelt, als er »Junge« genannt wird.

»Sag ihm, dass wir jetzt *dusha-dushe* reden können«, fügt Nitschewo hinzu.

Vasilisa hat den Ausdruck nicht übersetzt, und Roth fragt nach der Bedeutung. Sie schiebt sich die Haare hinters Ohr, eine Geste, die Roth inzwischen lieben gelernt hat. »*Dusha-dushe*«, sagt sie, »bedeutet von Herz zu Herz. Manchmal sagen wir auch *po-dusham*, von Seele zu Seele.«

Nitschewo nickt und schenkt ihnen noch ein Glas Wodka ein.

Auf dem Rückflug nach Moskau ist Roth ruhig und betrunken. Er sieht, wie Vasilisas Gesicht vom Mondlicht, das durch das Kabinenfenster ins Flugzeug fällt, beleuchtet wird, und er denkt über die Dinge nach, die der alte Mann ihm erzählt hat.

Er hat Nitschewo gefragt: »Warum fliegen die Menschen da hinauf? Was erwartet uns im Weltraum? Wenn man von Gier, Ruhm, Abenteuer und Nationalismus absieht, warum wollen wir da hinauf?«

Vasilisa hat langsam und behutsam übersetzt und sich offenbar große Mühe gegeben, genau das zu übertragen, was Roth mit seiner Frage im Sinn hatte.

Nitschewo hat genickt und noch einmal Wodka eingeschenkt.

»Die Gründe, warum wir es tun, sind nicht die Gründe, aus denen wir es tun müssen«, sagte der alte Mann. »Es geht hier zu Ende. Wir müssen gehen.«

»Was endet hier?«, fragte Roth. Er fürchtete schon, der Alte werde ihm irgendeinen Unfug über die sich verschlechternden Umweltbedingungen auf der Erde erzählen, und dass die Menschen einen neuen Planeten finden müssten. Irgendeinen Unfug dieser Art.

Nitschewo bewegte auf eine ganz ähnliche Weise wie Vasilisa die Hände und zuckte mit den Achseln.

»Wir sind aus dem Meer aufs Land gekommen, doch wir sitzen nun schon viel zu lange auf dem Land fest. Wir träumen vom Meer. Wir haben Erinnerungen an unser neues Meer, wir schweben im Traum und fühlen die wahre Freiheit, die wir erleben durften, bevor wir in den Staub getrieben wurden. Wir sind bereit, ins Meer zurückzukehren.«

»Ins Meer?«, wiederholte Roth. Er fragte sich, ob der alte Mann vielleicht betrunkener sei, als es den Anschein hatte. Oder senil.

Nitschewo legte eine Handfläche unter die Decke seines Bunkers. »Das viel größere Meer da oben. Der wahre Ozean, der Kosmos. Die Kindheit der Menschheit endet hier ... die kleinen Nationen, die kleinen Kriege, die kleinen Hassgefühle, die kleinen Diktatoren, die kleinen Freiheiten ... alles endet hier.«

Nitschewo lächelte. »Es wird natürlich dort oben auch noch Nationen und Kriege und Hassgefühle und Diktatoren und Freiheiten geben ... nur größer werden sie sein. Viel größer. Alles wird größer sein, wenn unsere Spezies das neue Meer erobert, um niemals zurückzukehren.«

»Was meinen Sie damit, dass wir Erinnerungen hätten?«, fragte Roth. »Wie können wir Erinnerungen an einen Ort haben, den die meisten von uns noch nie gesehen haben und den sie niemals sehen werden?«

»Der Kosmos, das Universum, in dem es keine Schwerkraft gibt, das Reich jenseits unseres kleinen schweren Steinhaufens, das ist die wahre *rodina*«, sagte Nitschewo. Jetzt lächelte er nicht mehr. »Das wahre Mutterland. Die UdSSR ist eine traurige Erinnerung, doch unsere *rodina* lebt in uns weiter. Genau wie die Erinnerung an die *rodina* des Kosmos weiterlebt. Wir träumen davon, im Mutterschoß zu schweben, wir träumen von der Freiheit vor der Geburt und vielleicht auch von jener nach dem Tod. Unsere Spezies sehnt sich danach, in diesem neuen Meer zu schwimmen.«

Wieder deutete Nitschewo nach oben.

»Es ist alles da, dieses neue Meer, der Ozean des Kosmos. Ein paar haben den Strand der Flammen und der Angst schon überwunden und sind dort geschwommen ... ein paar sind auf dem Weg dorthin oder bei der Rückkehr ertrunken ... aber die

meisten sind wohlbehalten heimgekehrt. Wohlbehalten, aber verstummt. Wir haben keine Dichter geschickt, keine Künstler und keine Philosophen.« Er lächelte wieder. »Keine ... Lumpensammler.« Das Lächeln verschwand. »Aber wir müssen unsere Meere speisen.«

»Unsere Meere speisen?«, fragte Vasilisa und übersetzte ihre Frage für Roth.

»Wir müssen die Meere speisen«, wiederholte der alte Mann. »Wenn der erste Mann und die erste Frau der Menschheit in diesem neuen Meer des Kosmos begraben sind, dann können wir sagen, dass wir heimgekehrt sind, heim in unsere neue *rodina*.«

Sie bedankten sich bei ihm, Vasilisa umarmte ihn zum Abschied, und dann traten sie in den Gang vor dem Bunker. Es war spät, sie mussten wieder nach Hause fliegen. Auch Roth hatte sich mehrmals bei dem alten Mann bedankt und die paar Brocken Russisch, die er konnte, zusammengekratzt.

»Keine Ursache«, hatte der alte Mann gesagt und mit den verbrannten, vernarbt Fingern zum Abschied gewinkt. »Nitschewo.«

»Ich weiß jetzt, an wen Sie mich erinnern«, sagt Roth am nächsten Morgen beim Frühstück zu Vasilisa.

In der Nacht nach der Reise, nach dem Wodka und den Anspannungen, hat er Schmerzen in der Brust. Er fährt nach Luft schnappend aus einem Traum auf, langt nach den Nitroglyzerintabletten und fragt sich, ob dies die Stunde ist, in der sein Herz für immer zu schlagen aufhört. Es hört nicht zu schlagen auf, doch nach seinem jähren Erwachen erinnert er sich an seinen Traum, er prägt ihn sich ein, und am nächsten Morgen kann er ihn Vasilisa erzählen.

Als Norman Roth elf Jahre alt war, mieteten seine Eltern wie jeden Sommer seit seiner Geburt ein kleines Cottage auf der ruhigen Seite von Long Island. Es war eine Sommerfrische der jüdischen Mittelschicht, und der Junge spielte dort immer allein in der Brandung. Aber in diesem Jahr war das benachbarte Ferienhaus an eine neue Familie vermietet, an die Klugmans, die eine zwölfjährige Tochter hatten.

Normalerweise hätte Norman das Mädchen ignoriert, doch keiner der anderen Jungs befand sich hier auf der Insel, und er fühlte sich einsam. So verbrachte er die Tage mit ihr, mit Sarah – zuerst widerwillig, aber dann voller Freude, weil sich eine echte Freundschaft entwickelte.

Junge und Mädchen, sie kurz vor der Pubertät, er noch einige Jahre davor, spielen zusammen in ausgebleichten Badeanzügen und Shorts, sie schwimmen zusammen, fahren Rad, suchen Muscheln und segeln mit dem kleinen Boot namens *Sunbird*, das Normans Vater sie benutzen lässt, sie gehen in dem kleinen Dorf gemeinsam ins Kino, sie verkriechen sich an Regentagen in leeren Bootshäusern, liegen in den Dünen und betrachten abends, wenn der Himmel klar ist, die Sterne. Die Badeplattform, die zwanzig Meter vor dem Strand verankert ist, dient ihnen als Treffpunkt, als Clubhaus und Sommersitz.

Mitte August, als das kommende Schuljahr sich schon wie eine dunkle Wolke am Himmel zusammenbraut, sind Norman und Sarah unzertrennlich.

Am letzten Abend am Strand, bevor die Familien in ihre Heimatorte zurückkehren, in ihre getrennten Wohnviertel, in ihre unterschiedlichen Schulen, fasst Sarah Normans Hände, und sie knien zusammen im kühlen Sand. Über dem Leuchtturm steht der Vollmond am Himmel. Leise schwatpt die Brandung.

Die Glocken der kleinen Boote und die dunkleren Glocken der Kanalbojen klingeln und klimpern im Tanz der Wellen.

Sie küsst ihn. Er ist so überrascht, dass er sie nur anstarren kann. Sie nimmt sein Gesicht in die von den Wellen kühlen Hände und küsst ihn noch einmal.

Ernsthaft und ohne zu lachen steht sie auf und zieht den von der Sonne gebleichten Badeanzug aus. Sie dreht sich um, die Streifen weißer Haut auf ihren Schulterblättern und ihrem Rücken heben sich bleich im Mondlicht ab, und watet ins Wasser. Sie schwimmt zur Badeinsel hinaus.

Der Junge zögert einen Moment, dann steht auch er auf und zieht die Badehose aus. Der Mond berührt seine glatte, nackte Haut. Auch er schwimmt hinaus.

Auf der sich leicht wiegenden Badeinsel liegen sie auf dem Rücken, die Beine in entgegengesetzte Richtungen ausgestreckt, die Köpfe einander berührend. Als schwebte er in der Luft darüber, kann der Mann sich in der Erinnerung sehen, den nackten Jungen und das Mädchen, er noch eher ein Kind als sie, ihre Brüste kleine Knospen, die sich im Mondlicht abzeichnen, und die ersten dunklen Punkte in ihrem Schritt.

Eine Weile reden die beiden kein Wort. Dann hebt das Mädchen beide Arme, nimmt ohne hinzusehen die Hände nach hinten und macht eine Geste wie eine Ballerina. Der Junge hebt die Arme über den Kopf, sieht den Mond an, und ihre und seine Finger verflechten sich.

»Im nächsten Sommer«, sagt sie, und in der Brandung ist ihre Stimme kaum zu verstehen.

»Im nächsten Sommer«, verspricht er.

»Mr. Roth«, sagt Vasilisa beim Frühstück, »Sie sind ein Roman-
tiker.«

»Wenn Sie meine Romane gelesen oder mit meinen drei
Exfrauen gesprochen hätten, wären Sie anderer Meinung«, ent-
gegnet Roth.

»Ich habe Ihre Bücher gelesen«, sagt Vasilisa. Sie lächelt
leicht. »Und ich habe die Geschichten über Ihre drei Exfrau-
en gehört.« Nach kurzem Zögern fügt sie hinzu: »Wäre diese
Kindheitsgeschichte eine russische Erzählung, dann hätte sie
kein Happyend.«

»Sie hat auch keines«, verspricht Roth.

Er erzählt ihr, wie der Junge den Winter verbringt. Die Kin-
der haben ihre Adressen nicht ausgetauscht, sie haben sich nicht
versprochen zu schreiben, sie wollten ihre Freundschaft für den
Sommer, den Strand und das Wasser aufheben. Er erzählt ihr
von den Monaten des Wartens, von der schmerzlichen Sehn-
sucht, die sich in den Wochen und Tagen, bevor die Familien zu
den Sommerhäusern auf der Insel zurückkehren können, bis fast
zum Wahnsinn aufbaut.

Kaum dass der Junge aus dem Auto seiner Eltern entlas-
sen ist, rast er zum Ferienhaus der Klugmans. Er klopft an die
Küchentür. Eine fremde Frau öffnet ihm – es ist nicht Sarahs
Mutter.

»Ach, die Klugmans«, sagt die Frau. »Sie haben uns in die-
sem Sommer ihr Haus überlassen. Sie hatten im Winter einen
Trauerfall, und sie kommen nicht wieder hierher ins Ferienhaus.
Ihre Tochter ist an Lungenentzündung gestorben.«

»Sehr russisch«, meint Vasilisa. »Aber warum erinnere ich
Sie an dieses Mädchen? Sehe ich denn aus wie sie?«

»Überhaupt nicht«, sagt Roth.

»Oder rede ich wie sie?«

»Nein.«

»Oder stellen Sie sich vor, Sarah wäre Ärztin geworden, wenn sie überlebt hätte? Oder wollte sie Kosmonautin werden?«

»Nein, das weiß ich alles nicht.« Roth hebt die Hände und Schultern und imitiert Vasilisas anmutiges Achselzucken.

Als er die Hand wieder auf den Frühstückstisch legt, streckt Vasilisa ihre Hand aus und legt sie auf seine.

»Jetzt verstehe ich es«, sagt sie.

Am Tag vor der großen Silvesterparty und zwei Tage vor Roths Rückflug fahren sie eine Autostunde aus Moskau heraus nach Nordosten zum TsPK, dem Gagarin-Trainingszentrum für Kosmonauten und Sitz des Kosmonautencorps, das von allen beim TsUP und bei der NASA nur Star City genannt wird.

»Norman«, sagt Vasilisa, als sie die Autobahn verlassen und auf einer einsamen zweispurigen Straße durch einen dichten Kiefern- und Birkenwald fahren, »ich habe Ihre Bücher gelesen. Sie sind sehr düster. Einer unserer Kritiker nannte Ihr letztes Buch >eine Kabbala über den Tod<. Vielleicht ist diese Schwermut der Grund dafür, dass Ihre Romane in Russland so beliebt sind.«

Roth lacht leise. »Vielleicht mag man meine Bücher auch, weil sie die Lebenshaltung eines Atheisten beschreiben, Dr. Iwanowa. Ich bin Jude, aber ich bin Atheist. Die Romane sind ein Schrei, der dem Herzen eines gefühllosen Universums gilt, nichts weiter.«

Vasilisa schüttelt den Kopf. »Das Sowjetregime hat die Veröffentlichung möglicherweise doch erlaubt, weil sie eine athe-

istische Haltung propagieren, aber sie sind heute beliebter denn je, und heute riecht ganz Russland nach Weihrauch.«

Wieder muss Roth lachen. »Sie wollen mir doch nicht unterstellen, ich sei insgeheim sentimental, Vasilisa? Oder ich hätte eine heimliche Neigung zur Spiritualität?«

»Sentimental sind Sie wohl nicht, aber Spiritualität – ja, ich denke schon.«

Roth schüttelt nur den Kopf und schaut am Fahrer vorbei nach vorn, als sie sich dem Haupttor von Star City nähern. Hinter den Posten am hohen, silbernen Tor geht der Wald zunächst weiter, dann weicht er einem Platz in der Stadt, der von einer hohen Statue Gagarins überragt wird. Hinter dem Platz stehen mehrere auf eigenartige Weise an Amerika erinnernde Wohnhäuser. Vasilisa erklärt, dass diese Häuser tatsächlich amerikanische Gebäude sind, gebaut für die Astronauten, die hier für den Einsatz auf der *Mir* trainiert haben.

Dann kommen sie an einem niedrigen Gebäude vorbei, in dem die größte Zentrifuge der Welt untergebracht ist. Sie werfen einen kurzen Blick auf die Straße der Helden (eine seltsam bescheidene Grünanlage ohne Statuen, die heute eine Schneedecke hat) und halten vor dem Museum der Kosmonauten an.

Vasilisa deutet auf die geparkten Autos mit den Regierungskennzeichen und den Nummern von 1 bis 125. Die Nummern orientieren sich an den Kosmonauten, denen die Fahrzeuge gehören, und an der Reihenfolge, in der sie in den Weltraum geflogen sind.

Der Fahrer hält ihnen die Tür auf, und Roth und Vasilisa stappen rasch durch den Schnee und betreten das nur schwach beleuchtete Museum. Sie geben die Mäntel ab, blicken zum hohen Wandbild von Yuri Gagarin hinauf und erreichen über eine

Treppe die Gagarin-Ausstellung, wo eine Büste des Kosmonauten über stark verstaubten Kästen mit Erinnerungsstücken wacht. Vasilisa übersetzt die verschiedenen Tafeln und Inschriften und erklärt, dass die letzte Serie von Objekten am Tage seines Todes aus seinem Flugzeugwrack geborgen worden sei. Er sei im März 1968, sieben Jahre nach seinem 108 Minuten dauernden Weltraumflug, bei einem Übungsflug ums Leben gekommen. Roth kann ein verbranntes Foto des Chefkonstrukteurs Korolew sehen, daneben Gagarins verbrannte Geldbörse, in der sich das Foto befunden hat, den versengten Führerschein des Kosmonauten und sogar ein Reagenzglas mit Staub und Asche vom Wrack.

»Kommt Ihnen das alles nicht ein bisschen morbide vor?«, fragt Roth.

»Ich kenne dieses Wort nicht, Norman. Was heißt morbide?«

»Schon gut.«

Sie wandern einen Flur entlang bis zu einem Schaukasten, in dem die Raumanzüge und Fotos der ersten drei Kosmonauten ausgestellt sind, die 1971 auf *Saljut*, der ersten sowjetischen Raumstation, gelebt haben.

»*Saljut* bedeutet ›Gruß‹, nicht wahr?«, fragt Roth.

»Genau.«

»Wen oder was hat die Raumstation *Saljut* begrüßt?«

»Yuri Gagarin natürlich.«

Vasilisa liest die Inschrift, die neben den Fotos der Männer angebracht ist. Die Mission der Kosmonauten Georgi Dobrowolsky, Wladislaw Wolkow und Viktor Patsayew auf der *Saljut* war ungeheuer erfolgreich, und jeden Abend wurden ihre Heldenataten in der Schwerelosigkeit und ihre humorvollen Sendungen über das Fernsehen für das russische Volk übertragen.

Ihr Wiedereintritt in die Atmosphäre verlief ohne besondere Vorkommnisse, die Landung in der russischen Steppe erfolgte nach Plan, nur die Funkverbindung brach aus ungeklärten Gründen ab. Als die Bergungsmannschaften die Kapsel öffneten, waren alle drei Kosmonauten tot. Beim Wiedereintritt hatte sich ein Ventil geöffnet, die Luft war in den Weltraum entwichen, und die drei Männer waren auf ihren Liegen erstickt.

»Wir haben unsere Meere gespeist«, sagt Vasilisa.

Roth schüttelt den Kopf. »Ich dachte, Nitschewo meinte, wir müssten unsere Toten dort oben im Weltraum lassen, bevor das neue Meer wirklich gespeist ist.«

»Vielleicht ist es so.«

Hinter diesem Ausstellungsstück ist etwas zu sehen, das ein ganz gewöhnliches Büro zu sein scheint. Es handelt sich jedoch um eine präzise Nachbildung von Yuri Gagarins Büro, genau wie er es am Morgen seines tragischen Fluges am 27. März 1968 zurückgelassen hat. Die Zeiger der Uhr stehen auf 10:31 Uhr, der Augenblick des Aufschlags. Sein Terminkalender liegt geöffnet auf dem Tisch, Briefe und Aktennotizen blieben unvollendet.

Vasilisa deutet auf den Schreibtisch. »Jeder Kosmonaut oder jede Mannschaft von Kosmonauten unterschreibt am Tag des Starts dort in diesem großen braunen Buch«, sagt sie leise. Sie flüstert fast in diesem heiligen Raum. »Auch unsere Kosmonauten, die zur Internationalen Raumstation fliegen.«

Roth sieht sie an. Vasilisas Augen schwimmen, als sie das Buch betrachtet. Sie bemerkt, dass er sie anschaut. »Sie halten mich für sentimental, was?«

»Nein«, sagt Roth. »Für spirituell.«

Roth träumt, er sei an Bord der Internationalen Raumstation, er schwebt in trübem Licht im Raum. Ein anderer Astronaut, ein Mann, schläft. Er ist in einer Art dünnem Schlafsack angegurtet, der ihn aufrecht hält. Die Arme ragen heraus und schweben vor ihm, die Handgelenke sind abgeknickt, und die Finger bewegen sich wie Tang in der Strömung.

Roth ist überrascht, wie laut der Ventilator ist, wie nüchtern und funktionell und scharfkantig das Innere des Moduls und der Raumstation aussieht. Die Luft riecht leicht nach Ozon und Schweiß und Maschinenöl. Er stellt fest, dass er sich lautlos bewegen kann, wenn er sich von einem massiven Objekt abstößt. Er schwebt mit dem Kopf voran, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen, durch eine Luke in ein benachbartes Modul. Hier gibt es ein Bullauge. Roth schwebt hinüber und schaut nach draußen. Die Erde hängt über ihm und hinter einem dunklen Sonnensegel, das wie ein Ausrufezeichen hervorragt.

Die Station nähert sich dem Terminator, der Grenzlinie des Sonnenaufgangs. Ein Teil des Planeten tritt als grelle Sichel stark hervor. Einen Augenblick lang kann Roth die dünne Atmosphärenschicht wie eine von hinten beleuchtete Aura sehen, dann steigt die Sonne über die Welt und entzündet Tausende von Wolken über dem dunklen Meer.

Plötzlich wird Roth bewusst, dass er an Atemnot leidet. Die Luft ist zu dünn. Er dreht sich in der kaum wahrnehmbaren Schwerkraft um die eigene Achse und hört ein ständiges bedrohliches Zischen. Der Ton wird höher, doch die Lautstärke sinkt, während die Luft immer dünner wird. Die Luft entweicht aus der Raumstation.

Keuchend dreht Roth sich im Modul um, aber er hat sich zu weit von der Sichtluke entfernt, ist zu weit von festen Ge-

genständen entfernt. Er kann nur hilflos mit Armen und Beinen rudern, überschlägt sich in der dünnen Luft und kann sich nicht schwimmend in Sicherheit bringen.

Roth erwacht, als er eine kühle Hand auf der nackten Brust spürt. Blinzelnd vertreibt er die Nachbilder des Traums und sieht sich im Hotelzimmer um. Es ist dunkel bis auf einige Streifen Mondlicht, die durch die schweren Vorhänge fallen. Vasilisa, die Roths blauen Reserveschlafanzug trägt, sitzt auf der Bettkante. Sie hat sich mit einem Stethoskop ausgerüstet und presst die Hand auf Roths Brustkorb.

»Was ist los?« Er will sich aufsetzen, doch sie hält ihn mit erstaunlicher Kraft zurück.

Das Stethoskop drückt kalt auf seine Brust. Vasilisa legt das Instrument auf den Nachttisch und berührt noch einmal seine Brust, fährt mit zwei Fingern über die große, kreuzförmige Narbe auf der nackten Haut, langt nach unten und tastet die lange Narbe auf dem linken Bein ab, wo ihm bei der letzten Operation eine Vene entnommen wurde.

»Erinnerst du dich an das Abendessen?«, fragt sie leise. Die Uhr zeigt auf 3:28 Uhr.

»Nein«, flüstert Roth, aber dann kehren die Erinnerungen zurück. Sie haben im Speisesaal des National bei einem späten Abendessen gesessen, als die Schmerzen in der Brust begannen. Er hatte nach den Nitroglyzerintabletten getastet und sich eine in den Mund geschoben, doch die Erleichterung war nicht wie sonst augenblicklich eingetreten. Roth erinnert sich, dass sie ihm geholfen hat, den höhlenartigen Speisesaal zu verlassen, dass sie ihm im Aufzug geholfen hat, aufrecht zu stehen, dass sie ihm die Zimmertür geöffnet hat, und dann ... verworfene

Bilder ... der Einstich einer kühlen Nadel und eine unklare Erinnerung, dass sie sich neben ihm ins Bett gelegt hat. »Mein Gott«, sagt Roth. »Das ist nicht unbedingt die Art und Weise, auf die ich mit Ihnen ins Bett gehen wollte.«

Vasilisa lächelt und knöpft ihm das Schlafanzughemd zu. »Ich auch nicht, Norman. Ich habe überlegt, ob ich Sie ins Krankenhaus bringen soll, aber ich bin sicher, dass es nur eine schwere Angina Pectoris und kein weiterer Herzinfarkt war. Ihr Herz klingt gut, Ihr Blutdruck ist stabil, und Ihr Puls ist kräftig.« Sie hebt die Decke und schlüpft wieder neben ihm ins Bett. »Ich glaube, Sie sind aufgewacht, weil Sie einen Albtraum hatten.«

Er dreht sich um und sieht sie im Mondlicht an. »Es war nur ein Traum.«

Dann erinnert er sich an das schreckliche Zischen des Sauerstoffs, der aus der Raumstation entwichen ist. »Ein Albtraum«, berichtet er sich. Wieder schaut er zur selbst leuchtenden Uhr.

»Heute ist Silvester«, flüstert Vasilisa. »Ich glaube, Sie wissen, wie wichtig dieser Feiertag in Russland ist – eine Kombination Ihres Weihnachtsfests und des Neujahrstages und anderer Feiertage.«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich, dass ich sagte, meine Eltern seien Akademiker? Philosoph und forschende Mathematikerin?«

»Ja.«

»Aber wie die meisten Russen sind sie abergläubisch. Meine Mutter hat mich den alten Brauch gelehrt, am Silvesterabend drei Zettel unter das Kopfkissen zu legen. Einer soll die Aufschrift ›Gutes Jahr‹ tragen, der zweite ist für ein schlechtes Jahr, der dritte für ein mittelmäßiges. Nach Mitternacht greife ich unters Kopfkissen und ziehe einen Zettel hervor.«

Roth lächelt über diesen Einfall. Er langt über sie hinweg und nimmt den kleinen Notizblock und seinen silbernen Stift vom Nachttisch. Das letzte beschriebene Blatt enthält Notizen über Gagarins Büro. Er nimmt eine leere Seite, reißt sie in drei Streifen und schreibt »Jahr mit Vasilisa« auf den ersten. Auf den zweiten schreibt er »Jahr ohne Vasilisa«, der dritte Zettel bleibt leer.

»Duforderst das Schicksal heraus, Norman.«

Roth faltet die drei Streifen zusammen und schiebt sie unter das Kopfkissen, das sie sich jetzt teilen. »Du bist abergläubisch, Dr. Iwanowa.« Er küsst sie sehr langsam.

Als der Kuss endet, nimmt sie den Kopf gerade weit genug zurück, um sein Gesicht zu sehen. »Nein«, flüstert sie. »Spirituell. Und sentimental.«

Die Silvesterparty findet in der Datscha des Kosmonauten Viktor Afanasiew außerhalb Moskaus statt. Vasilisa erklärt ihm, Afanasiew sei der letzte Kommandant einer regulären *Mir*-Besatzung gewesen und habe am 28. August 1999 buchstäblich das Licht ausgeschaltet.

»Viktor ist mein Freund«, sagt sie. »Er erzählte mir, seit die *Mir* aus der Umlaufbahn abgestürzt ist, habe er seltsame Träume.«

»Was für Träume?«, fragt Roth.

Vasilisa hebt die Hände. »Er träumt davon, unter Wasser auf die *Mir* zu stoßen, als sei sie die *Titanic* oder ein anderes untergegangenes Schiff aus der Vergangenheit. Manchmal träumt er auch, er könne die Gesichter toter Menschen sehen, die ihn durch die Fenster der *Mir* anschauen.«

Roth, der ihr nichts über seine eigenen Träume gesagt hat, dreht den Kopf und starrt sie an, während sie auf der schmalen Straße zwischen den Bäumen durch die verschneite Landschaft fahren.

Roth und Vasilisa treffen zeitig ein, schon um fünf Uhr am Nachmittag, doch es ist bereits dunkel, und ein Dutzend Gäste sind schon da. Drinnen sind große Tische wundervoll dekoriert und mit Essen überladen – Kielbasa, Käse, Gemüse und Dip, Fischfilets, Berge von Kaviar, verschiedene Sorten *Zakuski* – Vorspeisen, die kaum noch Platz für die Hauptgerichte lassen: Suppen, Salate, Rindfleisch in Streifen, alles eingerahmt von unzähligen Flaschen Wodka und Champagner.

Roth und Vasilisa finden den Kosmonauten und Gastgeber und seine Freunde dennoch draußen am Grill. Roth schätzt die Temperatur auf mindestens 20 Grad unter Null, aber anscheinend macht den Leuten die Kälte nichts aus. Sie grillen Schaschlikspieße mit Lammfleisch, erzählen sich Witze, lachen in der kalten Luft und trinken Wodka.

In den nächsten Stunden wird Roth mehr als einhundert Menschen vorgestellt, und er macht den gleichen Fehler wie viele andere Amerikaner. Er versucht sich die Vornamen zu merken statt den Vornamen plus Patronymikon, um in der unendlichen Abfolge von Namen und Gesichtern etwas Ordnung zu schaffen. Immerhin kann Roth sich an einige Leute erinnern – da ist der Kosmonaut Sergei mit seiner Frau Yelena; Tamara, das attraktive Medium aus Moskau, das die beinahe verhängnisvollen Probleme auf Wasily Tsibliyews *Mir*-Mission vorhergesagt hat (sie konnte sogar den Tag der Kollision zwischen der *Mir* und der Versorgungsrakete vorhersagen, meint Vasilisa); Viktor, der weißhaarige, kettenrauchende stellvertretende Flugleiter; Flugingenieur Pawel (»Pascha«); Kosmonaut Aleksandr (»Sascha«) und seine Frau Ludmilla mit den Töchtern Natascha und Yewgena; der Flugleiter Wladimir; der TsUP-Psychologe Rotislaw, den Vasilisa und die anderen nur »Steve« nennen; das Kosmo-

nautenteam Yuri und Yuri; der Kosmonaut Wasily (»Wasya«) mit seiner Frau Larissa, und so weiter und so weiter.

Außer den Kosmonauten und ihren Angehörigen und den Flugleitern und Direktoren von TsUP sind auch einige berühmte Gesichter auf der Party zugegen – bedeutende russische Politiker, ein amerikanischer Kongressabgeordneter, den Roth für ein komplettes Arschloch hält, mehrere Leute von der NASA, zwei Astronauten und ein ehemaliger Astronaut (keiner davon mit Ehefrau, dafür einer mit russischer Freundin), einige russische Dichter und Autoren (alle-samt bereits sinnlos betrunken, als Roth ihnen vorgestellt wird), ein weiteres Medium – nicht halb so attraktiv wie Tamara –, ein amerikanischer Filmproduzent, der sich für einen Flug zur ISS interessiert, ein russischer Filmproduzent, der düster vor sich hin starrt, ein deutscher Filmregisseur, der anscheinend jeden auf der Party kennt, eine russische Schauspielerin, die atemberaubend schön und erstaunlich dumm ist, und ein Hund mit den mitfühlendsten Augen, die Roth je bei einem Lebewesen gesehen hat.

Im Wohnzimmer ist ein großer Plasmabildschirm aufgebaut, über den die Bilder der Vorbereitungen für die Silvesterfeier auf dem Roten Platz übertragen werden, außerdem werden CNN-Meldungen über die Lustbarkeiten auf dem Platz des Himmelschen Friedens und anderswo eingeblendet.

Hin und wieder, wenn Vasilisa nicht bei ihm ist oder nicht hinschaut, berührt Roth seine schmerzende Brust. Er streift durchs Haus und genießt den Abend, trägt stets dasselbe unberührte Glas Wodka herum, schüttelt Hände, plaudert mit Leuten, die Englisch sprechen, hört Vasilisas geflüsterte Übersetzungen von Liedern und Unterhaltungen.

Die Nacht wird dunkler, die Party lauter, und die Zeiger der Uhren nähern sich der Mitternachtsstunde.

Drei Kosmonauten sitzen auf der verglasten Veranda und streiten ganz ernsthaft auf Russisch über die Erfahrungen beim Start und beim Eintritt in den niedrigen Erdorbit. Roth erinnert sich an Vasilisas geflüsterte Informationen über die Männer.

Anatoli Astrebarski war nur einmal oben und absolvierte einen erfolgreichen Raumflug, ehe er sich einem lukrativeren Beruf zuwandte; Sergei Krikalew war der möglicherweise erfolgreichste Kosmonaut, denn er war auf der *Mir*, auf der Internationalen Raumstation und im Shuttle; Viktor Afanasiw, ihr Gastgeber an diesem Abend, der letzte *Mir*-Kommandant und der Mann, der gelegentlich von schlechten Träumen geplagt wird. Roth sieht ihn als Kapitän einer Art Weltraum-*Titanic*. Er hebt sein Wodkaglas und lauscht den tiefen Männerstimmen, über die sich Vasilisas leises Flüstern legt, wenn sie eilig übersetzt.

Anatoli: »Es ist wie eine Geburt. Zuerst das lange Warten, die Enge, die Dunkelheit, die Geräusche, die man in der Ferne hört, das Gluckern der Glykolpumpen, das Summen und Ticken der Energieversorgung, das undeutliche Murmeln der Stimmen draußen, und dann das Trauma, die Schmerzen durch die Beschleunigungskräfte, die schrecklichen Vibratoren und der schlagartig einsetzende Lärm, und dann der Eintritt ins Licht und in den Kosmos.«

Sergei: »Unsinn, es ist wie Sex. Erst die lange Erwartung, manchmal viel erregender als das Ereignis selbst. Das Vorspiel, die endlosen, frustrierenden Simulationen. Dann die Vorbereitungen auf der Plattform. Du legst dich auf die Liege, die sich deinem Körper anpasst. Die Neckerei des Countdowns. Der Puls wird schneller, die Sinne sind geschärft. Dann die Explosion, die Befreiung. Eine Ejakulation der Energie, ein Stoß, meine Freunde, ein Stoß. Es ist alles ein Stoßen. Nach der Befreiung

und der Anstrengung und den lauten Rufen – mein Gott, o Gott! Los doch, los! –, danach kehrt Stille ein, die kühle Umarmung des Weltraums. Und dann, sobald man fertig ist, will man gleich wieder von vorne anfangen.«

Viktor: »Was für ein Blödsinn. Der Start ist wie das Sterben. Die Zündung ist die Befreiung vom Körper, die Trennung des Geistes von der Materie. Wir krallen uns an die Ränder der Atmosphäre, wie sich ein Ertrinkender an die Wasseroberfläche kämpft, wie eine Seele, die sich von der Bürde des Fleisches befreit. Aber sobald wir die Oberfläche erreicht haben, stellen wir fest, dass dort ein Vakuum herrscht. Alle Dinge und Menschen, die wir kennen, gekannt haben oder kennenzulernen könnten, bleiben hinter uns zurück. Das ganze Leben lassen wir zurück und treten in die kalte, stille Sterilität des Kosmos ein. Wenn die Maschinen abgestellt werden, wenn die Mühen und die Schmerzen vorbei sind, wenn die Barriere zwischen Leben und Tod durchbrochen ist, dann vereint sich der Geist mit dem Kosmos, aber es ist einsam dort ... so schrecklich einsam.«

Die drei Kosmonauten schweigen einen Moment, dann müssen sie alle lachen. Viktor schenkt ihnen Wodka ein.

Roth steht allein auf der plötzlich verlassenen, überdachten Veranda. Er sieht im Mondlicht einen alten Mann über die verschneite Wiese vor der Datscha wandern. Durch den Reif auf den Glasscheiben betrachtet, wirkt der alte Mann eher wie eine Erscheinung denn wie eine reale Gestalt – weiße Kleidung, weißes Haar, weiße Bartstoppeln, ein weißes, strahlendes Gesicht. Er hat die Arme gehoben, als wolle er Christus nachahmen. Der Mann schlurft durch den Schnee, die Hände und das Gesicht zum Nachthimmel gehoben.

Roth stellt sein Glas auf den Tisch. Er will hinaus und den alten Mann nach drinnen bitten oder sich wenigstens vergewissern, ob er wirklich existiert. In diesem Moment kommen Viktor Afanasiew, Sergei Krikalew und Vasilisa wieder auf die Veranda heraus.

»Ach, das ist der alte Dimitri Dimitrowitsch, Viktors Nachbar«, erklärt Sergei, der ausgezeichnet Englisch spricht. Der Kosmonaut hat in Houston trainiert, er ist im Shuttle geflogen und hat einige Monate auf der ISS verbracht. »Er lebt in der Hausmeisterwohnung der benachbarten Datscha und wandert öfter hier herum. Im Sommer ist es kein Problem, aber Viktor macht sich Sorgen, der alte Mann könne in einer Nacht wie dieser erfrieren.«

»Was redet er denn da mit dem Himmel?«, fragt Vasilisa.
»Ist er senil?«

»Kann sein«, sagt Viktor. Er rüstet sich mit einer Daunenjacke und einer Pelzmütze aus, die er von einem Haken neben der Hintertür nimmt. »Er weint zum Himmel hinauf, weil sein Sohn ein Kosmonaut war, der nicht aus dem Weltraum zurückgekehrt ist.«

Roth sieht ihn überrascht an. »Ist denn jetzt jemand da oben? Oder ist es jemand, der gestorben ist?«

Viktor grinst. »Der Sohn des alten Dimitri ist Geschäftsmann in Omsk. Der alte Mann träumt und wandelt in seinen Träumen. Bitte entschuldigen Sie mich.« Er geht nach draußen, und Roth, Sergei und Vasilisa können durch das beschlagene Glas sehen, wie Viktor den alten Mann über die Wiese und durch die kahlen Bäume nach nebenan führt.

Ein Kassettenrekorder spielt laute, martialische Musik, und dreißig bis vierzig Russen singen im überheizten Wohnzimmer

den Text mit. Vasilisa geht zur anderen Seite des Raums und stellt sich neben Roth. »Das ist die inoffizielle Hymne der Kosmonauten«, flüstert sie, und dann übersetzt sie leise, während die Russen singen:

*Die Erde sehen wir durchs Fenster
Wie der Sohn die Mutter vermisst
Vermissten wir die Erde, es gibt nur die eine
Aber die Sterne
Sie rücken näher, doch sie sind kalt
Und wie in dunklen Zeiten
Wartet die Mutter auf ihren Sohn und wartet die Erde
auf ihre Söhne.
Wir träumen nicht vom Maschinenbrüllen im Kosmodrom
Wir träumen nicht von diesem eiskalten Blau
Wir träumen vom Gras, vom Gras neben dem Haus
Vom grünen, grünen Gras.*

Die Russen applaudieren sich selbst, als das Lied zu Ende ist.

Eine Stunde vor Mitternacht lernt Roth einen amerikanischen Millionär namens Tom Esterhazy kennen, der als nächster zahllender »Tourist« mit den Russen zur Internationalen Raumstation fliegen wird. Esterhazy, der nur Wasser aus Flaschen trinkt, erklärt, er habe in Los Alamos und am Santa Fé Complexity Institute in der mathematischen Forschung gearbeitet, bevor er einige Millionen damit machte, neue Theoreme der Chaos-Mathematik auf dem Aktienmarkt umzusetzen.

»Der Markt ist einfach nur ein kompliziertes System, das ständig am Rande des Chaos schwankt«, erläutert Esterhazy. Er

spricht leise, aber so nahe an Roths Ohr, dass seine Worte im allgemeinen Lärm gut zu verstehen sind. »Wie der Mond Hyperion. Wie die Dynamik der Wellen auf einer Flagge im Wind oder wie die geringelte Rauchwolke, die von einer Zigarette aufsteigt.« Der junge Mann deutet auf die Rauchwolke, die wie eine Nebelbank im Raum hängt.

»Nur dass Sie nicht ein paar hundert Millionen Dollar mit der Analyse von Flaggen im Wind oder Zigarettenrauch machen können«, sagt Roth, der schon von dem Mann gehört hat.

Esterhazy zuckt mit den Achseln. »Wenn Sie klug genug sind, können Sie es.«

Roth beschließt, den Reporter zu spielen. »Wie viel zahlen Sie eigentlich an Energia und die russische Raumfahrtbehörde, um mitfliegen zu können?«

Der junge Millionär zuckt mit den Achseln. »Ungefähr das Gleiche wie Denis Tito, glaube ich. Es spielt aber keine Rolle.«

Es muss nett sein, denkt Roth, wenn man sagen kann, dass zwanzig Millionen Dollar keine Rolle, spielen. Laut sagt er: »Was wollen Sie denn in den vier Tagen da oben machen?«

»Die Wolken anschauen.«

Roth muss lachen. Sein Redakteur bei der *New York Times* hat einen Witz über jemanden gerissen, der die Oberseite der Wolken anschauen wollte, doch er unterbricht sich, weil ihm bewusst wird, dass es dem Millionär Ernst ist. »Sie zahlen wirklich so viel Geld, nur um sich die Wolken anzuschauen?«

Esterhazy nickt, er ist immer noch völlig ernst, und beugt sich weiter vor, weil er noch etwas sagen will. »Ich bin Fachmann für die fraktale Analyse kurz vor der Destabilisierung komplexer Systeme. Wolken sind das beste Beispiel dafür. Als ich noch in New Mexico als Forscher tätig war, habe ich die

Reisen zu den Konferenzen immer so organisiert, dass ich die Wolken aus dem Flugzeug von oben sehen konnte. An den Konferenzen selbst habe ich nie teilgenommen. Ich wollte nur den Flug. Als das Labor in Los Alamos das herausgefunden hat, wurden meine Anträge auf Konferenzbesuche abgelehnt. Später, nachdem ich genug Geld an der Wall Street verdient hatte, habe ich mir einen Learjet gekauft, mit dem wir über den Wolken fliegen konnten.«

Roth nickt und denkt nach. *Der Mann hat einen Hau weg. Kein Wunder, dass die Russen uns so verachten.* »Wird es denn so viel besser sein, aus der Raumstation und nicht aus einem Düsenflugzeug auf die Wolken zu schauen?«

Esterhazy starrt ihn an, als habe Roth den Verstand verloren. »Aber natürlich. Ich kann von dort aus auf Wolkenformationen herunterschauen, die Zehntausende von Quadratmeilen bedecken. Ich werde Zirrus und Stratocirrus über riesigen Gebieten des Pazifik sehen, ich kann Kumuluswolken sehen, die sich über dem Ural zwanzig Kilometer hoch aufbauen. Natürlich wird es besser sein. Es wird einzigartig sein.«

Roth nickt zweifelnd.

Esterhazy packt seinen Arm. »Ich meine es ernst. Stellen Sie sich einen Mathematiker vor, der versucht, das Universum durch das Studium von Wellen zu verstehen – gleichförmige Wellen, Meereswellen. Aber Sie können die Wellen nur von einem Punkt fünfhundert Fuß unter Wasser sehen. Ist das nicht verrückt? So sieht aber die fraktale Analyse von Wolkenformationen aus, wenn man sich innerhalb der Atmosphäre auf der Erde befindet. Wir sitzen auf dem Grund eines Brunnen-schachts.«

»Aber es gibt doch Wettersatelliten ...«, beginnt Roth.

Esterhazy schüttelt den Kopf. »Nein, nein, nein. Die ganze Mathematik, ganz zu schweigen von der Chaosforschung, ist zu siebzig Prozent Intuition. Es war keine mühsame, logisch aufgebaute Näherung, die es mir erlaubt hat, die wellenförmige Dynamik des Aktienmarktes zu verstehen. Ich war eines Tages mit einem befreundeten Makler an der Börse und riss die Augen auf, als ich die Computeranzeigen und die großen Tafeln und die aufgeschriebenen Zahlen und die Kritzeleien der Leute da unten sah. In diesem Augenblick fiel mir die fraktale Wiederholungsfunktion ein, die ich brauchte. Um die fraktale Dynamik der Wolken auf ähnliche Weise zu verstehen, um das Chaos am Rand der Wolken vorherzusagen, muss ich die Wolken sehen. Alle. Ich muss einen Überblick gewinnen, ein *Gefühl* für die Dynamik. Einfach nur schauen. Vier Tage werden nicht ausreichen, aber es wird ein Anfang sein.«

»Sie müssen eine Weile Gott werden«, sagt Roth.

»Ja«, meint Esterhazy. »Das wird nicht ausreichen, aber es ist ein guter Anfang.«

Ein paar Minuten vor Mitternacht geht Roth allein auf die kalte Veranda, um sein Wodkaglas zu holen. Er sieht wieder den alten Mann über die verschneite Wiese wandern.

Roth will zur Tür und Vasilisa oder seinen Gastgeber rufen, doch dann zögert er. Die Gäste haben sich im überfüllten Hauptraum um Viktor versammelt und singen in den letzten Minuten vor dem neuen Jahr. Vasilisa ist nirgends zu sehen.

Roth geht zur Doppeltür – sie funktioniert wie eine gläserne Luftschleuse, um die eisige Kälte draußen zu halten – und zieht den Pelz an, den Viktor dort zurückgelassen hat.

Dann tritt er in die kalte Nachtluft hinaus.

Das Mondlicht funkelt blau auf der breiten Hügelflanke, die zu einem gefrorenen See hin abfällt. Die Wolken sind abgezogen, und das Schneegestöber hat aufgehört. Mond und Sterne stehen so hell am Himmel, dass Roth einen langen Augenblick nach oben schaut, ehe er sich auf die Suche nach dem alten Dimitri macht.

Er findet ihn zwanzig Meter unterhalb des Hauses, eine weiße Gestalt am Rand eines Birkenwäldchens. Der Schnee bricht und knirscht unter Roths Straßenschuhen.

Er öffnet den Mund, um den Namen des alten Mannes zu rufen, doch die Luft ist so kalt, dass sie ihm in die Lungen schneidet, als befände er sich in einem Vakuum. Roth keucht und presst die Hände auf die Brust.

Er konzentriert sich darauf, ruhiger zu atmen, während er den bläulich schimmernden Raum bis zu dem alten Mann überwindet. Der Mann kehrt Roth den Rücken zu und starrt durch die Äste der Birken zum Nachthimmel hinauf. Der alte Dimitri hat beim ersten Mal weite Hosen und einen Pullover getragen, doch jetzt ist er mit langen weißen Gewändern bekleidet, die Roth an ein Leichenhemd erinnern.

Roth bleibt eine Armeslänge vor dem alten Mann stehen und blickt auch zum Himmel hinauf. Irgendetwas – vielleicht ein Satellit oder eine hoch fliegende Militärmaschine, vielleicht sogar die Raumstation, obwohl Roth nicht sicher ist, ob man sie von Moskau aus sehen kann – bewegt sich vor den Sternen wie ein fliegender Diamant.

Roth senkt den Blick wieder, als der alte Mann sich umdreht.

Es ist Roths Vater.

Roth hebt eine Hand und fasst sich an die Brust. Als wolle er antworten, hebt auch sein Vater eine Hand. Zuerst glaubt Roth,

sein Vater werde ihn berühren, sein Gesicht streicheln oder das schmerzende Herz seines Sohnes beruhigen, aber der Arm und die Hand gehen weiter nach oben, bis der lange Finger auf etwas zeigt, das hinter und über dem Autor am Himmel steht.

Roth dreht sich um, und in diesem Augenblick erfüllt ein gewaltiges Brüllen die Luft. Schlagartig wird es hell, und das Licht umgibt ihn und dringt in ihn ein, als befände er sich mitten in einem Feuer. Er schließt fest die Augen und presst sich die Hände auf die Ohren, doch das grelle Licht und das Brüllen brechen durch und bedrängen ihn.

Flammen. Die Flammen eines selbstzündenden Treibstoffgemischs, Feststoffraketen werden aktiviert, die Hauptantriebe des Shuttles feuern ebenfalls, und die dreifachen Schubdüsen der *Sojus* explodieren förmlich und geben ihre Energie ab.

Lärm. Das Brüllen von Millionen und Abermillionen Erg und Joule und Schub pro Quadratzentimeter brechen in dieser Nacht in einer einzigen Sekunde, in einer Millionstelsekunde, los. Das Grollen einer *Saturn V*, fünf Maschinen brüllen gleichzeitig. Ein tobendes Inferno, die Explosionen einer Marsrakete, das Bellen einer dreistufigen *N-1*-Mondrakete.

Er ist gestürzt, aber er fällt nicht. Roth schwebt schräg in der Luft, anderthalb Meter über dem Boden. Sein Vater hält ihn und wiegt ihn.

»Entspanne dich«, sagt sein Vater. Er stützt ihn unter den Schultern und Beinen. »Lass dich schweben. Lass das Meer die Arbeit tun. Ich lasse gleich los.«

Sein Vater gibt ihn sanft frei.

Das Brüllen und die Flammen und die Schwingungen umgeben ihn wieder. Roth fasst den linken Arm mit der rechten Hand und spürt das Brüllen als Anspannung, die Flammen als

Schmerz, doch dann gehorcht er seinem Vater und entspannt sich, breitet die Arme weit aus, legt sich zurück und spürt, wie die Schwerkraft nachlässt.

Roth lässt sich vom Toben der Maschine in den Himmel tragen. Er sieht Baikonur weit unter sich liegen wie ein schneebedecktes Schachbrett, er sieht Florida unter sich wegfallen wie einen gestreckten Finger, er sieht das Grün der flachen Küstengewässer schwinden, bis überall nur noch das Dunkelblau der Tiefsee auszumachen ist.

Er steigt mit dem Brüllen und durch das Brüllen auf, er rast durch hohe Wolkenbänke, er spürt, wie Luftdruck und Schwerkraft nachlassen, während der Himmel schwarz wird und die Sterne ohne zu blinzeln am Himmel brennen.

»Norman. Norman!«

Er hört die Stimme durch das Tosen und weiß, dass es Vasilisa ist. Er spürt abwesend ihr Knie unter dem Kopf und ihre Hände, die auf seiner Brust die Knöpfe öffnen. Doch dann verschwindet die Stimme, geht im Brüllen und im Strahlen unter.

Die Feststoff-Startraketen fallen ab.

Die erste Stufe wird abgetrennt, und der schwarz-weiße Metallzylinder schimmert in der Sonne und stürzt zur blauen und ungleichmäßig blau und weiß besprinkelten Erde zurück.

Der Rand der Welt bekommt eine Krümmung, ein Krumschwert aus Blau und Gelb vor dem schwarzen All. Roth hört ferne Stimmen, er hört geflüsterte Befehle oder Einladungen durch schlecht eingestellte Kopfhörer, und er weiß, dass er die Augen geschlossen halten muss, wenn er all dies sehen will, aber gerade als er die Augen endlich doch wieder öffnen will, zündet die zweite Stufe, und die Flammen sind wieder da. Er wird von der Beschleunigung niedergedrückt, während er weiter in die Schwärze hinaufrast.

»Holt meine Tasche aus dem Auto. Rasch!«

Roth hört den russischen Befehl, doch er kann ihn mühelos verstehen. Wie eigenartig es war, als Sprachen noch wie Mauern waren und das Verstehen behindert haben. Jetzt, aus dieser Höhe, kann er über jede Mauer blicken.

Der Lärm und die Flammen und der Druck enden so plötzlich, wie sie begonnen haben.

Roth schwebt jetzt mit gestreckten Armen und gestreckten Beinen. Er verdreht den Oberkörper und dreht sich frei im Raum, blickt hinunter und sieht, wo er war. Wo er immer gewesen ist.

Er fliegt dem Sonnenaufgang entgegen. Die weißen Wolken ziehen in einer Prozession weit unter ihm vorbei wie Schafe, die über eine blaue Wiese wandern. Eine Halbinsel reckt sich dem Sonnenaufgang entgegen wie ein Finger Gottes und teilt das grüne Meer. Auf der Nachtseite des Terminators pulsieren zwanzig Kilometer hohe Stratokumuli unter ihren eigenen, inneren Blitzen.

»Platz da ... die Nadel ... ins Herz.«

Roth streift die unsichtbaren Kopfhörer ab. Er hat das Insektensummen der fernen Stimmen satt. Sollen TsUP und Houston doch ihre Befehle geben, wem sie wollen. Er muss nicht zuhören. Die Stille schlägt über ihm zusammen wie Wasser, das ein Deck flutet.

Die Sonne erfasst die Krümmung der Welt, feurige Strahlen tasten über den dünnen Schleier der Atmosphäre wie ein Gespinst aus goldenen Flammen, dann löst sie sich von der Erde, steigt im schwarzen Weltraum auf und zeigt sich in ihrer ganzen Macht als die thermonukleare Explosion, die sie tatsächlich ist. Der Welt Raum, entdeckt er nun, ist keineswegs still. Sterne zischen und

knistern. Roth hat dies schon einmal in Aufzeichnungen von Radioteleskopen gehört. Doch jetzt hört er sie auch singen – ein Chor vollkommener Stimmen in einer Sprache, die der lateinischen nicht unähnlich ist. Roth will verstehen, was sie singen, was dieser wundervolle Chor überirdischer Stimmen zu bedeuten hat, aber der Sinn entzieht sich ihm und verharrt knapp unterhalb der Bewusstseinsschwelle. Jetzt steigt Roth in das Rauschen und Dröhnen und in die Brandung der lohenden Sonne selbst empor. Er spürt einzelne Photonen auf seine nackte Haut prallen und sieht die Wellen und Wellenmuster des Sonnenwindes, der gegen die pulsierenden, atmenden Schichten der irdischen Magnetosphäre anbrandet. Der Weltraum, erkennt er nun ebenfalls, ist keineswegs leer. Er ist voller Gezeitenwellen der Schwerkraft, es gibt gewaltige Schockwellen aus Licht, es gibt die verflochtenen, lebenden, sich ewig wandelnden magnetischen Kraftlinien, und alles stimmt ein in den sichtbaren und hörbaren Chor der Sterne.

Irgendwo, sehr weit entfernt, findet ein Countdown statt ... fünf, vier, drei, zwei, eins ... auf Russisch und Englisch ... die Menschen singen und weinen und lachen. Roth hört Musik. Das neue Jahr hat begonnen.

Er breitet die Arme aus und ist beinahe bereit, sich vom Sonnenwind weiter und weiter tragen zu lassen, immer höher hinauf und tiefer hinein in den singenden Kosmos, ein für alle Mal befreit aus der Schwerkraft der Erde, doch es gibt noch etwas, das er tun muss.

»Atme, Norman. Norman!«

Er will die Stimme aus seinen Ohren vertreiben, aber dann greift er nach hinten unter das Kissen. Die drei gefalteten Papierstreifen sind noch dort. Er sucht sich einen aus. Er hebt die geballte Faust, öffnet die Finger.

Um den Zettel zu lesen, muss er die Augen öffnen. Er weint, hält die Augen fest geschlossen, er wird die Pracht der zurückweichenden Erde gleich nicht mehr sehen können, er wird die väterliche Umarmung der aufgehenden Sonne nicht mehr spüren können, er wird den kühlen Kreis des Mondes nicht mehr fühlen können, er wird den Chor der grellen Sterne, die auf ihren Röntgenfrequenzen singen, nicht mehr vernehmen können.

Doch er muss wissen, welche Zukunft er gewählt hat.

Norman Roth öffnet die Augen.